



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

VISIT...

LANZAROTE
Caliente.COM



3 2044 004 442 885

**HARVARD COLLEGE
LIBRARY**



**BOUGHT FROM THE
AMEY RICHMOND SHELDON
FUND**

1-2

Guido List's Gesammelte Werke

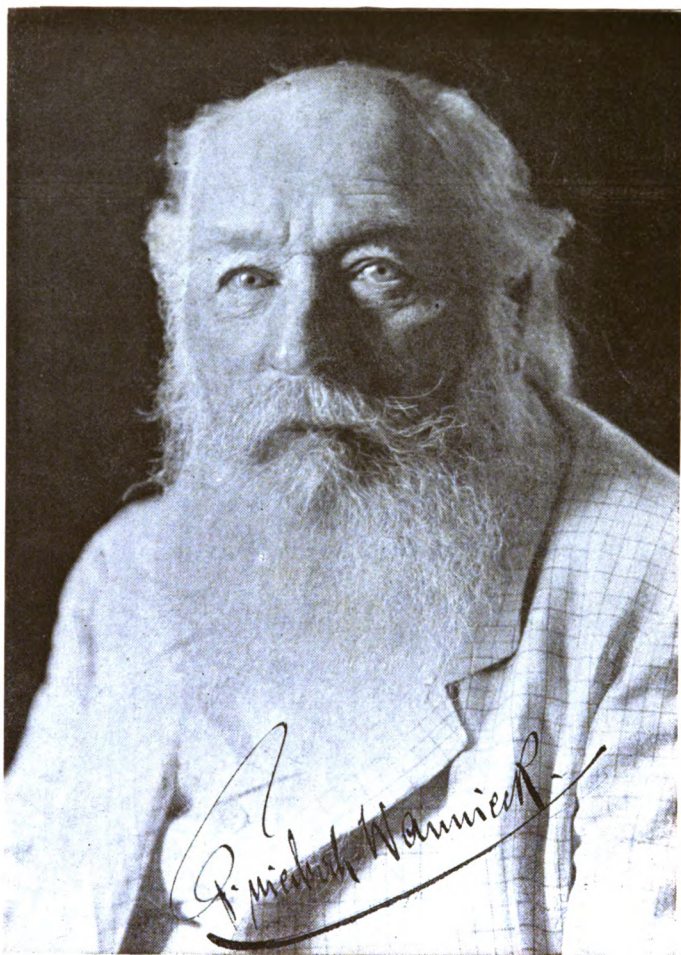
Erster Band



6. – 12. Tausend

Deutsch-Mythologische
Landschaftsbilder

Breite stark vermehrte, reich illustrierte Auflage



Groß-Industrieller Friedrich Wannier in München
Hauptstifter und Ehren-Präsident der Guido-v.-Liszt-Gesellschaft zu Wien
Präsident der Prager Eisen-Industrie-Gesellschaft, Präsident der Ersten
Brünner Maschinenfabriks-Gesellschaft, Verwaltungsrat der Alpinen
Montan-Gesellschaft, Ehren-Präsident des Vereines „Deutsches Haus“
in Brünn etc. etc. etc.

Guido List's
Gesammelte Werke.

Erster Band.





fund.

Guido List

Deutsch-Mythologische

Landschaftsbilder.

Zweite, stark vermehrte Auflage
mit zahlreichen Illustrationen und zwei Kartenbeilagen.

Erster Band.



Wien, Verlag des Verfassers durch die Guido-
von-List-Gesellschaft. Für den Buchhandel:
Österreichisches Verlags-Institut Wien XIII/8,
:: Hiefiger Hauptstraße 66. ::

25791-1000
✓

Das Übersetzungsrecht in fremde Sprachen, wie alle übrigen Rechte
ausdrücklich für den Verfasser vorbehalten.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika gewähren
nur für die Dauer eines Jahres, und da noch sehr mangelhaft
Schutz gegen Nachdruck und geben dadurch zu erkennen, daß die
Mehrzahl ihrer Gesetzgebenden, im Erkennen des Begriffes vom
geistigen Eigentum, noch nicht jenen Standpunkt erreicht haben, den
andere Völker schon längst als einen Gesetzesstandpunkt anerkennen.

Oberöstr. Buchdruckerei- und Verlagsgesellschaft, k. u. k.

Seinem hochverehrten Freunde

dem Herrn

Friedrich Wannieck

Vorstand des Vereines „Deutsches Haus“ in Brünn

dem

kraftfrohen Förderer

des

Deutschen Wesens in Mähren

in freundlicher Erinnerung

zugeeignet vom

Verfasser.

Wien, am 17. Mai 1891

Dem Tage der feierlichen Schlußsteinlegung des „Deutschen Hauses“ in Brünn.

Inhalt.

Verzeichnis der Kapitel-Überschriften.

	Seite
Zum Geleite	XI
1. Deutsch-Mythologische Landschaftsbilder	1
2. Deutsch-Mythologische Denkmale in der Umgebung von Wien	25
3. Der Hermansfogel	84
4. Auf dem Geißelberg. Eine Weihenacht	117
5. Eburodunum vor dem Wuotanstal	138
6. Der Einsiedel vom Hohenstein bei Rothenkreuz	154
7. Ad pontem Ises	206
8. Aggstein an der Donau	260
9. Der Venusberg bei Traismauer	276
10. Die Schalaburg	294
11. Osterburg, Hohenegg, Mauer und der große Heilige	328
12. Christophen	346
13. Der Brühl	369
14. Das Helenental und das Femgericht auf Rauhenstein	384
15. Merkenstein	420
16. St. Corona	438
17. Der Untersberg	454
18. Das Höllental	465
19. Wurmbauer, Wurmgarten, Wurmbrand	480
20. St. Leonhard	508
21. Auf der Eisenstraße	536
22. Carnuntum	562
23. Dianiomina	604
Schlußwort des Verfassers	640
Nachruf: Präsident Herr Friedrich Oskar Wannier †	649
Guido List's Werke	651

Verzeichnis der Vollbilder.

	Zwischen Seite
Porträt Großindustrieller Friedrich Wannier in München	
Abb. 1. Wuotansjagd. Im Hintergrund der schwarze Turm bei Mödling	8—9

	Zwischen Seite
Abb. 10. Wagstein („heidende Wiege“) bei Traunstein in Niederösterreich	74—75
„ 24. Am Agnesbründl	184—185
„ 29. Frau Anna v. Eist, geb. Wittef, Gattin des Ver- fassers	208—209
„ 31. Typische Szenerie aus einem niederösterreichischen „Erdfall“	216—217
„ 39. Der „schwarze Turm“ im Brühl bei Mödling	280—281
„ 43. Alte Thingstätte in Zell bei Ruhpolding (Ruot- polding)	312—313
„ 47. Die „Macocha“ bei Brunn	344—345
„ 53. Der Arkadenhof der Schalaburg in Niederösterreich	392—393
„ 62. Nigenreigen im Klostertal bei Gutenstein (Titel- bild zum 2. Teil)	
„ 64. Der Schneeberg bei Wien	472—473
„ 70. Halgadomsmaid	504—505
„ 75. Der Urtefstein (Urdaftein) im Helenental bei Baden	536—537
„ 86. Ein zeitgenössisches Armanengrab	600—601
„ 89. Der Stefandom in Wien	616—617

Verzeichnis der Textbilder.

	Seite
Abb. 2. Tracht und Gerät aus der Stein- und Bronzezeit . . .	13
„ 3. Der „Halterberg“ in Unter-Gänserndorf	21
„ 4. Der Tumulus von Groß-Mugl und der Leifferberg in Niederösterreich	29
„ 5. Der Göttschenberg und der Tumulus in Deutsch-Altenburg	37
„ 6. Typische Szenerien aus den niederösterreichischen Erd- fällen	45
„ 7. Der Wachstein bei Traunstein in Niederösterreich von S.-W.	53
„ 8. Der Wachstein von S.-O. bei Traunstein in Nieder- österreich	61
„ 9. Eine von den vier „Steinwannen“ oder „Blutgruben“ auf dem Wachstein	69
„ 11. Der Franzosenstein bei Traunstein in Niederösterreich	79
„ 12. Der Wagstein von Candil in Argentinien	87
„ 13. Der Wagstein in Arizona	95
„ 14. Kogelstein bei Eggenburg in Niederösterreich	103
„ 15. Die „Fehhaube“ (Femhube) bei Eggenburg	111
„ 16. Die Erdteile im Sekundär und in der Jetztzeit und die Verteilung der Riesensteinbauten	119

Abb. 17.	Entwicklung der Riesensteinbauten	127
" 18.	Das Marienbründl bei der Wallfahrtskirche in Maria- brunn bei Wien	135
" 19.	Wallfahrtskirche Maria-Dreieichen in Niederösterreich	143
" 20.	Die Wallfahrtskirche Maria-Tafel in Niederösterreich	151
" 21.	Kirche in Sievering	159
" 22.	St. Michaelskirche von Heiligenstadt	167
" 23.	Der Leopoldsberg mit dem Kahlenbergerdorf	175
" 25.	Das Riesenfaß des Chorherrenstiftes Klosterneuburg bei Wien	187
" 26.	Markgrafenburg auf dem Leopolds-, eigentlich Kahlen- berge bei Wien im Jahre 1470	116
" 27.	Der Verfasser im Jahre 1871	193
" 28.	Der Verfasser mit seinem Kanot im Jahre 1875	201
" 30.	Ruine Aggstein an der Donau	211
" 32.	Die Benediktiner-Abtei Melk an der Donau	223
" 33.	Ruine Weiteneck an der Donau	231
" 34.	Mödling bei Wien im Jahre 1626	239
" 35.	Die breite Föhre im Unningergebiet bei Mödling	247
" 36.	Das „Muatterhörndl“ oder der „Pfennigstein“ im Unninger- gebiet bei Mödling	255
" 37.	Der Tempelweg in der Brühl	263
" 38.	Die Ruine Rauhenstein bei Baden in Niederösterreich	271
" 40.	Zerstörung einer Irmenful durch den Frankenkönig Karl	285
" 41.	Rauheneck bei Baden in Niederösterreich	297
" 42.	„Die Spinnerin am Kreuz“, gotische Säule am Wiener- berg im X. Bezirke Wiens	305
" 44.	Ruine Merkenstein in Niederösterreich	323
" 45.	Schlafkammerzene in einem Erdstall	330
" 46.	Das Riesenei bei Blansko	339
" 48.	Die „Teufelsbrücke“ bei Sloup	353
" 49.	St. Leonhard in Kärnten	359
" 50.	Leonhardikirche zu Ganacker	365
" 51.	St. Leonhard mit Hufeisenkette und ein Kalb segnend	377
" 52.	Eiserne Tieropfergegenstände aus der Leonhardikirche zu Ganacker	387
" 54.	St. Marein in der Hohenburg bei Pusarnitz auf dem Eurnfeld	401
" 55.	Altes Christophbild an der Meraner Pfarrkirche	409
" 56.	Hexen- und Schatzsucherfreis	417
" 57.	Der große Meergeist aus Francisci „Der Hölische Proteus“	425
" 58.	Der „Rosengarten“ bei Bozen, des Zwergkönigs Laurin Heimat	433
" 59.	Stift Säben in Tirol	441
" 60.	Die Höhlenburg Kofel nach einem Kupferstich Merians aus dem Jahre 1645	449

Abb. 61.	Ein altes Heiligenbild, das Martyrium der hl. Corona darstellend	456
"	63. Die Osterburg in Niederösterreich	469
"	65. Burg Hohenegg in Niederösterreich	477
"	66. Ruine Spielberg an der Donau	483
"	67. Freyenstein an der Donau	489
"	68. Der jetzt weggesprengte „Hausstein“ im Donauwirbel bei St. Nikola in Oberösterreich	495
"	69. Der Donaustrudel bei Grein (Oberösterreich)	501
"	71. Hbbs in Niederösterreich	511
"	72. Der Geiselberg, ein gigantischer Hausberg mit seinen drei Ringwällen in Niederösterreich	517
"	73. Szenerie aus dem Großen Hölleental	523
"	74. Antike Porträtbüste eines Germanen (Arminius?) im britischen Museum	529
"	76. Antike Marmorbüste einer Germanin (Thusnelda?)	539
"	77. Geschichte und Sage	545
"	78. Das „Heidentor“ auf dem Ruinenfeld von Carnuntum	551
"	79. Die gigantische altgermanische Wallburg Stillsfried in Niederösterreich	557
"	80. Ein Teil des großen Brandwalles von Stillsfried in Niederösterreich	565
"	81. „Frau Saelde“. Antike Marmorbüste einer Germanin	571
"	82. Der Hausberg von Stronegg in Niederösterreich	577
"	83. Der Verfasser im Jahre 1910	583
"	84. Das „Heidentor“ auf dem Ruinenfeld von Carnuntum in seiner jetzigen Gestalt am 26. Juni 1911	589
"	85. Der romanische Karner in Deutsch-Altenburg bei Carnuntum	595
"	86. Der „Stoß im Eisen“ in Wien und der „Stoß im Eisen“ in Waidhofen an der Hbbs	607
"	88. Ein altes Armanengrab	613
"	90. Alte Ansicht der Peterskirche in Wien vor dem Jahre 1717	627
"	91. Alte Ansicht der Ruprechtskirche in Wien	627
"	92. Die Hohebrücke in Wien in ihrer alten Gestalt vor dem Jahre 1857	635
"	93. Die „Bummerin“, die aus im Jahre 1683 erbeuteten türkischen Kanonen gegossene Riesenglocke von St. Stefan in Wien	643

Verzeichnis der Kartenbeilagen.

Karte von Görz und Krain nach Dr. Wolfgang Fazzius	675
Karte von Tirol nach Dr. Wolfgang Fazzius	679



Seit Jahren war Guido Eist's berühmtestes Werk, die „Deutsch-Mythologischen Landschaftsbilder“, vergriffen. Seiner Zeit um Jahrzehnte vorauseilend, ist dieses wunderbare und klassisch schöne Buch jung und neu geblieben, ja es scheint, daß die Zeit für das volle Verständnis der in diesem Werke niedergelegten Findungen erst jetzt gekommen sei. Als Jünglinge haben wir die „Deutsch-Mythologischen Landschaftsbilder“ vor nunmehr 20 Jahren zuerst gelesen, für einen jeden von uns war dieses Buch ein Lebensereignis, es hat uns mit seiner Romantik ganz erfüllt, es hat uns mit seiner hinreißend schönen Sprache begeistert und es hat unsere Augen für die geheimnisvollen Reize der deutschen Landschaft geöffnet, es war uns der Quell reinsten und edelster Genüsse und das Lehr- und Lesebuch der deutschen Landschafts-Runen geworden. Die Zeit und die Wissenschaft sind vorgeschritten, sie haben aber Guido Eist nicht überholt, sondern erst eingeholt.

Wer Eist verstehen will, der muß seine „Deutsch-Mythologischen Landschaftsbilder“ gelesen haben. Sie sind die Pforte zu der Weltanschauung, die der Meister entdeckt und neu begründet hat. Eist's alle Freunde und Ver-

ehrer und noch mehr die von Tag zu Tag in allen Ländern der germanischen Welt wachsende Schar seiner neuen Jünger haben es längst schmerzlich empfunden, daß sein bedeutendstes, weil grundlegendes Werk, unzugänglich war. Ohne dieses Buch ist aber des Meisters Wirken und Schaffen in seiner ganzen gigantischen und genialen Größe nicht zu erfassen. Denn der fernerstehende, der den Werdegang dieses ganz eigenartigen Forschers und Denkers nicht miterlebt und mitverfolgt hat, bleibt verblüfft und verwirrt vor der überragenden Höhe des kühn aufgetürmten Weltanschauungsgebäudes stehen, weil ihm dessen Grundlage und Grundriß verborgen geblieben ist. Eist's Zeit ist nunmehr gekommen und damit auch die dringende Notwendigkeit, die „Deutsch-Mythologischen Landschaftsbilder“ in neuer Auflage erscheinen zu lassen und den Grundplan und Grundriß des ganzen Lehrgebäudes vor den vielen neu hinzugekommenen Mitgliedern der Eistgemeinde von neuem aufzurollen. Es sind feste, gewaltige, bis in die Dämmer-tiefen der Urzeit hinabreichende Grundpfeiler von unerschütterlicher und solider Stärke, auf der die gewaltige Last des Ganzen ruht. Was Eist's geniale Kombinationskunst, poetische Phantasie und seherische Intuition erschaut und in fesselnder, Jung und Alt bezaubernder Sprache geschildert hat, das hat ungewollt und unbewußt die Wissenschaft bestätigt. Wir haben den Meister veranlaßt, bei jedem Artikel die Entstehungszeit anzugeben und überrascht wird der Fachmann feststellen können, daß Guido von Eist die Priorität vor Carus Sterne, Penka, Much und selbstverständlich vor allen späteren Erforschern des ariogermanischen Altertums besitzt. Er war der erste, der den ariogermanischen Ursprung aller Kultur klar erkannt hat, er war der erste, der nachgewiesen hat, daß die Urkultur und ariogermanische Kultur eines seien, daß die Kultur unserer Vorfahren kein Geschenk oder ein Ab-leger anderer Kulturen, sondern ein selbst geschaffenes,

ureigenes Werk war. Als List diese Lehre zum erstenmal verkündete, da ward er geschmäht und verhöhnt. Heute aber ist er Sieger auf allen Linien, und die Wahrheit, daß alle anderen Kulturen nur Abkömmlinge der ario-germanischen Urkultur sind, ist wissenschaftliches Allgemein-gut geworden.

Hat uns als Jünglinge der Zauber der Sprache und die Mystik der „Deutsch-Mythologischen Landschaftsbilder“ so sehr gefesselt und begeistert, so stehen wir heute als gereifte Männer mit Verwunderung und Erstaunen unter dem Banne der grandiosen Geistesiefe dieses Werkes. Es ist ein Buch, das man nicht einmal, sondern das man mehreremale im Leben, ja das man als Andachts- und Erbauungsbuch immer wieder lesen kann, weil es die wunderbare Kunst des Lesens der deutschen Landschafts-rune und überhaupt die Kunst des verständnisvollen Wanderns lehrt. Es ließt sich auch in verschiedenen Lebensaltern verschieden und je gereifter die Lebenserfahrung des Lesers wird, desto tiefer wird er in die Schönheiten dieses Buches eindringen.

Ebenso wie unsere Vorfahren die Gottheit nicht in Tempeln und Statuen verehrten, ebenso haben sie ihre Weisheit nicht in Büchern und Bibliotheken auf uns vererbt. Viele haben daraus schließen wollen, daß unsere Ahnen überhaupt keine Weisheit besessen haben, die sie uns hätten überliefern können. Diese Ansicht ist heutzutage Gott sei Dank als ein verhängnisvoller und beschämender Irrtum abgetan. Der vorurteilslose Leser wird vielmehr an der Hand dieses Buches staunend erkennen, daß es den alten Ario germanen durchaus nicht an Kultur und Weis-tum gemangelt hat, aber daß sie eine andere Art der Überlieferung besessen haben. Sie haben ihre Geschichte und ihr Weistum nicht auf vergänglichem Hadern- und Holz-papier und nicht in Druckerschwärze aufgezeichnet, son-der in unvergänglich-monumentalen Lettern in das Ant-

liß der Erde eingegraben und in den Flur-, Berg-, Fluß- und Ortsnamen der deutschen Landschaft verewigt. Diese Namen sind nicht geistlos und willkürlich gewählt, sondern verraten ein besonderes System und stehen in einem logischen Zusammenhang miteinander und ihrer realen Umgebung. Diese Tatsache ist Guido List's großartige und folgenschwere Entdeckung und die Grundlage seiner weiteren Forschungen und Findungen.

Ist diese Art der Aufzeichnung eines Weistums nicht poetischer, künstlerischer und vor allem sittlicher als die rein mechanische Aufzeichnung und Aufstapelung unserer modernen Wissenschaften in Büchern und Bibliotheken? Schütteln nicht schon heute vorurteilslose und vorausschauende Beurteiler darüber bedenklich die Köpfe, was denn in der Zukunft werden soll, wenn unsere letzten Wälder in Papier-Berge und Bibliotheksbücher-Alleen umgewandelt sein werden? Um wie viel schöner und lebendiger spricht die Überlieferung der Alten zu den Wissenden. Erzählt uns der Fichtenwald nicht mehr als das bleiche, aus zerfaserten Baumleichen hergestellte Papier? Und vor allem, ist die Weisheit, die uns der Wald zurauscht, die Quelle zuraunt, der Windhauch zuflüstert und die ganze deutsche Landschaft laut zuruft, nicht lebender und ergreifender? Alles Weistum, das nur den Verstand befriedigt, ist tot, ist mehr oder weniger wertlos. Nicht das Wissen allein genügt, sondern Wissen und Wollen. Nicht allein der Verstand, auch Herz und Gemüt bedürfen der Speise und Labung. Wohlan denn, gütiger Leser, hier hast du, wonach du begehrt. Hier reicht dir der Meister in kristallinem Becher den erquickenden Quell geheimer Urväter-Weisheit.

„Geheime“ Weisheit heißt sie, nicht weil sie das Licht zu scheuen braucht, sondern deswegen, weil sie sich nur dem erschließt, der sie reinen Herzens sucht, der nach ihr ringt und kämpft. Diese Weisheit soll nicht nur den

 Geleitwort.

Verstand, sondern mehr noch das Herz bilden, sie soll nicht nur klug machen, sondern — was heutzutage vielfach übersehen wird — auch gute und edle Menschen bilden. Nur wer suchet, der soll finden, nur wer anklopft, dem soll aufgetan werden. Nicht Wissen allein macht selig, sondern Wissen und Wollen.

Diese wahre Weisheit liegt nicht, für jedermann erreichbar, auf der bequemen, breiten Straße, auf der der Pöbel nach den Tempeln der irdischen Güter wallfahrtet, sondern sie liegt in einem Höhenheiligtum am Ende eines rauen, engen und beschwerlichen Pfades, den nur die wandeln können, die die Schwindelfreiheit der inneren sittlichen Läuterung besitzen. Diese hohe erhabene Weisheit allen mühelos zugänglich zu machen, hieße, wie das Evangelium sagt, die Perlen vor die Säue zu werfen.

Monksalvatsch und die Gralsburg bleibt Unfrommen und Unreinen unsichtbar und erst dem geläuterten Grals-sucher und Kämpfer Parsival werden sie sichtbar und zugänglich! So faßt List in seinen Werken die Begriffe Esoterik und Exoterik auf und genau so werden die Begriffe auch von den Evangelien, Kirchenvätern und unseren Vorfahren verstanden. Das exoterische verstandsmäßige Wissen belehrt bloß, das esoterische Wissen aber erzieht und läutert sittlich. Die Lehren dieses Weistums wollen nicht nur begriffen, sondern auch befolgt und erlebt werden. In diesem Sinne sind Guido List's „Deutsch-Mythologische Landschaftsbilder“ nicht nur landschaftliche, sondern auch weit-aus mehr sittliche Wegweiser der arischen Jugend und des arischen Volkes. Und daß sie dies immer mehr und mehr werden, dies wünschen und hoffen wir zuversichtlich zu unserem und unserer Kinder und Kindesfinder Heile!

**Das Kuratorium
der Guido-von-List-Gesellschaft.**



Der Germanen Anschauung von der Hoheit der Himmlischen entspricht es nicht, sie zwischen Mauern einzuschließen, oder von ihnen Bilder mit menschlichen Zügen zu machen. Wälder und Haine sind ihre Tempel und unter den Namen ihrer Götter rufen sie jene unerforschliche Macht an, welche sich ihnen einzig und allein in der Anbetung offenbart.

Solches schrieb Cornelius Tacitus vor etwa achtzehnhundert Jahren, Cornelius Tacitus, der erste Lobredner der Germanen. Und dieses sein inhaltgewaltiges Wort sollte zum Leitmotiv unseres Buches, der Deutsch-Mythologischen Landschaftsbilder* werden.

Die Oberfläche unseres Planeten mit dem sie im sterngestickten Blaumantel umhüllenden Himmelszelte, ist das, was im allgemeinen das Wort Natur begreift. Im engen Rahmen des menschlichen Gesichtsfeldes kann jedoch nur ein winziger Teil der Natur überblickt werden und eben dieser winzige Teil ist es, welcher unter

dem Begriffe Landschaft verstanden wird.

Über nicht das Auge allein vermittelt dem denkenden und fühlenden Beschauer einer Landschaft den Naturgenuß, auch die anderen Sinne nehmen teil an dieser Mittlerrolle.

* Dieser Abschnitt beruht auf mehreren Arbeiten meiner Feder, deren wichtigste sind: Niederösterreichische Sagen und Volksgebräuche und die deutsche Mythologie. Wien, Heimat, Nr. 45 und 46. 1881; Niederösterreichische Ortsnamen und die deutsche Mythologie. Wien, Heimat, 1881 u. m. a.

Leitmotiv, Deutsch-Mythologische Landschaftsbilder.

Wenn auch das Auge uns das Gewirre der Linien, das scheinbar regellose Durcheinander der Farbentöne, die Bewegungen der Einzelwesen im Gesamtbilde schauen läßt, so kann uns nur das Ohr den Gesang der Vögel, das Brausen des Sturmes und das Rollen des Donners vernehmen lassen. Ebenso vermitteln die anderen Sinne uns das Gefühl von Wärme oder Kälte, den Harzesduft des Forstes und den Geschmack der Erdbeere im kühlen Waldesgrunde. Alle diese Einzeleindrücke und Einzelwahrnehmungen zur Gesamtempfindung vereinigt, bilden erst den eigentlichen Naturgenuß.

Wie nun aber die Partitur einer Symphonie aus den einzelnen Orchesterstimmen, wie ein Gemälde aus den Tausenden, in den verschiedensten Biegungen und Brechungen verlaufenden Linien, aus den bunt durcheinander geworfenen Farbentönen zusammengesetzt erscheint, aber von dem Laien nur im Gesamteindrucke empfunden wird, so übersieht auch der naive Beschauer einer Landschaft die Unzahl von Einzelwesen und läßt daher nur das Gesamtbild der Landschaft in seinem Totaleindruck auf sich einwirken. Nur der Kunstverständige wird in einem symphonischen Tongemälde aus den Einzelstimmen die verschlungene Harmonie, nur er wird Zeichnung und Farbenabtönung im Meisterwerke eines Malers in der Einzelwirkung zu erfassen vermögen. Aber eben auch nur ein solcher wird durch dieses Erkennen sich erst zum höchsten Kunstgenuß aufschwingen, indem er den Zusammenhang der Vielheit zur Einheit erkennend, den Gesamteindruck des Kunstwerkes auf sich einwirken läßt.

Ebenso wie der Kunstästhetiker im wahren Kunstgenusse, ebenso wird der Naturästhetiker im wahren Naturgenusse schwelgen, denn auch ihm ist es gegönnt, was so vielen versagt ist, nämlich tiefere Blicke zu tun in die Vielgestaltung der wundervollen Einheit im Leben und Weben der Natur.

Was aber die Menschheit im Jugendalter der Völker vorahnend erkannt, als sie im andachtsvollen Empfinden des

Innerlichkeit und Außerlichkeit.

Schönen, des Erhabenen, ja Gottessehnsuchterweckenden sich mit kindlicher Scheu dem Heiligtum der Natur genahet, das vermag nur der Naturästhetiker nach zu empfinden. Der kindlich-naive Sinn des Naturvolkes ist dem Kulturvolve verloren gegangen, es versteht die Sprache der Natur kaum noch zu stammeln, und erst auf dem Wege der Wissenschaft und namentlich der Kunst vermag der moderne Mensch sich mühsam dem verloren gegangenen Verständnis der Natur wieder zu nahen.

Tausende und aber Tausende ziehen im Jahre dem Naturgenusse nach, aber sie nennen sich — Touristen! Dies Wort allein bezeugt, wie wenige von den Tausenden wirklich Naturästhetiker sind.

Mit dem kindlich-naiven Sinn ging aber auch dem Kulturvolve das ursprüngliche, unmittelbare Bewußtsein der eigenen Göttlichkeit verloren, jenes unvergleichbar erhabene Stammeseigen des Germanen. Innerlichkeit heißt eben bei sich sein, und bei sich sein ist eigentlich bei Gott sein. So lange also ein Volk als Naturvolk seine ganze ursprüngliche Innerlichkeit besitzt, hat es auch keine Veranlassung zu einer äußerlichen Gottesverehrung, zu einem äußerlichen zeremoniellen Gottesdienst, welche sich erst auszugestalten beginnen, wenn die Innerlichkeit der Außerlichkeit zu weichen im Begriffe steht.

Jeder äußere Dienst der Gottesverehrung bezieht sich daher immer auf etwas außerhalb des Verehrenden Angenommenes. Je innerlicher der Mensch, desto weniger äußerlich ist sein ganzes Leben, und umgekehrt. Dies tritt im Verfolge der Kulturgeschichte am deutlichsten zutage. Die meisten und großartigsten Monumente der religiösen Kunst sind — bei allen Völkern — erst dann entstanden, als der Mensch am wenigsten mehr von seiner Göttlichkeit gewußt hat. Mit den Tempelbauten entwickelte sich auch immer reicher der Zeremoniendienst im Kultus. In solchen Perioden waren

daher auch die Monumente der religiösen Baukunst am allervollkommensten, sie waren es, welche den betreffenden Baustil bestimmten, denn der Zweck war erreicht, der mit ihnen als Mittel angestrebt werden sollte. —

So erreichte bei den Griechen die Bildhauerkunst ihre höchste Blüte schon sehr frühzeitig, weil eben diese Kunst weniger materiell ist, weil in ihr der Geist noch ungeschieden in der Materie weilt. Später, bei den Römern schon tritt er heraus, er macht sich äußerlich geltend, aber er überwindet sie noch nicht, er bringt es nicht einmal bis zur Kunst. Dies erst war dem Mittelalter und vornehmlich den Deutschen vorbehalten. Mit der Vollendung des gotischen Stiles blieb dem Geiste nur übrig, nachdem er Herr der Materie geworden, sich wieder auszusöhnen mit der Natur, um wieder zurückzukehren in sie. Er ward zum Schöpfer der Malerei, der dritten Schwesterkunst von Plastik und Architektur. Endlich, nachdem der Geist alle Kunstmittel zur Verherrlichung des Höchsten auf sich zum Zwecke der Darstellung, Anschauung, Erkenntnis seiner selbst verbraucht, ward er wieder frei in der Materie und in der Natur mit Bewußtsein, wie er es einst im Beginne der Zeiten gewesen.

Solange der Mensch sich der Göttlichkeit seines eigenen Geistes unmittelbar bewußt ist, so lange ist die Liebe zu seinen Mitmenschen sein Gebet, die Freude über die Schönheit der ihn umgebenden Natur sein Hymnus, die weite große Erde mit dem riesigen blauen Himmelsgewölbe aber ist ihm gerade groß genug zum Tempel seines Gottesglaubens, weil er sich eins mit dieser Gottheit fühlt. Solange der Mensch sich seiner eigenen Göttlichkeit bewußt ist, so lange weiß er diese seine Gottheit und nichts Höheres in sich, in den anderen Menschen, in dem ganzen Universum um sich her; er erkennt nichts anderes über sich an, als eben diese geistig unsichtbare formlose, aber doch in der ganzen ihn umgebenden Natur formhabende Gottheit in sich und bildet daher auch keinem Menschen eine Göttergestalt nach. Und wenn er seinen Gott

 Goldenes Zeitalter.

keinem Menschen nachbildet, wem sollte er ihn denn sonst nachbilden? Finden sich nicht bei allen Völkern, welche Götzendienst hatten, auch Spuren von vergötterten Menschen?

Daß es eine solche Zeit der Innerlichkeit wirklich gegeben hat, dafür sprechen die Überlieferungen aller Völker, es ist dieselbe, von der alle Dichter als von dem goldenen Zeitalter zu singen und zu sagen wissen. Und diese Zeit war wirklich und wahrhaftig die goldene Zeit, denn sie war die glücklichste im Vergleiche mit den folgenden Zeiten, die ungetrübt glücklichste, denn das Menschenleben war in ihr mit dem Göttlichen am ehesten einig. Die goldene Zeit im Leben der Völker gleicht eben der goldenen Zeit im Leben des Menschen, den ungetrübten, sonnenbeglänzten Tagen der frühesten Kindheit.

Alle Völker hatten am Beginne ihres Entstehens solch Götterleben, und waren sich damals ähnlicher — wie die Kinder unter sich — als im späteren Entwicklungsgange, wo sich erst ihre Sondereigenschaften — nicht anders wie bei dem sich entwickelnden Menschen — ausgestalten konnten. In solchem Entwicklungsgange verloren dann die Völker ihre Innerlichkeit, die allein und überall verschiedene Außenwelt trat als Bildnerin der Völker auf und verursachte so die Rassen- und Nationalitätenbildung. Deshalb lassen sich die Mythologien aller Völker auf ganz gleiche Anfänge zurückführen, deshalb aber auch kann man ermessen, wie lange bei dem einen oder anderen Volke die goldene Zeit gewährt, welche in dem Momente aufhörte, in dem das Mythensystem des betreffenden Volkes, vom gemeinsamen Stamme abzweigend, seine Sonderschöpfung ansetzen und zum Blühen gelangen ließ. Darum muß auch die Verschiedenheit der Völker und Religionen mit allem, was dazu gehört, ebenso die sehr verschiedene Dauer der goldenen Zeit der einzelnen Völker, stets aus der Verschiedenheit der äußeren Umstände und Verhältnisse erklärbar sein. Je paradiesischer die U f e n w e l t war, desto eher scheint der Mensch sein Paradies der

Gottesverehrung und Selbstpriestertum.

Innenwelt verloren zu haben; er ließ sich verführen, es mit dem anderen zu vertauschen. Je rauher das Klima, je unwirtlicher das Land, desto mehr hegte er das Paradies seines Innern.

Das germanische Volk ist in dieser, wie in so manch anderer Beziehung am glücklichsten gewesen und nur die den Germanen verwandten Inder und Perser sind auch hierin diesen annähernd gleich. Was Herodot* von den Persern berichtet, das sagt Tacitus von den Germanen; von beiden wurde dies aber zu einer Zeit gesagt, wo alle anderen Völker um sie her schon einen ausgebildeten Götzen- und Tempeldienst aufzuweisen hatten.

Über auch bei den Germanen ist die Gottesverehrung nicht ganz frei von Außerlichkeiten geblieben und konnte und durfte es auch nicht bleiben, ebensowenig als das Volk hatte verbleiben können bei seinem unmittelbaren Bewußtsein von seiner Gottinnerlichkeit. Dies mußte sich vollziehen, weil das Außerliche eben das Mittel, die Materie der Spiegel ist, worin die Gottheit sich anzuschauen hat. Diese Wandlung blieb aber den Germanen erst für die Zeit des Christentumes vorbehalten, zu welcher allerdings noch im Wuotanstum die Anzeichen des Beginnes zu finden sind. Fernerhin kann aber die Innerlichkeit, weil bei den Germanen am längsten anhaltend, als ein Grundzug des germanischen Volkscharakters, des deutschen Götterglaubens anerkannt werden.

Demzufolge mußte sich auch die Gottesverehrung aus den allereinfachsten Formen ohne Priesterstand entwickeln. Zweifellos war die älteste Form, das Opfer, verbunden mit Gebet. Zunächst opferte jede Familie für sich, auf dem Altare des Hauses, dem Herde. Der Hausvater als der Vorsteher der Familie, als der unumschränkte Herr und Ge-

* "Götterbilder, Tempel und Altäre zu errichten, haben sie (die Perser) so gar nicht im Brauch, daß sie vielmehr denen, die das tun, Torheit vorwerfen, wie mir scheint, weil sie nicht mit den Hellenen dafür halten, daß die Götter menschenähnlich seien." (Herodot I. 131.)

Gottinnerlichkeit. Gottäusserlichkeit. Dualismus.

bieter, ward von vornherein als das Vorbild des höchsten Wesens, als sozusagen der Stellvertreter der Gottheit anerkannt. Ihm opferte die Hausfrau, als das Vorbild der Priesterin künftiger Zeiten, an „des Herdes heiliger Flamme“.

War nun aber die Entwicklung bis zum Opfer gediehen, so kamen bald andere Vorstellungen hinzu, um zur äußerlichen Gottesverehrung hinüberzuleiten.

In jenen Zeiten kannte der Mensch von den Naturkräften nur deren sinnlich wahrnehmbare Äußerungen und mußte endlich zur Annahme hingedrängt werden, daß diese Äußerungen die Lebensbedingungen eines unsichtbaren Wesens unermessbar höherer Art sein müßten denn er selber sei, eines Wesens, dem er sich in Furcht und Bangen beugen müsse, um dessen Zorn zu mäßigen, dessen Milde aber zu mehren und zu erhöhen.

War der Mensch einmal auf dieser Stufe der Erkenntnis angelangt, dann weitete sich bald sein Gesichtskreis höherer Erkenntnis. Die Gottinnerlichkeit begann zu erblaffen, er suchte die Gottheit außer sich. Wie die Nebel, die um die Bergesgipfel ziehen, bildete und formte sich in seiner Sinnenwelt das erste riesig ungeschlachte Urwesen künftiger Göttergeschlechter. Dieses spaltete sich in ein böses und ein gutes Wesen und bildete sich so zu der Ausgestaltung der Finsternis oder des Bösen und des Lichtes oder des Guten aus. Diese beiden feindlichen Brüder wurden selbstverständlich im fortwährenden Kampfe, bei stets unentschiedenem Siege gedacht. Erst einer weit späteren, vervollkommenen Erkenntnisstufe ist die Erweiterung dieser Zweiteilung zuzuschreiben, welche den Trost enthält, daß am Ende aller Tage das vergöttlichte Licht über das böse Wesen der Finsternis den Sieg erringen und nach völliger Vernichtung alles Bösen eine neue vergeistigte Weltordnung kommen werde.

Da nun unsere Vorfahren im Kindheitsraume des werdenden Volkes im viel unmittelbarerem Verkehr mit der Natur gestanden als wir, ihre in Städten eingepferchten Nachkom-

 Zauber und Zauberglaube.

men, so ist es unschwer zu begreifen, daß uns heute ein guter Teil jener scharfen Beobachtungsgabe für die Vorgänge im Naturleben abhanden gekommen ist, auf welchen nicht nur sämtliche Mythen, Volksgewohnheiten und Bauernregeln, sondern selbst das alte Heilverfahren, die sogenannten „Sympathie-Kuren“, und der Zauber- und Wunderglaube fußen. Erst die neuen Wissenschaften, namentlich die entsprechenden Fächer der Naturkunde ersetzen uns jenen verloren gegangenen Natursinn *teilweise* und bestätigen oft überraschend alte mythische und mystische Regeln der Volksüberlieferung.

Über auch die neuester Zeit ganz besonders als Wissenschaft gepflegte „Ästhetik der Natur“ leitet uns auf den Pfaden des Empfindens zurück zum Erkennen der Natur in ihrer Schönheit, Erhabenheit und Sehnsuchterweckung, welche Eigenschaften als Natursinn uns Kulturmenschen ebenfalls verloren gegangen sind.

Der Mensch der Urzeit aber, der von der größten Lehrmeisterin, der Natur, selber erzogen wurde, lernte gar bald der natürlichen Entwicklung der Naturerscheinungen — ohne deren Regeln und Gesetze zu kennen — gewisse Vorgänge ab, und lernte auch durch *förderndes Eingreifen* diese beschleunigen. Ja, im Verfolge der Zeiten lernte der Mensch selbst solche Ergebnisse erzwingen, welche die Natur ohne sein *förderndes Eingreifen* nimmer hervorgebracht haben würde. Der Mensch ist Herr der Schöpfung geworden, ohne es selbst noch gewußt, ja, ohne es geahnt zu haben.

Ein Beispiel soll dies verständlich machen.

Jedermann kennt unsere so liebliche wildwachsende Steinnelle, deren glühende Sterne aus dem satten Grün der Berghalden so anmutig hervornicken; aber auch unsere gefüllte Gartennelle, deren Glutrot so harmonisch vom Blaugrün ihrer Belaubung absticht. Keinem aber ist es unbewußt, daß letztere aus ersterer durch *Verehlung* entstand. Ähnliches *förderndes Nachhelfen* bei allen Ent-



Abb. 1. Wuotansjagd. Im Hintergrund der schwarze Turm bei Mödling. (Nach einem Kunstblatt von Ernst Kuger.)

 Förderungen und Hemmungen.

wicklungsprozessen in der Viehzucht wie im Pflanzenbau erzielte im Verlaufe von Jahrtausenden unsere zahmen Rassen der Haustiere, unsere Feldfrüchte wie andere Erzeugnisse der Land- und Forstwirtschaft, wobei die noch heute nicht verloren gegangenen wilden Urformen der Tier- und Pflanzenwelt uns die überraschenden Abstände zwischen diesen und den „veredelten“ Formen von heute deutlich erkennen lassen.

Über eben diese unglaublich großen Unterschiede geben auch Zeugnis für eine vieltausendjährige Veredlungstätigkeit des Menschen als „Herrn der Schöpfung“, denn nur die ihm nützlichen Tiere und Pflanzen veredelte er, indem er fördernd in deren natürlichen Entwicklungsgang eingriff, während er die anderen, ihm unnützlichen oder gar schädlichen Arten in ihrer Weiterentwicklung hemmte oder diese wohl gänzlich aufhob und so ganze Arten vernichtete.

Die Ursprünge dieser „Förderungen“ oder „Hemmungen“, die wir heute kurzweg als „Veredlung“ oder „Ausrottung“ kennen, waren nach Vorgesagtem schon sehr frühzeitig dem Menschen bekannt, aber lediglich den Wirkungen nach, keinesfalls aber auch im Wesen der Ursache, das lange ein Rätsel blieb.

Wie schon gesagt, war die älteste Form der Gottesverehrung das von Opfern begleitete Gebet, das anfänglich im Selbstpriestertum das Familienhaupt oder dessen Gattin, später das des Stammes oder Staates unter Beistand der Heilrätinnen oder Priesterinnen für sich und seine Angehörigen darbrachte. Was war natürlicher, als daß zu Vorgängen solcher naturgemäßer „Förderungen“ oder „Hemmungen“ der Beistand der Gottheit unter Gebet und Opferung angefleht wurde, und zwar bei „Förderungen“ jener der Lichtgottheit und bei „Hemmungen“ jener des Dämons der Finsternis.

In der Entwicklung dieses Systems der immer äußerlicher werdenden Gottesverehrung kam dann die Zeit:

Ziefer und Zauber.

wahl, die Ortswahl wie die Art des Opfers als maßgebend hinzu. Für „Förderungen“ galten Morgenstunden, aufnehmender Mond, Frühjahr, für „Hemmungen“ hingegen Nachtstunden, abnehmender Mond, Herbst und Winter für günstig. Folgerichtig mußte sich die Farbe des Opfertieres für weiß oder schwarz entscheiden sowie auch später selbst die Tiergattungen berücksichtigt wurden, je weiter die Mythenentwicklung vorschritt. Die Opfertiere hießen „Ziefer“, während die nicht opfersfähigen „Ungeziefer“ genannt wurden, welch letzteres Wort in geänderter Bedeutung noch heute im Gebrauche steht.

War nun mit dem „Ziefer“ die betreffende Gottheit, wie man meinte, dem vorhabenden „Förderungs-“ oder „Hemmungswerke“ geneigt gemacht worden, so schritt man unter Gebet an die fördernde oder hemmende Handlung selbst, welches Tun man „Zauber“ nannte.

So waren „Ziefer und Zauber“ untrennbare Begriffe geworden. Als aber im weiteren Entwicklungsgange sich die Erfolge solchen Zaubertums immer sicherer und nachhaltiger einstellten, glaubte man, daß Ziefer und Zauber einen zwingenden Eindruck auf die Götter auszuüben vermöchten. Der Mensch hatte da seine Innerlichkeit schon völlig eingebüßt, ja selbst die äußere Gottesverehrung begann schon zu verblassen, denn er begann sich seiner Herrschaft über die Schöpfung bewußt zu werden. In seinem Hochmut währte der Mensch nun die Götter durch Zauber zu dem zwingen zu können (Fausts Höllen-Zwang), um was er sie vordem im Gebete gebeten hatte.

Auf dieser Entwicklungsstufe angelangt, begann sich die Naturreligion jedes Volkes in zwei Lehren zu spalten, nämlich in die esoterische und exoterische oder, verständlicher gesagt: in die geheime Priesterlehre und die dem Volke gepredigte, an äußere Formen gebundene Religion oder Wihinei. In diesem Ent-

Esoterik und Exoterik.

wicklungsstande hatte begreiflicherweise das Selbstpriestertum dem Priesterstande, der Hierarchie weichen müssen.

Solange nun noch das Selbstpriestertum herrschte, was zu Cäsars Zeiten noch der Fall war, solange die Verbände der einzelnen Familien (Stämme) ohne engere staatliche Verbindung bei den freiheitliebenden Germanen blieben, so lange blieb auch der Kultus noch ein einfacher, nur durch Überlieferung und Brauchtum geregelter. Dies wahrscheinlich auch noch in der Folgezeit, als sich nach und nach Mächtige aus den Stammfamilien zu Stammkönigen aufgeworfen und Staatenbildungen versucht hatten. Bei den gemeinschaftlichen Opfern dieser kleinen Staaten wuchs natürlich nicht nur die Anzahl der Teilnehmer, sondern auch die Größe der Opfer oder der Fester. Aber nur anfänglich galt der Älteste des Hauses als „Opferer“, bald beanspruchte der König, als der vornehmsten Familie entsprossen, das Priesteramt für sich, das der Heilrätinnen für weibliche Glieder seines Hauses, wodurch bald die „Stammsagen“ sich ausbildeten, welche von der göttlichen Abkunft der alten Königsgeschlechter zu erzählen wissen.

Nur mehr wenige solcher Geschlechter blühen auf jenem Boden Germaniens, von dem nachfolgende Landschaftsbilder eine Schilderung bringen sollen.* Erst später, als sich das Königstum schon mehr gefestigt hatte, als der immer zereemonieller werdende Gottesdienst mehr und mehr an Prunk gewann, schon um den Glanz des Königshofes zu mehren, erst in dieser Zeit begann das Selbstpriestertum zu erlöschen. Wohl war der König noch Oberpriester, aber die Heilrätinnen lebten fast in klösterlichem Gewahrsam und auch die männlichen Priester, die „Gottesfrohnden“, begannen einen eigenen Stand zu bilden. Diese Priesterwürde, welche bei den Frauen Ehelosigkeit und klösterliche Hingabe forderte,

* Siehe: „Wurmbauer, Wurmgarten, Wurmbrand“. Im Abschnitte „Carnuntum“ wird solch eines von Wuotan selbst abstammenden, noch heute blühenden Urgeschlechtes Erwähnung getan.

 Nebenglaube. Gegenglaube. Überglaube.

war aber bei den Männern keineswegs dem modernen Priesterstand vergleichbar. Jede der Gottheiten hatte seine bestimmte Priesterschaft, welche an ein bestimmtes Gewerbe gebunden war, wie solches Volkserinnerungen und Zunft-sagen noch deutlich erkennen lassen. Diese ganz eigenartige Hierarchie hatte nun aber auch die Pflege des Unterrichtes der Jugend, namentlich der adeligen Jugend, welche an den „Halgadomen“ in allen höfischen Künsten unterwiesen wurden.

Solange sich nun der alte Wuotansglaube, der sich bereits aus der alten Naturreligion entwickelt hatte, ungestört weiter ausgestalten konnte, entwickelte sich auch der praktisch betätigte Zauber wie eine gegliederte Wissenschaft, die er als „Priestergeheimlehre“ auch tatsächlich war. Dem Volke gegenüber galt der Zauber allerdings als eine mit der Priestervürde verbundene sakral-mythische Handlung, als eine nur diesen von den Göttern verstattete Weihenat. Als aber das Christentum gegen den Wuotanskult in Deutschland siegte, vermochte es die Kirche nicht, den Zauber- und Wunderglauben zu unterdrücken. Sie war daher anfänglich gezwungen, den altheidnischen Wunderglauben als *Nebenglauben* zu dulden, obwohl sie ihn mit allen Mitteln bekämpfte. Endlich blieb die Kirche Siegerin, indem sie die Pflanzstätten des Zauber- und Wunderglaubens, die alten Priesterschulen zerstörte und damit die Lehrer ausrottete. Nur der erotische Teil des Wuotanskultes blieb in der Volkserinnerung haften und ward heimlich vom Volke ohne Priesterstand gepflegt und mißverstanden von Geschlecht zu Geschlecht weitervererbt. Das aber war formloser Zeremonienkram, mißverständener Formelwust, denn das nicht mehr wissenschaftlich geleitete Brauchtum verirrte sich auf den Irrpfaden mißverständener Mystik. Durch Bann und Verfolgung ward dem Zauberglauben aller Boden entzogen, er erstarrte im leeren, nichtsagenden Zauberritual, das nun die Schale bildete um ein Körnchen alt-mythischer Wahrheit, das



Abb. 2. Tracht und Gerät aus der Stein- und Bronzezeit. (Nach Zeichnungen von Ignaz Spöttl.)

Kala.

aber schon längst mißverstanden in der Umhüllung schlummerte, wie der Keim im Saatkorn.

Aus dem Nebenglauben aber entstand auf Umwegen über den Segenglauben das, was wir heute Uberglauben nennen.

Aber nicht nur der Zauber allein war es, der an den Priesterschulen der germanischen Heilstätten von den Heilrätinnen gelehrt wurde, sondern namentlich auch die Dichtkunst (nordisch Skaldenkunst) mit all den an derselben haftenden Nebenfächern, welche gleichfalls dem Volke gegenüber geheim gehalten wurden. Darunter gehörte die Runenkunde und die Kunst, in *z w e i d e u t i g e r S p r a c h e* tiefen Sinn zu verstecken, der nur dem Wissenden verständlich war, während das Erzählte oder Gesungene dem Laien als Märchen erschien. Es ist zweifellos, daß diese Kunst des Dichtens, welche dahin ging, in irgend eine Erzählung einen zweiten verborgenen Sinn zu legen, den nur der Eingeweihte verstehen konnte, die nächste Veranlassung zum Stabreim gab und daß es eben die Stäbe, nämlich die durch den Unlaut hervorgehobenen Worte waren, welche als sogenannte *K e n n w o r t e* die Träger der „Kala“, des zweiten, verborgenen Sinnes der Erzählung waren.

So entstanden die Mythen, welche Naturvorgänge körperhaft versinnbildend, diese als Götter-, später sogar als Heldentaten darstellten. In dieser doppeldeutigen Kunstsprache mögen später wohl auch politische Botschaften eingekleidet worden sein, welche von Laien mündlich weiterbefördert wurden, ohne daß diese deren Sinn gekannt hätten. Wie sehr diese Art der Verwahrung von Geheimnissen im deutschen Volke noch heute fortlebt, mag das Ritual beweisen, mit welchem bei den verschiedenen Handwerkszünften, die nach altem Brauchtum „An- und Aufgenommenen“ eingeführt und mit doppelsinnigen Worten, Griffen und Zeichen bekannt gemacht werden. So z. B. bei den Maurern, Steinmetzen, Zimmerleuten, Schmieden usw.

Noch aber mag betont sein, daß sich der Germane schon in den frühesten Urtagen aus der Zweiteilung der Natur zur Dreiteilung aufgeschwungen hatte; zwischen Licht und Finsternis entstand ein Mittler. So finden sich im deutschen Glauben wie im deutschen Leben unzählige Dreitheiten, welche alle auf Geburt oder Entstehung, auf Leben oder Wirken und endlich auf Tod oder Vergehen mit dem Gedanken an die Wiedergeburt hindeuten.

Diese uralte Dreiteilung durchsetzt das ganze Germanentum und ist der Schlüssel zu seiner Mythologie, darum aber auch der Schlüssel zur Entzifferung der heiligen Runen, welche der Germane seiner Erberde unverlöschlich eingegraben.

Ein Bergespitzel, von dem man die emporsteigende Sonne zuerst erschaute, eine Felsenrinne, welche zuerst vom Sonnenfeuer bestrahlt wurde, ein freundliches Tal mit einem erquickenden Born oder wildzerflüstertes Felsengerippe, in dem noch lange nach dem Einzuge des Frühlings der Schnee in den Runsen haftet, das waren so etwa die Eigentümlichkeiten, die solche Orte zu Gottesverehrungsstätten vorbestimmten. Im tiefen Walde, rings eingeschlossen von ineinander verwachsenen, von keiner Art entweihten Eschen, Eichen oder Buchen, auch anderer Bäume, war eine Lichtung geschaffen, der Opferplatz. In seiner Mitte stand der Opferstein, dabei ein künstlich aufgeworfener Hügel mit dem Rundturm, der zu den unterirdischen Wohnungen der „Heilrätinnen“ den verhehlten Eingang bot. Ein besonders großer Baum stand in der Lichtung, als Stellvertreter des großen Weltenbaumes, der Weltesche Yggdrasil. Ein See, ein Bach oder Fluß, wenigstens ein unterirdischer Brunnen durfte nicht fehlen.

Solcher Heilstätten gab es viele im weiten Germanien und noch heute lassen sie sich erkennen, trotzdem mehr als tausend Jahre darüber verfloßen sind, daß die letzte Opferlohe auf ihnen verglüht.

Dreieinheit.

Hier nun versammelten sich die zum Sprengel der Heilstatt Gehörigen zu gewissen Zeiten, im Neu- und Vollmond, am Geburtsfeste der Sonne und des Jahres (Weihnacht), am Perchtentag, zu den Frühlingsfesten, zur Sommersonnenwende wie zum Erntefest. Aus diesen Festen aber huben sich wieder *d r e i* Hauptfeste besonders ab, welche noch heute als drei heilige Zeiten bekannt sind, nämlich das Frühlings-, das Mittsommer- und das Erntefest oder Mihilading.

Jeder brachte sein Opfer und seinen Lebensunterhalt mit. Die Opfertiere waren männlichen Geschlechtes und je nach dem Opferzeremoniell von rein weißer oder rein schwarzer Farbe. Die Opfertiere aber wurden nicht ganz verbrannt, sondern nur gewisse Teile, wie das Herz, die Eingeweide, das Gefröse und ähnliches, welche Teile noch heute vom „*Metzger*“ (Selcher) und vom Fleischnhauer aus alter Gewohnheit abgesondert werden. Mundartlich und nach den Tierarten verschieden, nennt man diese Fleischsorten das „*Gebütt*“ (von bieten, opfern), auch „*Bruckfleisch*“, das „*Junge*“, „*Gänseflein*“ usw.

Diese Fleischteile wurden verbrannt, nachdem aus den Zukungen des Herzens und den Verschlingungen der Eingeweide die Zukunft in dunkeldeutigen Worten war verkündet worden. Mit dem Blute ward der heilige Baum begossen, das Opferhaupt aber wurde entweder auf eine Stange (Weidstange) gesteckt, auf eine Opferschale gelegt oder sonst im Heiligtum bewahrt. Der Rest wurde *g e s o t t e n*, nicht gebraten, gemeinsam von den Teilnehmern am Opfer verzehrt. Auch hier ist die Dreiteilung bemerkbar.

Das Begießen des Opferbaumes mit Opferblut sollte neues Leben schaffen durch Befruchtung; das gemeinsame Mahl, verbunden mit dem vom Feuer verzehrten Opferteil als Speise der Gottheit, galt als Fortsetzung des Lebens als Walten, und das Opferhaupt, das der Verwesung anheimfiel, war dem Vergänglichen geweiht.

Es ist, Deutsch-Mythologische Landschaftsbilder.

Wie Wuotan, Wili, Weh, wie später Wuotan, Donar, Eofi (Kaspar, Melchior, Balthasar) oder Freya, Frouwa, Helia, dieser Dreiteilung entsprechen als Geburt, Leben, Tod, doch aber in sich ein unteilbares Ganzes bilden, so entspricht diese Opferdreiteilung demnach in einer einzigen Opferfeierlichkeit dem germanischen Grundgedanken von der einigen Dreiheit.

Den verschiedenen göttlichen Personifikationen wurden natürlich nicht nur ganz bestimmte Tiere geopfert, sondern es waren ganz genau bestimmte Berufsclassen (Gilden, Zünfte) deren Opferer; nur die Heilrätinnen walteten an Stelle der Nornen über den Opferpriestern ihres hehren Amtes.

Um nur wenige zu nennen, opferten dem Wuotan wie dem froh die weißen Opferrosse die Schmiede, das Mehl aber der Müller. Die Menschenopfer, nämlich die Hinrichtungen, soweit es sich um solche Verbrecher handelte, welche sich gegen diese beiden Gottheiten vergangen hatten, vollzogen gemeinschaftlich Schmied und Müller. So kam es, daß noch im Mittelalter hie und da die Sitte herrschte, daß der Müller dem armen Sünder die Leiter zum Galgen zu halten hatte.

Dem Donnerer Donar opferten die fleischer und Metzger den Stier oder Ochsen, die „Pfister“ (Bäcker) aber das Brot.

Der Göttermutter Frouwa ward die Ziege und der flachs geopfert von der ehrsamten Gilde der „Weber und Gewandschneider“, von welcher uralter Priesterwürde noch heute der Spottruf „Meister Neck-Neck“ mit Bezug auf das Opfertier stammt.

Daß diese Opfermahle, namentlich jene der drei großen gebotenen Dinge, auch mit einem gewaltigen Trankopfer, dem sogenannten „Minnetrunk“, verbunden waren, bedarf nur des Hinweises; ebenso wenig wird es befremden, daß Festgesänge und andere Vergnügungen damit verbunden waren, denn der Gottesdienst der Germanen war ein heiterer, wie

 Opferer. Priester. Priesterinnen.

die Germanen selbst stets heiter geartet waren. Trübselige Narren wurden sie erst etliche Jahrhunderte später.

Daß an diesen Opfertagen aber auch Gericht gehegt und Volksberatungen gepflegt wurden, bei welchen natürlich die Könige als „Sonnen söhne“ den Vorsitz führten, ist begreiflich. Waren die Angelegenheiten schwierig oder gefährlich, so zog man dann noch in Form von Orakeln die Götter selbst zu Rat. Man warf Runenstäbe, losste, erforschte den Flug der Vögel, den Zug der Wolken, achtete auf das Wiehern der Rosse oder anderes Tun der „weisenden“ Tiere.

Will man diese eigentümliche Einteilung der männlichen Opferer aber nicht als eigentlichen Priesterstand gelten lassen, was auch durch die Bezeichnung der „Gottesfrohnenden“ noch an Wahrscheinlichkeit gewinnt, da es anzunehmen steht, daß sie lediglich als „Opferer“ dem eigentlichen Priesterstande dienend zur Seite standen, so bleibt nur mehr der König als oberster Richter übrig, welcher als eigentlicher Priester waltete. Auch hierin liegt wieder die Dreiteilung: Priester (als Lehrer), Walter (als Lenker) und Richter (als Entscheider).

Es gab also nur einen Priester in jedem Staate der Germanen, und dieser eine Priester war König (Walter) und Richter.

Aber eine weitere Priester-Klasse gab es noch in deutschen Landen, und diese ist die große Gruppe der Priesterinnen.

Bei keinem Volke der Welt genoß die Frau jene Verehrung wie bei den Germanen. Irrtum ist es, wenn behauptet wird, das Christentum habe erst durch seinen Frauenkultus das Weib befreit. Sehen wir die Frau bei den Völkern an, welche sich rühmen, die ältesten Christen zu sein, und wir finden sie dort zum Ebstier, zur Sklavin des meist faulen und rohen Mannes erniedrigt. „Weiber schweigen in der Versammlung!“ ist ein bekannter Wahrspruch und

Frauenverehrung.

in den ersten Jahrhunderten stand die Kirche den Frauen feindlich gegenüber. Selbst heute noch ist diese ablehnende Haltung im Zölibat und vielen anderen kirchlichen Satzungen noch gar wohl zu erkennen. Erst im deutschen Mittelalter siegte der deutsche Frauendienst, und trieb die herrliche Blüte des Marienkultus, mit dem die deutsche Frau wieder den Glorianschein ihrer ehemaligen Göttlichkeit zurückerhielt.

So gab es Frauen bei den Deutschen, welche sich durch höhere Weisheit hervorgehoben haben; dies aber erklärt sich leicht.

Das reine untrügliche Naturgefühl ging bei den Männern im wilden Getriebe der Feldschlacht, im Ringen nach Erwerb verloren, ward aber bei weitem länger vom Weibe bewahrt, das mehr im Innern des Hauses, im engeren, darum aber nicht kleineren Kreise seiner Bestimmung waltete. Von der verlorenen Innerlichkeit des Gottesbewußtseins blieb den Männern als letztes Kleinod nur mehr die Anerkennung und die Schätzung jenes Innerlichkeitsgefühles übrig, das die Frauen noch bewahrt hatten. Wie nun dann doch die Wahrheit am Ende stets den Sieg der Anerkennung erringt, so führte jenes Achtungsgefühl die Männer zu jener hohen Frauenverehrung, die der Germane kannte, und deren Tacitus so rühmlich gedenkt.

Je später in der Zeit, desto mehr waren es indes auch hier nur wenige Frauen, in welchen sich solche Ursprünglichkeit des Geistes in ihrer ganzen Reinheit erhalten, welche zu dem Ruhme einer Aurinia oder einer Veleba gelangten. Die Alten hatten ganz recht, wenn sie diesen Frauen etwas Göttliches zuschrieben; es war eben nichts anderes als das Ursprünglich-Göttliche, was aus ihnen hervorleuchtete, was wir auch heute noch an unseren Frauen, wenn wir es finden, über alles lieben. Diese göttliche Eigenschaft der Frau ist aber noch heute am besten mit Innerlichkeit zu bezeichnen.

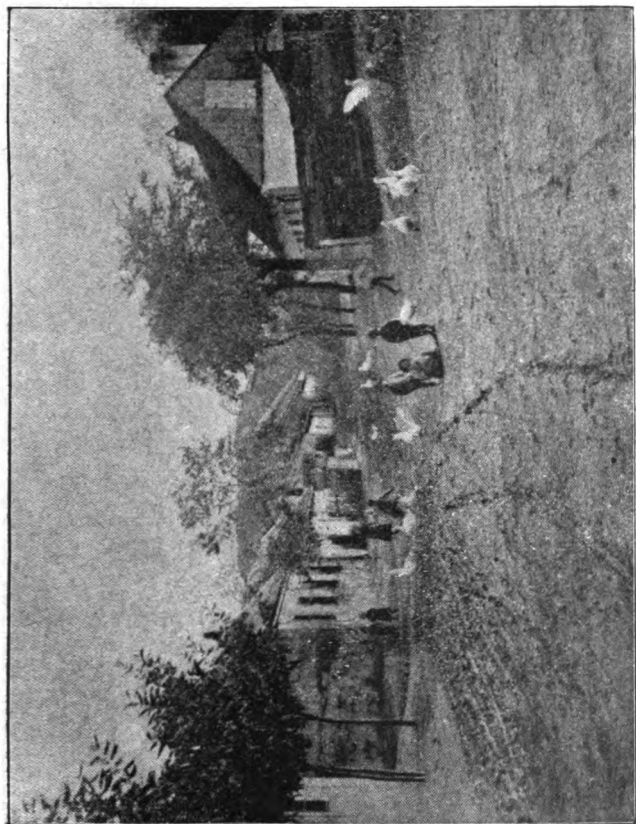


Abb. 3. Siehe Seite 36. Der „Halterberg“ in Unter-Günserndorf (Halterberg = Hütterberg = Huthberg.) (Photographie und Reproduktion der f. f. graphischen Lehr- und Versuchsanstalt.)

Heren. Truden. Walen.

Auch in den Priesterinnen läßt sich die Dreiheit nachweisen; zahlreiche Volksagen lassen sie zu Dreien wandeln, nennen deren drei Namen und berichten von der Dritten ausdrücklich, daß sie schwarz von Farbe ist, genau wie solches auch vom Dritten der Heiligen Drei Könige gemeldet wird. Heute kennt das Volk noch drei Gattungsnamen von unholden Weibern, welche ebenfalls deren Drei-Einheit widerspiegelt. Es kennt Heren, es kennt Truden, wie es auch Walen kennt; diese drei Unterscheidungen entsprechen genau den Götterdreheiten „Wuotan, Donar, Loki“, „Freya, Frouwa, Helia“, sowie der Nornendreiheit „Urda, Werdandi und Schuld“.

Und so wie hier durchaus die „Dreizahl als Einheit“ zugrunde liegt, in dem Sinne des Entstehens, des Weiterentwickelns oder Waltens, und des Vergehens zu neuem Werden, so durchsetzte die ganz gleiche Drei das Gesamtgefüge des Volkes vom kleinsten Keim bis zum vollendeten Staate als „Recht und Religion“, als „Wehrkraft“ und als „Erwerbskraft“, oder nach Ständen geordnet als „Lehrstand“, „Wehrstand“ und „Nährstand“. Auf dieser gewaltigen Dreisäule nun ruht wie auf einem erzgegossenen Fundamente die von allen Zeiten einstimmig anerkannte staatengründende Kraft der Deutschen.

Erst mit Karl dem Großen — Sachsenschlächter (Slactenaere), war das System des hochentwickelten Rechtsstaates der Germanen in seinen Grundfesten erschüttert und zernichtet worden. Er zerstörte die mächtigen deutschen Reiche der Sachsen, Bayern und Lombarden und beglückte Deutschland mit der Leibeigenschaft, dem besitzlosen „Hörstand“ als vierten Stand. Damit kam all das folgende Unheil über Deutschland, das erst in unseren Tagen kräftig zu bekämpfen begonnen wurde. Mögen die Schicksalswalter es fügen, daß nach endlicher Beseitigung des vierten Standes, des „Hörstandes“ die alte Dreisäule des Deutschtums zu erneuerter Festigkeit gelangen möge.

 Ewiger Kreislauf. Ewige Wiedergeburt.

All dieses birgt nun in heiligen Runen unser heimatlicher Boden. Wenn auch an Stelle der alten Urforste hie und da selbst das Straßenpflaster getreten ist, so rauscht doch in den meisten Fällen noch der heimische Wald über der alten Heilstatt, wenn auch als moderner Kulturforst.

Wie wohligh träumt sichs nun da an solch urheiliger Heilstatt tief drinnen im Buchenforst! Hellgrün nickten die schöngeschwungenen Farrenwedel ums bläulichgraue Gestein, von dem die sattbraunen Moospölster wie zur erquicklichen Ruhe einladen. Das Wunderblümchen „Vergißmeinnicht“ leuchtet dort am Rande der murmelnden Quelle hervor, deren bewegte, anemonenfarbigen Wasser so geheimnisvoll raunen, von der Zeiten Frühe, da die Götter noch durch diesen Hain gezogen.

Zarte Nebel schweben zwischen den Domesäulen der Buchen hin, und im Dreidrillerschlag ertönt das Lied der Nachtigall.

Da wölbt sich, vom kräftigenden Laubbruch geschwellt, mächtiger unsere Brust, all unsere Sinne sind schärfer, feinfühligter geworden und unsere Seele vernimmt die Gottesprache wieder, welche zu uns spricht: „Trat auch das Sonnenrecht der Deutschen hinter das Gewölke des römischen Rechtes, so ist solches dennoch nur eine Sonnenfinsternis; noch trat nicht ein für das Volk der Deutschen die traurige Zeit vom Dämmern seiner Götter — denn: „Ewiger Kreislauf! — Ewige Wiedergeburt!“ — — —





Beschneit vom Schnee, beschlagen vom Regen,
 Beirüuft vom Thau, tot war ich lange.
 Edda, Vestamsvíða.

San hat sich daran gewöhnt, unser schönes Niederösterreich, namentlich die weitere Umgebung Wiens, als von einem Volksgemischel aller möglichen Rassen und Stämme bewohnt anzunehmen, von der irrigen Meinung ausgehend, die Stürme der Völkerwanderung hätten diesen Landesteil zur menschenleeren Einöde gemacht, welche erst durch die fränkischen Eroberungszüge zu Beginn des neunten Jahrhunderts wieder bevölkert wurde. Der Deutsche in Österreich hat zu sehr verlernt, seinen Grund und Boden als altheiliges Stammgut zu betrachten; er hat verlernt, auf dieser Scholle der Väter Spur zu suchen, als wäre er hier nicht eingeboren, sondern nur eingewohnt, wie etwa der Deutsche in Amerika; er sieht hinüber an die Borde des Rheins, hinauf in die Heimat der Edda wie zur fernen Ahnenerde und übersieht die hochheiligen Runen, welche seine eigensten Vorfahren im vieltausendjährigen Besiße als Herren

* Zuerst veröffentlicht: Wien, Deutsche Zeitung, 4., 6. und 7. Jänner 1884. Stilsfrieda, Wien, Heimat, 15. Jänner 1884. Geologische Stammbuchblätter, 22. Jänner 1883, Bremen, Weserzeitung. Künstliche Hügel und Höhlen in Niederösterreich, mit Illustrationen Wien, Neue Illustrierte Zeitung, 15. Juni 1885.

 Amelungen und Nibelungen.

des Landes diesem Grund und Boden unverlöschbar eingegraben haben, der das Gedächtnis an deren gewaltige Vorfahrenarbeit treuer bewahrte, als die undankbaren Nachfahren selbst.

Es war nicht immer so; als noch die stolze Doppelburg „Hohenstaufen-Babenberg“ kühnlich in die Lüfte ragte, war es anders. Damals, in den schönen Blühetagen des Minnesanges, jener herrlichen Literaturepoche, rühmten sich die edelsten und besten der Minnesänger in Österreich, am „minniglichen Hof zu Wienne“ singen und sagen gelernt zu haben, und dieser „minnigliche Hof“ hatte die Führerrolle übernommen, und nur halb vergessen ist es, daß er jenen der Wartburg überstrahlte. Das Nibelungenlied verbindet Donau und Rhein mit einem unzerreißbaren Bande, und der Amelungen Sagenkreis hat eben so wie jener der Nibelungen seine ursprachgewaltigen Denkmale im Lande.

Wie dieses vergessen werden konnte, sei hier ununtersucht gelassen; für heute genüge die Feststellung der Tatsache, daß solch Erkennen ein Erwachen bedeutet, wie es die Erfahrung lehrt.

Die bisher als unumstößlich gehaltene und fast zu einem historischen Zwangsglaubenssake erstarrte Annahme bezüglich der Vorgeschichte Niederösterreichs läßt sich kurz in folgenden Sätzen skizzieren: „Die Völkerwanderung und die Avarenstürme entvölkerten das heutige Niederösterreich vollkommen. Nach Vertreibung der Avaren aus diesen Landstrichen durch den fränkischen Eroberer Karl war das Land herrenlos. Karl bevölkerte es und führte das Christentum hier ein. Karl gewann es den deutschen Landen.“

Lieber Leser, glaube kein Wort von alledem. Die neueste Forschung hat neue Zeugen vor das Forum der Weltgeschichte geladen, und diese sagen uns, daß das alles Irrtum und Unwahrheit ist.

Wohl ist es wahr, daß jene Blätter unserer heimischen Chronik, welche dieser fernen Tage gedenken, durch brodeln-

 Anthropologische Stammbuchblätter.

den Blutdampf und qualmenden Völkerbrand arg besudelt und schier unleserlich geworden, und die wenigen geschriebenen und gemeißelten Dokumente, welche in unsere Tage herüber gerettet wurden, obige dogmatisierende Sätze zu bestätigen scheinen; doch — auch damals verstand man schon die Kunst der Schönfärberei in der Kriegsberichterstattung.

Die Geschichtsquellen jener Tage fließen aus römischen oder fränkischen Federn, und der auf diese allein angewiesene Geschichtsforscher befindet sich in derselben Unsicherheit, wie sein Berufsgenosse eines künftigen Jahrtausends, der über den deutschen Krieg von 1870/71 nach dem „Moniteur“ allein schreiben wollte; auch dieser wüßte dann von „menschenleeren Einöden“ und ähnlichem gar anmutiglich zu erzählen.

Nun aber haben die jüngsten Kinder der Geschichtswissenschaft, die Anthropologie und die Etymologie und deren nahe Verwandte die Geologie, jene schon erwähnten Zeugen aufgefunden und aufgestellt, welche ich „anthropologische Stammbuchblätter“ nennen möchte, und welche jene dogmatischen Lehrrsätze der Geschichte gar gewaltig richtigstellen.

Diese „anthropologischen Stammbuchblätter“ nun bestehen in vorgeschichtlichen Denkmälern aus germanisch-mythologischer Vorzeit und scheiden sich in drei Hauptgruppen, und zwar:

A. In wirkliche Monumente aus Stein und Erde aufgetürmt, oder in sonstigen Resten enthalten;

B. in Denkmale der Sprache;

C. in Mythen, Sagen und Volksgebräuche.

Ehe jedoch diese mythologischen Denkmale in der Landschaft aufgesucht werden sollen, mag in flüchtigen Umrissen das Ergebnis der Richtigtstellung der österreichischen Vorgeschichte hier niedergelegt sein.

Der erste richtiggestellte Irrtum betrifft die Südgrenze Germaniens als welche die Donau gilt. Fälschlich hält man die am rechten (südlichen) Donauufer noch in römischer Zeit

Carnuntum und Stilifrieda.

wohnenden Völker für Kelten.* Diese von den Römern Noricum und Ober-Pannonien genannten Landstriche waren von den Bayern bewohnt, einem Zweigstamme der bayrisch-schwäbischen, also germanischen Völkerfamilie. Dadurch wird die Südgrenze Germaniens weit nach abwärts in die südliche Steiermark verschoben, dorthin, wo heute noch deutsche, romanische und slawische Stämme erbitterter denn je gegeneinander branden.

Die Donau aber wurde trotzdem die Nordgrenze des weltgebietenden Roms. Ein halbes Jahrtausend rang hier das Weltreich mit ario-germanischer, oder nennen wir doch das Kind gleich beim richtigen Namen, mit deutscher Freiheit. Hier auf jener, von der Donau durchströmten, weiten Tiefebene, dem Wiener Becken, sammelten die Römer ihr Macht-Zentrum in Carnuntum,** was wie bei zwei sich reibenden Gewitterwolken zur Folge hatte, daß die Deutschen am linken (nördlichen) Donauufer, angesichts Carnuntums, ihren Kräftepol in einer mächtigen Festung und Königsstadt besaßen [wir wollen sie „Stilifrieda“*** nennen], welche beide Orte nun durch fast fünfhundert Jahre sich gegenseitig bedräuend gegenüberstanden, bis endlich im Jahre 375 Carnuntum fiel, bis in diesem Jahre die Deutschen dort den Stärkergürtel

* Die in vorrömischer Zeit südlich der Donau gesessenen sogenannten Kelten, richtig aber mediterrane Mischrasen, waren von den Germanen schon lange vor dem Erscheinen der Römer an der Donau weit südwärts gedrängt worden. Nur Reste blieben von ihnen in den Alpenwinkeln zurück.

** Carnuntums Trümmerfeld liegt zwischen Petronell und Deutsch-Altenburg an der Donau. — Des Verfassers historischer Roman „Carnuntum“ (Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung, 1889, 2 Bände) schildert diese Kämpfe Deutschlands gegen Rom auf Grundlage jahrelanger topographischer Studien an beiden Seiten der Donau. Die Ergebnisse dieser Forschungen bringen in der Form des historischen Romans ein gewaltig anderes Bild jener Vorgänge, als man es sich nach der gewohnten Schulansicht bisher vorzustellen pflegte.

*** Heute Stilsried an der March.

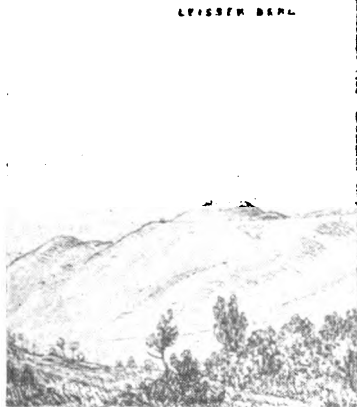
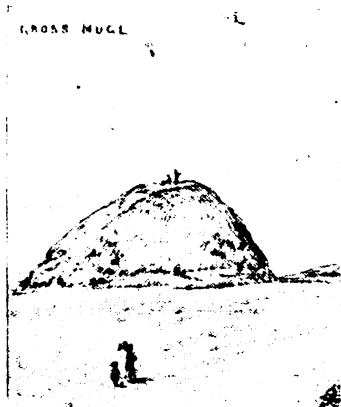


Abb. 4. Siehe Seite 35—39. Der Tumulus von Groß-Mugl und
der Leisserberg in Niederösterreich. (Nach Zeichnungen von Ignaz
Spöttl.)

 24. Juni 375.

Roms brachen und durch diese zum Völkertore gewordene Bresche in unaufhaltsamer, schwererstarrender Völkerflut ihre Heere über Aquileja nach Italien ergossen; bis endlich von diesem Boden hinweg* Odovakar (Odoaker) nach Rom zog, das weströmische Kaiserreich stürzte, um erster deutscher König von Rom zu werden.

Hier auf diesem klassischen Boden der Völkergeschichte, auf welchem sich seit mehr als zweitausend Jahren alle Völker der alten Welt mit deutschem Mute maßen, um alle hier besiegt zu werden, wo in mehr als siebzig Schlachten die ehernen Würfel der Völkergeschichte ins Rollen kamen, der Weltgeschichte andere Bahnenweisend, hier wurde eine zweite Teutoburger Schlacht geschlagen, reicher an Erfolg als jene erste, wenn auch weniger bekannt als diese; aber sie brach auf Nimmererstehen den Thron der Cäsaren, besiegte die alte Welt, um auf deren Trümmern eine neue zu erbauen. Hier auf diesem urheiligen geweihten Erbboden des gottbegnadeten Osterlandes brach am 24. Juni 375 das Altertum zusammen und eine neue Zeitepochen der Weltgeschichte ward durch das heilige Jiuschwert der Germanen eröffnet und **M i t t e l - a l t e r** genannt.

Noch wohnen die Nachkommen der Besieger Roms auf dieser heiligen Erberde, noch bebauen die Nachfahren jener die Scholle, welche sie mit Römerblut düngten und mit dem eigenen befreiten, aus deren Mitte der erste und der zweite deutsche König Roms hervorgingen. Dieses Volk sollte sich und seine Ahnen dadurch ehren, daß es ein Odovakar-Denkmal errichtet.

Nun brach die Völkerwanderung herein, jene Epoche der Geschichte, welche zu den mißverstandenen der gesamten Weltgeschichte gehört. Wieder sehen wir die alten Berichte unkritisch und wörtlich nacherzählt, wir sehen die Landkarte zum Schachbrett und die Völker zu Schachfiguren werden und

* Aus Fabiana, dem heutigen Mautern in Niederösterreich.

mit affenartiger Geschwindigkeit Wohnsitze wechseln oder gänzlich verschwinden. Schon das Wort „Volk“ in seinem noch heute gebräuchlichen Doppelsinne hätte dieses Mißverständnis klären können, wenn man sich des Ausdrucks „Kriegsvölker“ besonnen hätte, der, wiewohl veraltet, doch hier und da noch angewandt wird. Die Zeiten, wo die Völker wirklich wanderten, wie solches von der Zeit der Völkerwanderung irrig geglaubt wird, fallen in weit frühere, vorgeschichtliche Tage zurück, wenn dies überhaupt jemals geschah.

Wandern kann nur ein Nomaden-Stamm, nicht aber ein Volk, und in den Tagen der „Völkerwanderung“ gab es in unserem Lande keine Nomaden mehr. Die germanischen Völker trieben Ackerbau, Viehzucht, Bergbau, ja selbst Gewerbe, sie waren sesshaft und schon lange im Staatenverbande nach einheitlichem deutschen Recht von den Waltern geleitet und aus diesen Gründen untrennbar an jene Scholle gebunden, welche sie heute noch bewohnen.

Über genau aus gleichen Ursachen, nur in anderer Erscheinungsform, wie sich heute der Auszug „Europamüder“ vollzieht, erklären sich jene Völkerzüge.*

Die „Erbfolgegesetze“, welche als Feudalgesetze und in der Unteilbarkeit der Bauerngüter ihre Wirkungen noch bis in unsere Tage herein deutlich erkennen lassen, jene Erbfolgegesetze, welche nur den Erstgeborenen anerkannten, die Nachgeborenen aber besitzlos erklärten, schufen nach modernen Begriffen ein Proletariat, und dieses, nachdem es Rom schwach gesehen, scharte sich als Gefolgschaft um einen zweitgeborenen Königssohn und zog auf Beute und Landerwerb aus. Es fuhr unter dem Namen seines Stammvolkes, aber von demselben unabhängig aus. Der besitzende Teil des Volkes jedoch blieb unverrückbar in den altererbten Marken und Landstrichen sitzen.

* Siehe darüber G.-L.-B. Nr. 1, 2, 2 A, 3 und 4, über „Jifföonen“.

Landnahme.

Siegte solch ein Völkerheer, so nahm es den Besiegten ein Drittel des bebauten Landes ab, während zwei Drittel den Besiegten verblieben, es bildete den Adel des eroberten Landes, gab diesem seinen Namen, während die Besiegten unter die Sieger als Untertanen verteilt wurden, welche nebst den ihnen als Eigentum verbliebenen zwei Dritteln noch das Eindrittel als „Herrenäcker“ im Robot zu bebauen hatten. Mißglückte der Angriff, wurde das Völkerheer von den Angegriffenen besiegt, so wurden jene Knechte und der Name des Völkerheeres ging unter. So erklärt sich das oft weite Wandern der Völker, das Auftauchen und Verschwinden von Völkernamen, und die Entstehung des Adels wie des besitzenden Bauernstandes. Aber wohlgemerkt, dies alles vollzog sich, ohne daß das Volk selbst seine Sitze änderte, das an der Scholle haften blieb; und solches schon darum, weil dies in dem, damals von allen germanischen Kriegsvölkern heilig gehaltenen Völkerrecht, welches dem Sieger nur ein Drittel des bebauten Landes als „Sieger-Los“ zusprach, seine Begründung und Erklärung findet. —

Erst die Avarn änderten diesen Brauch, sie waren eben kein Ackerbau treibendes Volk; sie forderten daher Tribut an Materialien. Da sie aber ebenfalls mehr als ein Jahrhundert im Lande blieben und lebten, in dieser Zeit z. B. aber auch der Weinbau nicht verloren ging, so beweist solches, daß sie aus Klugheit und dem Selbsterhaltungstrieb gehorchend, das Land keineswegs verwüsteten, vielmehr den Landbau schonten. Das Nibelungenlied, das aus Volksüberlieferungen das Gedächtnis an die Avarnherrschaft bewahrte, bestätigt das Sprichwort: „Wohin Avarntrosse stampfen, dort wächst kein Gras mehr“, gewiß nicht.

Jetzt aber kamen die Franken mit ihrem ländergierigen Karl. Dieser war der erste, welcher das Völkerrecht nicht achtete; er nahm den Besiegten allen Besitz und drückte sie

 Leibeigene ohne Besitz.

noch tiefer als zu Knechten herab, indem er sie zu nun besitzlosen Leibeigenen machte. Um sich aber einen Schein von Berechtigung zu geben, um die Besiegten nicht nur physisch, sondern auch psychisch zu beherrschen, führte er das Christentum als Staatseinrichtung ein. Das war aber ein unbegründeter Vorwand, denn schon Jahrhunderte vor ihm bestand das Christentum im Lande, wie aus zahlreichen Kirchengründungen und Heiligenlegenden hervorgeht. Es war ihm auch durchaus nicht um die Kirche als solche zu tun, sondern nur um eine gute Polizei und die Kirche deuchte ihm dazu — der Ohrenbeichte wegen — am tauglichsten.

Nur wer sich taufen ließ, erhielt als Leibeigener sein vorheriges Eigen als „Lehengut“ wieder, er war „höriger ohne Besitz“ geworden. Wer die Taufe nicht nahm, mußte fliehen oder verfiel dem Henker, sein ohnehin herrenlos gewordenes Gut ward „Königseigen“, es verfiel dem „fiscus regius“. — Karl aber — obwohl er der Große genannt wird — hatte sich zum modernen Staatsgedanken, der damals den Germanen schon gar wohl bekannt war, nicht aufzuschwingen vermocht. Er fühlte sich und gab sich nur als Großgrundbesitzer, er kannte keinen Staatsschatz, sondern behandelte jegliches Krongut als sein unmittelbares Privateigentum. Seine Vasallen waren daher eigentlich nichts mehr als seine Gutsverwalter.

Nun folgten die Pfarr- und Klostergründungen, welche als Besiedlungen gelten sollten, in Wahrheit aber nur die Mitglieder der Klöster und Pfarreien begriffen oder die Familie des neuen Herrn, beziehungsweise des neuen Adels, da der alte seiner Rechte als Besiegter verlustig ging. Das Volk aber, das blieb auch jetzt an der Scholle haften und blieb fortwährend dasselbe, wie es auch heute noch dasselbe ist, welches ungezählte Jahrtausende hier sesshaft war und ist; es beugte eben in der überwiegenden Mehrzahl, nachdem es führerlos geworden, seinen Nacken dem Joch und erduldeten seufzend sein Schicksal. Doch aber haben auch wir

 Denkmale aus Stein und Erde.

in Niederösterreich selbst noch Adelsgeschlechter, welche in vor-karolingische oder, was dasselbe ist, in germanisch-heidnische Tage zurückgreifen, und auch diese zählen zu den „Denkmalen“.*

So richtiggestellt, in breiten Strichen aufgerissen, erscheint das Bild jenes fernen, kraftstrotzenden Abschnittes vaterländischer Vorgeschichte, und bedarf es wohl kaum besonderer Hinweise auf die gewaltige Verschiedenheit von dem bisher Angenommenen und dem hier Ausgeführten.

Wenden wir nun unsere Blicke auf unsere „anthropologischen Stammbuchblätter“, und zwar auf deren erste Gruppe: „die wirklichen Monumente, aus Erde und Stein aufgetürmt,“ so wollen wir zuerst die Frage beantworten, wo sich dieselben befinden.

Dem Hauptwaffenplatze der Römer, Carnunt, gegenüber am linken Donauufer, lag der süddeutsche Kräftepol „Stilfrieda“, auf welches Machtzentrum zu durch lange Jahrhunderte hindurch strahlenartig die Volkskraft strebte, und als es gelang, Carnunt zu stürzen und Rom dort die Todeswunde zu versetzen, verbreitete sich wieder von dieser Bresche aus strahlenartig über das Land die deutsche Waffenflut, im unaufhaltbaren Brandungsgang nach Rom.

Daher treffen wir dort, wo die March sich in die Donau ergießt, die größte Zahl solcher Denkmale, die nach Norden und Westen zu immer weniger dicht werden, darum finden wir am rechten Ufer, dort, wo Carnuntum stand, also auf wiederbefreiter deutscher Erde, die zahlreichsten Denkmale, welche sich nach Süden und Westen gleichsam in strahlenartiger Abschwächung über die beiden Wienerwaldviertel verbreiten.

Diese Denkmale nun, deren Niederösterreich allein über hundert zählt, bestehen aus Tempelstätten, Grabhügeln und Befestigungen. Erstere beide bestehen aus Erdauffschüttungen, letztere aus Steinsetzungen, weil in den weiten Ebenen und

* Siehe: „Wurmbauer, Wurmgarten, Wurmbrand“ dieses Buches ebenso den Abschnitt „Carnuntum“.

im niederen Hügelland Steine ein zu seltenes und kostbares Material sind, da, wie bekannt, im Marchfelde keine erratischen Blöcke vorkommen.

Um gleich mit dem hervorragendsten Bauwerke dieser Art zu beginnen, mag des großen „Hausberges“ von Stronegg gedacht sein. Derselbe bedeckt einen Flächenraum von 12.000 Quadratmeter, hat einen Umfang von 340 Schritten und umfaßt mit einem labyrinthartig gewundenen Wall einen ovalen Stutzkegel, der sich 12 Meter hoch erhebt, eine Fläche von beiläufig 5000 Quadratmeter deckt, sowie eine, sich auf quadratischer Basis erhebende Pyramide in einer Höhe von 4,75 Meter und einem bedeckten Flächenraum von 240 Quadratmeter. Dieses mächtige Bauwerk — eigentlich eine Trojaburg! — das vollständig erhalten ist, ist das größte der Welt! Die bekannten drei Göttergräber bei Uppsala in Schweden um 1 Meter überragend, während der größte „Mons“ in den Vereinigten Staaten Nordamerikas nur ungefähr 6000 Quadratmeter Flächenraum deckt.

Nicht kleine, unscheinbare, schwer zu erkennende Hügel sind es, welche dem Pfluge verfallen sind, nein, wirkliche Bauten, Erdbauten, welche der einheitlich geleiteten Kraft Hunderter von Händen bedurften, um mit der Schaufel aufgeworfen zu werden, um bergähnlich die Häuser des Dorfes zu überragen. Nicht genug an dem; der „Cumulus“ von „Ober-Gänserndorf“, der kreis- und terrassenförmig sich erhebt, trägt auf seinem Plateau den Ortsfriedhof, ein Beweis für seine Größe und unvergessene Heiligung. Andere ähnliche Bauwerke tragen oder umgeben christliche Kirchen, ein Umstand, auf den wir später nochmals verweisen werden, gelegentlich der sprachlichen Denkmale.

Betrachten wir nun die Formen dieser Bauwerke, so finden sich die verschiedensten Typen, welche jede in mehreren Parallelererscheinungen vertreten sind. So der einfache Kegel-

* Siehe Abb. 17. Unter-Gänserndorf siehe Abb. 3.

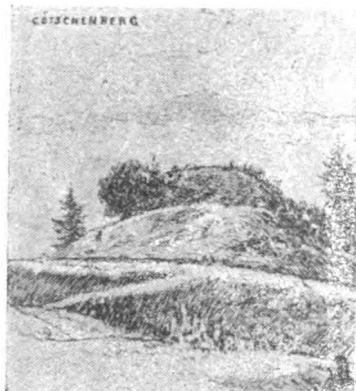


Abb. 5. Siehe Seite 35—39. Der Göttschenberg und der Tumulus
in Deutsch-Altenburg. (Nach Zeichnungen von Ignaz Spöttl.

Tumuli. Erdställe.

oder hügelförmige Tumulus, dann solche mit umlaufendem Graben oder mit umspannendem einfachen und doppelten Wall und Graben, auch wohl einfache, doppelte und dreifache Ringwälle ohne Tumuli. Alle die erwähnten Bauten sind freisrund, doch finden sich auch auf quadratischer Basis aufgeführte Stutzpyramiden mit oder ohne Graben; auch solche, wie jenes kolossale Werk von Stronegg, welche beide Formen verbinden, finden sich, wenn auch in kleinerem Maßstabe wieder, ebenso auch gekoppelte Tumuli.

Weit rätselhafter und darum weit interessanter als diese oberirdischen Bauten sind jedoch die unterirdischen, welche Niederösterreich und die nächsten mährischen und ungarischen Grenzgebiete in so reicher Zahl und Ausdehnung besitzen, während nur noch in Bayern sich ähnliche Erdbauten nachweisen lassen, welche, was Anlage und Technik betrifft, miteinander vollkommen übereinstimmen.

Durchschnittlich bestehen solche künstliche Höhlen aus 2 bis 4 Meter langen, 0·5 bis 2 Meter breiten und 0·5 bis 3 Meter hohen Kammern; selten kann man größere Dimensionen beobachten. Auf einem meist regelmäßigen, rechteckigen Grundriß entworfen, verlaufen die Wände im Spitzbogen, selten im Rundbogen nach oben, welche Abschlußformen der Decke durch die dadurch verringerte Einsturzgefahr bedingt waren, wobei selbstverständlich keinesfalls an irgend welchen Baustil gedacht werden darf.

Die Kammern sind durch zahlreiche, wirr durcheinander laufende Gänge verbunden und zugänglich, welche Gänge oft — vermutlich um unberufene Eindringlinge zu verwirren — wahre Irrgänge bilden, die oft von senkrecht abgeteuften Schächten unterbrochen sind. Diese Schächte bildeten die Fallen für Uneingeweihte, nach Art der Wolfsgruben.

Für gute Lüftung ist übrigens trefflich Sorge getragen; aus Kammern und Gängen führen Luftschächte senkrecht nach außen, oft deren mehrere aus einer Halle; durchaus ist die Luft eine reine, gut atembare, nirgends fühlt sich die Brust

beengt. Aber auch andere Schächte führen aus dieser künstlichen Unterwelt zur Oberwelt. Diese führen in schiefer Richtung aus trichterförmigen Nischen, welche sich wie ein Schallrohr rasch verengen, ins freie. Das sind zweifellos Sprachrohre, vielleicht zu Orakelzwecken bestimmt, um die Stimme Gottes oder des Geistes aus der Erde hervortönen zu lassen.

Die Ausarbeitung ist bei allen gleich, nur die Glättung der Wände ist verschieden. Während man in der einen Höhle die Spuren des Grabwerkzeuges noch deutlich verfolgen kann, sind andere wieder sorgsam geglättet, man möchte beinahe sagen poliert, und scheinen sie mit einem feinen Lehmverputze beschlagen worden zu sein, der sich hie und da auch in feinen Blättchen löst. Mauerwerk findet sich nirgends.

Nach dieser allgemein kennzeichnenden Schilderung mögen hier einige Sonderbeschreibungen wohl am Platze sein.

Von ganz besonderem Interesse ist die eine der beiden „Schlafkammern“ der Höhlenanlage oder, wie das Volk sagt, des „Erdstalles“ von Ruppersthal. Dieselbe ist ein unregelmäßiges Trapezoid mit abgestumpften Ecken; zwei Gänge münden in dieselbe, die eine an der Stirnseite dem Lager gegenüber, die andere zur Linken des durch den ersten Gang Hereingekommenen. An der schmälern Stirnseite der Kammer zeigt sich eine pritschenartig geneigte Fläche, von deren Fußende sich rechts ein schmaler, stufenartiger Ansatz — die „Sohlbank“ — längs der rechten Wand hinzieht, erst an der Gangmündung endet, neben welcher er wieder beginnt und bis zur zweiten, linken Gangmündung hinläuft. Zwischen der Bettstelle und der Gangmündung befinden sich in der Wand zwei Nischen, deren kleinere zur Aufnahme der Lampe, die andere aber offenbar, da sie bedeutend größer, als Schrank gedient haben mochte. Zu Häupten des Lagers zieht sich querüber eine Art Galerie hin, gewiß gleichen Zwecken wie die große Nische dienend, nämlich als Aufbewahrungsort von Geräten, Waffen oder dergleichen.

 Erdställe.

Eine nicht minder merkwürdige Halle tritt uns in der „Säulenhalle“ des unendlich weit verzweigten Erdstalles von Erdberg entgegen. Diese Kammer hat bei einer Höhe von 2 Metern eine Länge von 3¼ Meter und erscheint links durch drei aus dem Löß (sandiger Lehm Boden) herausgearbeitete Säulen getragen, hinter welchen eine Art Galerie in sehr bescheidenen Dimensionen (nur 80 Zentimeter hoch und 40 Zentimeter breit) zum Vorschein kommt.

Erdberg besitzt aber noch zwei andere hochbeachtenswerte Kammern. Die eine bildet eine Elypse mit zwei geraden Abschlüssen, in welcher je eine Sitznische sich befindet, während an den ausgebogenen Längswänden Sitzbänke hinlaufen wie in der Schlafkammer von Ruppersthal. Diese Bänke sind aber nicht etwa aus Holz, sondern aus dem lebenden Boden ausgespart vom grabenden Arbeiter. Das Besondere dieser Halle ist aber, daß statt der Lichtnischen, in den scharfen Winkeln der vier Ecken, aus dem Löß ausgesparte Lichtkonsolen bemerkbar sind, ein sich nirgends wiederholendes Unikum. Dieser Raum war eine „Halle des Rates“; heute würde man Salon sagen. Jeder größere Erdstall besitzt eine solche, so der von Röschiß eine mit acht Sitznischen, deren eine als Stufe des einmündenden Ganges dient. Diese Hallen bilden stets den Schluß des ganzen Systems und sind immer in einer von den übrigen Kammern abweichenden, sie besonders auszeichnenden Form gehalten; oft sogar halbrund, wie ein halber Bienenkorb, von innen gesehen.

Unstreitig die auffallendste aller dieser Schlußkammern findet sich abermals in den Erdställen von Erdberg. Sie bildet im Grundrisse eine Fläche, begrenzt von einem Kreissegment von etwa zwei Drittel Umfang und einer Geraden, und steigt in kuppelförmiger Wölbung über zwei Meter auf, während die gerade flache Wand ober dem Einschlupf senkrecht abfällt und nur eine Lichtnische zeigt. Der Umfang der Rundung aber beträgt 5 Meter und enthält wieder acht Sitznischen, über welche das Gewölbe muschelartig ausgewölbt

ist und solchergestalt in gleichmäßigen Graten sich gegen den Mittelpunkt konvergierend verläuft, wo eine etwa 40 Zentimeter messende Horizontalscheibe sich zeigt, aus welcher senkrecht ein Luftschacht nach außen führt.

Diese unterirdischen Erdbauten entsprechen meistens auch den Sagen von „versunkenen“ Schlössern; das Volk wußte von den Bauten, welche oberirdisch zu jenen unterirdischen gehörten, und welche längst, da sie aus Holz waren, verschwunden sind. Diese Bauten habe ich in meinem Roman „Carnuntum“ mit Gestalten belebt, es sei diesbezüglich auf diese Dichtung verwiesen.

Die Frage, ob jene Rätsellabyrinth Wohnungen, Kultstätten oder Kolumbarien waren, dürfte dahin zu beantworten sein, daß dieselben in erster Linie Winterwohnräume und Vorratsmagazine gewesen waren, und in besonderen Fällen Kultuszwecken dienten. Bei dem konservativen Charakter jedes Kultes, dienten sie noch lange dem kulturellen Brauchtume, nachdem auch schon die Winterwohnungen allgemein oberirdische geworden waren, und dienten dem Wuotanskulte auch dann noch, als er dem Christentume gewichen und zum Aberglauben herabgesunken war, ja sie mögen diesem vielleicht hie und da noch heute dienen. Selbst als Schlupfwinkel für lichtscheues Gefindel oder als Unterstand von Unglücklichen. Der berühmte Räuber Grasl, der anfangs des 19. Jahrhunderts Niederösterreich unsicher machte, hatte in diesen Erdställen lange Jahre allen Nachforschungen getrogt. „Er war wie in die Erde versunken,“ sagen die Berichte seiner Verfolger; ja, er war eben hinter den Büschen tatsächlich in die nur ihm bekannten Einschlupfstellen der Erdställe geschlüpft. Gelegentlich des Besuches, den wir dem Hermanskogel abstatten werden, finden wir einen ähnlichen Erdstall durch acht Jahre von einem modernen Einsiedel bewohnt, ohne daß es vorher jemand geahnt. Die Reihe jener vorwiegend gottesdienstlichen Bauten schließen einige Steinsetzungen; so die Steinallee auf dem

Traunstein: Wacht- und Spielberg.

Stolzenberg und der hangende Stein am Anninger bei Medling.

Eine ganz besondere Art von Heilsteinen (halistoni), welche in keine der üblichen Einteilungen der megalitischen Denkmäler einreihbar ist und welche zu den allerseeltensten, weil ältesten menscheitsgeschichtlichen, und zwar voreiszeitlichen, d. h. vorsintflutlichen Denkmälern zählen, sind die „Wagsteine“, auch „Schwung- oder Wiegensteine“ genannt, von welchen unser so herrlich bevorzugtes Ostarland vier prächtige und wohlerhaltene Stücke besitzt, welche wir hier nun näher betrachten und bestimmen wollen.

Es ist aber auch ein ganz merkwürdiges Stück Europa, dieses schöne Waldviertel, dieser einzigartige, nordwestliche Winkel unseres gottgesegneten Ostarlandes! — Hat man den hochgelegenen Marktflecken „Traunstein“ erreicht und ist man die steile Gasse zur Pfarrkirche mit ihrem verwitterten granitnen gotischen Turm emporgestiegen, so ist man auf dem G'scheid — der Wasserscheide zwischen Krems und Kamp in einer Seehöhe von 911 Meter — angelangt und hat in wenigen Minuten den nur mehr 20 Meter höher gelegenen Gipfel des „Wacht-“ oder „Spielberges“ erstiegen. Dieser Wacht- oder Spielberg bietet durch seine mächtigen, wirt durcheinander und übereinander gewürfelten Granitblöcke einen prächtigen Anblick. Über den Hunderten von gewaltigen Granittrümmern, deren malerisches Wirrsal berebte Zeugenschaft leistet von den furchtbaren erdgeschichtlichen Vergehungs- und Entstehungs-Wehen und -Beben,

* Nach Traunstein gelangt man von Wien aus am leichtesten mittels der Kaiser Franz-Josefs-Bahn nach „Schwarzenau“ (139 km.), von dort mit der Zweigbahn nach der Personenhaltestelle „Bibersschlag“ (30 km) und zu Fuß von „Bibersschlag“ nach „Traunstein“; Gehzeit etwa $\frac{3}{4}$ Stunden. — Wer die Fußwanderung scheut, möge sich vorher von Traunstein nach Bibersschlag einen Wagen bestellen.

Traunstein: Steinwannen.

welche die Geburt unseres Erdteiles begleiteten, erheben sich vier mächtig aufgetürmte Felsmassen, deren einer, gespalten und zerklüftet, als der eigentliche Gipfel* das Trümmerchaos noch um etwa zwölf Meter überragt. In den Spalten und Rissen dieser Trümmerwirrnis haben Sträucher, Gräser und Moose Wurzel gefaßt und nur hie oder da fand eine zwerghaft verkrüppelte Kiefer oder Kottanne fargen Boden für ihr kümmerliches Dasein.

Viele jener gewaltigen Granitblöcke der näheren und weiteren Umgebung Traunsteins zeichnen sich durch eine besonders augenfällige Lagerung und Gestalt aus, nicht minder auch dadurch, daß mehrere derselben muldenförmige Vertiefungen, sogenannte „Steinwandeln“ (Steinwannen) aufweisen, welche keinesfalls natürliche Aushöhlungen, sondern künstlich ausgemeißelte Mulden sind. Die Volksüberlieferung der hiesigen Gegend bezeichnet diese Muldensteine einerseits als „Opferaltäre“, anderseits als „Brandgruben für Kreidenfeuer“** der Urbewölkung und hat mit beiden Deutungen recht, da sie beiden Zwecken gewidmet waren. Als „Opfermulden“ erweisen sie sich durch den besonders kennzeichnenden Umstand, daß die „Blutrinne“ ausnahmslos nordwärts gerichtet erscheint, so daß das Opferblut nach Norden abfloß, nämlich nach jener Richtung, wo man den Sitz der Götter annahm, weil eben die Urier im hohen Norden — im Lieblingsland Apollon — wo die Sonne (in der einen Hälfte

* Der „Wachstein-Verschönerungs-Verein“ hat einen bequemen Aufstieg angelegt und den Felspalt überbrückt, so daß die früher nur schwer erkletterbare höchste Spitze nun leicht erreichbar ist, um das großartige Panorama dieses Aussichtspunktes genießen zu können. Genannter Verein besitzt ein ausgezeichnetes Fernrohr, welches auch Nichtmitgliedern gegen eine geringe Leihgebühr zur Verfügung steht.

** Kreidenfeuer oder Krazanfeuer, nämlich „schreiende“ oder „kündende“ Feuer, waren — wenn man so sagen darf — die optischen Telegraphen des Altertums wie des Mittelalters, um Kunde von feindlichen Einfällen oder sonst wichtige Mitteilungen über das Land rasch zu verbreiten.



Abb. 6. Siehe Seite 39—42. Typische Szenerien aus den nieder-
österreichischen Erdhöhlen. (Nach Zeichnungen von Ignaz Spöttl.)

Traunstein: Wagsteine.

des Jahres) nicht unterging, entstanden und sie dort ihr eigenes Ursprungsland, ihre eigentliche Heimat und dort auch, auf uralter Überlieferung fußend, die Götterburg, ihr verlorenes Paradies, wußten. Als Kreidenfeuernulden erweisen sie sich durch ihre hohe Lage und den großen Umfang ihres Sehefeldes, wodurch die an heiliger Weihestatt gegebenen Janale (Feuerzeichen) weit im Lande ringsum sichtbar waren und von weit entfernten Kriegerposten erkannt und weitergeleitet werden konnten.

Doch diese Muldensteine, so ehrwürdig sie auch immerhin sind, erscheinen doch nicht halb so bedeutungsvoll, obwohl sie zu Hunderten über das ganze Waldviertel verteilt sind und von dessen starker Besiedlung in Urtagen zeugen, als jene rätselvollen Wagsteine, welchen wir jetzt unsere Aufmerksamkeit zuwenden wollen.

Kaum eine Viertelstunde von Traunstein entfernt (weiße Wegmarkierung) liegt ein Felsstück, ähnlich einem verkehrt gelegten Brotlaib derart auf einer breiten Granitunterlage auf, daß es den Anschein erweckt, als wäre es ein Leichtes, den Stein wegzuwälzen, was aber bislang selbst den gewaltigsten Anstrengungen nicht gelungen ist, obwohl er leicht in wiegende Bewegung versetzt werden kann, und der vom Volke die „heidelnde Wiag'n“ (schaukelnde Wiege) genannt wird. Er ist etwa fünf Meter lang, vier Meter hoch und vier Meter breit und hat auf denkbar kleinster Grundlage eine derartige Lage, daß er, trotz seines anscheinend sehr bedeutenden Gewichtes, bei einem nur leichten Seitendruck in eine wiegende Schaukelbewegung gerät und in derselben durch längere Zeit verharrt. Ein anderer Schwungstein wird als „Franzosenstein“ angesprochen, weil bei dem Franzoseneinfall im Jahre 1809 eine ganze Kompagnie hier eingestellter französischer Infanterie sich vergebens angestrengt hatte, diesen Stein von seiner Unterlage abzustürzen. Unfern davon, im Walde versteckt, befindet sich noch ein dritter, etwas kleinerer Wagstein, die „kleine heidelnde Wiag'n“.

 Wagstein von Tandil.

Zum Vergleiche bieten wir hier noch die Abbildung des „beweglichen Steines von Tandil“* (La piedra movediza), der in der argentinischen Provinz Buenos Aires so oft als die größte Naturmerkwürdigkeit Südamerikas das Staunen der Weltreisenden erregte. Jene drei österreichischen Wagsteine jedoch, obwohl sie dem von Tandil in nichts nachstehen, kennt kein Mensch, weil sie eben in — Österreich sich befinden. Wenn der, auf einer verschwindend kleinen Basis ruhende Wagstein von Tandil durch den Wind oder einen leichten Druck mit der Hand in schwankende Bewegung versetzt wird, dann wollen Eingeborene den Teufel gesehen haben, der oben wie auf einem Schaukelstuhl saß. Der Stein ist 24 englische Fuß (7'3 Meter) hoch, 18 englische Fuß (5'48 Meter) lang und wird sein Gewicht auf 11.600 Senter (589.300 Kilogramm) geschätzt. Trotzdem der Stein absturzbereit über dem Abgrund zu schweben scheint, vermochten ihn tausend Pferde, die Mitte des 19. Jahrhunderts der grausame Diktator Rosas, der Argentinien durch mehr als zwanzig Jahre mit unvergleichlichem Zynismus tyrannisierte, vor den mit Stricken umwundenen Steinkoloss spannen ließ, nicht von der Stelle zu bringen und diese bizarrste aller Launen des Tyrannen scheiterte ebenso kläglich wie er selbst.

* Die „Münchener Zeitung“ vom 8. Mai l. J. bringt eine Notiz über den Wagstein von Tandil, welche wir hier im Auszuge wiedergeben wollen; sie lautet:

C. K. (Der schwingende Felsen.) Unter den sogenannten Naturwundern nehmen die schwingenden Steine eine besondere Stellung ein. Sie sind gewaltige Monolithen, die auf einer felsigen Spitze scheinbar ohne Halt balancieren. Der berühmteste dieser schwingenden Felsen und wohl auch der größte war der von Tandil in Argentinien, der vor kurzem von selbst herabgestürzt ist. Das gewaltige Felsstück hat ein Gewicht von 450 Tonnen, das auf dem Rande eines 150 Meter hohen spitzen felsabhänges schwebte. Der geringste Wind, ja ein einfacher Stoß mit der Hand genügt, um diese gewaltige Steinmasse in Schwingungen zu versetzen; die Untersuchungen der Ingenieure hatten ergeben, daß bei gewöhnlichen Witterungsverhältnissen der Stein im Verlaufe von einer Minute 60 Schwingungen machte. In Argentinien galt diese merkwürdige Natur-

Wagsteine.

Wenn wir nun die sofort in die Augen fallenden kennzeichnenden Eigenschaften der Wagsteine hervorheben, so sind dies: 1. die Eigentümlichkeit des Gleichgewichtes der Massen, so daß diese auf kleinster Auflage frei balancieren und durch nichts aus dem Gleichgewichte gebracht werden können; 2. deren Unverrückbarkeit, trotz angewandter entsprechender Gewalt; ferner 3. der Umstand, daß sie alle aus Urgestein, nämlich Granit, bestehen.

Diese drei allgemeinen, allen Wagsteinen zukommenden Eigenschaften wohl im Gedächtnis behaltend, wollen wir noch andere Gesamteigenschaften derselben aufzufinden suchen, welche weniger hervorragend sind, um sie sofort auf den ersten Blick zu erfassen, um dann nach dieser Feststellung erst Alter und Bestimmung jener Rätselsteine klarlegen zu können.

Um unsere Beweise über Ursprung und Zweck dieser Heilssteine, sowie über deren künstliche Errichtung in weit vorsintflutlichen Urzeiten, lange vor der Entstehung unseres Kontinentes erbringen zu können, müssen wir weit, sehr weit ausholen. Pausanias erklärte die Griechen in seinen „Achais“ für „gewaltig einfältige Leute, wegen der Verehrung, die sie den

erscheinung als eine besondere Sehenswürdigkeit, und von weither kamen die Touristen, um diesen berühmten schwingenden Stein zu besichtigen. Vor wenigen Wochen, am 27. Februar, ist der berühmte Fels nun plötzlich mit Donnergetöse in die Tiefe gerollt. Man wußte bereits, daß der Monolith vor einigen Jahren vom Blitz getroffen worden war und nahm an, daß damit seine Gleichgewichtsverhältnisse eine Erschütterung erlitten haben müßten. Die jetzt vorgenommene Untersuchung hat ergeben, daß der plötzliche Absturz nicht auf äußere Einflüsse, sondern auf die Korrosion der Basis zurückzuführen ist. Die Ingenieure erklären es für möglich, den Stein wieder an seine ursprüngliche Stelle zu setzen, aber diese Arbeiten wären sehr umständlich und würden eine Viertel-Million Mark verschlingen. In Argentinien aber hat man bereits eine Nationalsammlung begonnen, um die nötigen Mittel aufzubringen, so daß über kurz oder lang die Kunst des Ingenieurs versuchen kann, das Naturwunder von Tandil durch menschliche Kraft wieder herzustellen.

Es ist, Deutsch-Mythologische Landschaftsbilder.

Steinen entgegenbrachten", widerruft jedoch dieses Urteil später, indem er bekennet, daß „er seine Denkweise geändert habe, nachdem er Arkadien erreicht hatte". Schon in dem orphischen Gedicht „Über Steine", das dem Orpheus zugeschrieben wird, werden solche Steine in „Ophites" und „Siderites", d. i. in „Schlangensteine" und „Sternsteine" abgeteilt. Der Ophites war rauh, hart, schwer, schwarz und hat die Gabe der Sprache. Will man ihn wegwerfen, schreit er wie ein Kind. Sanchuniathon und Philo Byblus, nennen diese Steine „beseelte Steine". Eusebius trennte sich niemals von seinem Ophites, den er auf seiner Brust trug und von dem er Orakel empfang, die in einer dünnen, pfeifenden Stimme gegeben wurden. Der heilige Arnobius — eine Leuchte der Kirche — berichtet, daß er niemals an einen solchen Stein vorbeigehen konnte, ohne an ihn eine Frage nach dem Schicksal zu tun, „welche mit klarer, scharfer aber dünner Stimme beantwortet wurde". Helenus sagte mit Hilfe eines Ophites den Untergang von Troja voraus. Auch die Vilsinaſaga kennt „Schlangensteine" und „Siegersteine" als beseelte Steine und erwähnt ihrer öfter. Ein solcher sprechender oder beseelter Stein ist auch der berühmte „Iiasail", der im Krönungsthron der Könige von England zu Westminster eingeschlossen ist, von dem behauptet wird, er habe ehemals seine Stimme erhoben, um den König zu nennen, der gewählt und gekrönt werden sollte. Suidas erwähnt, daß Heraeskus (auch Heraiflus) befähigt war, mit einem Blick die beseelten von den unbeseelten Steinen zu unterscheiden,* und Herr Kgl. Amtsgerichtsaffessor a. D. Heinrich Christ. Meyer in München fühlt ebenfalls die „Beseelung" der Steine, und legte dies Erfüllte in seinen prächtigen Edelsteinliedern (teilweise veröffentlicht in den „Unverfälscht deutschen Worten", Wien, Jahrgang 1911) nieder, auf welche ich eingehend in

* Plinius erwähnt auch solcher Steine, welche davon laufen, wenn eine Hand sich nähert, und solche, welche immer wieder auf ihren alten Standort zurückkehren, kennt die deutsche Sage in Menge.

Heilssteine.

G.-L.-B. Nr. 7 „Kabbala und Armanismus“ zurückkommen werde. Wie nun aber die hier erwähnten Steine, zu welchen auch die Edelsteine (siehe darüber G.-L.-B. Nr. 5, Bilderschrift, Tafel I und G.-L.-B. Nr. 7, Kabbala und Armanismus) zählen, meist nur klein und tragbar sind, so gibt es deren auch bis zu gewaltiger Größe,* welche als Heilssteine oder „halistani“ bekannt sind.

Wenn schon der altüberlieferte Name „halistani“ deutlich genug die Widmung solcher Steine als Heiligtümer hervorhebt, so sind deren noch heute üblichen Benennungen bezeichnend genug, um darauf Schlüsse aufbauen zu können. So haben die Wagssteine (irisch: logan) sehr verschiedene Namen; so der „chacha-brath“ der Kelten; der „Stein des Schicksales oder Gerichtes“; der Stein der „Wahrheit oder des Gottesurteiles“; der „Ordalstein“ oder „Orakelstein“; der sich bewegende und beseelte Stein der Phöniker, oder der „dröhnende Stein“ der Irländer. In der Bretagne nennt man sie „pierres branlantes“ (nächst Huelgoat = Heilgaden, d. i.: umhegtes Heil, also Tempelstätte oder Halgadam). In Frankreich heißen sie: „roches branlairs“, „pierre qui croule“, „pierre qui danse“, auch „pierre Martin“; Spanien: „lo peyro Martino“; England: „Rockingstone“, auch „great upon little“; in Dänemark: „Rokkefistene“.** — So wurden die Steine zu Stonehenge vormalis „chior-gaur“ oder der „Riesentanz“ genannt. Wohl wurde ausgerechnet, daß die Stonehenge im Jahre 1660 vor Christus erbaut worden sein müssen, da für diese Zeit die Richtung des Sonnenstrahles genau zutrifft, aber die Errichtung muß um ein oder mehrere siderische Jahre (deren jedes 25.868 Erdenjahre umfaßt;

* G. B., die Memnonskolosse bei Memphis, die Sphing bei Theben in Agypten u. a. m.

** Plinius erwähnt solche Wagssteine in Asien (Naturgeschichte I. 96) und Apollonius Rhodius sagt, daß sie auf Grabhügeln ständen und so empfindlich wären, daß sie durch den bloßen Gedanken aus weiter Entfernung bewegt werden könnten.

siehe darüber G.-L.-B. Nr. 4: Völkernamen) zurückreichen, wie sich später ergeben wird, weil für die Zeitferne von nur 4500 Jahren die Erbauungsbedingungen nicht zutreffen können. Wenn man nämlich jene gewaltigen Steinsetzungen der Stonehenge, von Carnac und West-Boadley denkend betrachtet, von deren ungeheueren Monolithen einige auf ein Gewicht von über 500.000 Kilogramm berechnet wurden, so begreift man die Benennung Riesentanz vollkommen, so wie man der Sage, daß Riesen diese Werke geschaffen, beipflichten muß, denn selbst unserem maschinengewaltigen Zeitalter dürfte die Herbeischaffung solch mächtiger Lasten aus weiter ferne unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenstellen. Diese Steinbauten werden daher auch nicht für das Werk historischer Menschen gehalten, d. h. von Menschen, die uns an Größen- und Kraftverhältnissen ungefähr entsprechen würden, da es unserem Menschenschlag von heute unmöglich wäre, solche gewaltige Steinfolosse herzustellen, sie in solch wunderbares Gleichgewicht zu bringen, daß sie kaum ihre Basis zu berühren scheinen und doch — obwohl sie der Wind oder ein leichter Druck mit der Hand in Schwingung versetzt — sich als zu widerstandsfähig erweisen, selbst tausend Pferdekräften trohten, wenn es versucht wurde, sie aus ihrer Lage zu bringen! — Die Wissenschaft weigert sich beharrlich, jene tatsächlichen Riesenbauten — trotz dieser richtigen Bezeichnung — für das Werk von Urweltsriesen zu halten, da sie eben den Bestand von Riesen in der Urwelt leugnet, aus diesem Grunde diese Riesenwerke einem uns ähnlichen Menschenschlag nicht zusprechen kann, und daher echt wissenschaftlich erakt, jene Steinsetzungen auf natürlichen Ursprung zurückzuführen versucht. Sie erklären die Sache einfach für Auswitterung des Gesteins; Schuppe für Schuppe, Blättchen für Blättchen wäre unter dem zerstörenden Einfluß von Nässe und Kälte losgewittert, bis nur mehr jene kleine Grundlage blieb, auf welcher der Block so lange balancieren wird, bis fortschreitende Verwitterung sein Gleich-



Abb. 7. Siehe Seite 43. Der Wachstein bei Traunstein in Nieder-
österreich von S.-W. (Nach einer Photographie von A. Rerych.)

Riesenbauten.

gewicht störend ihn zum Sturze bringt. Diese exakt wissenschaftliche Erklärung gleicht Strich für Strich jener Bret-Harteschen Satyre, in welcher Ameisen eine Ziegelmauer geologisch beschreiben, wobei sie entdecken, daß plutonische Gebilde (die Ziegel) mit neptunischen Gebilden (Mörtel) in regelmäßigen horizontalen Schichten sich ablösen, wobei die senkrechten neptunischen Steilschichten (die Stoßfugen des Ziegelmauerwerks) auf periodische vulkanische Einflüsse zurückzuführen sind. — Noch verwickelter für die Geologen aber ist die merkwürdige Tatsache, daß viele dieser gewaltigen Steinblöcke Gesteinsarten angehören, die in jenen Ländern, wo sie sich jetzt befinden, unbekannt sind, und aus weit entfernten, meist überseeischen Gegenden stammen, wobei aber die Berufung auf erratische Blöcke nicht stichhältig ist. Ein solches felsstück findet sich in Irland, welches geologisch untersucht das Ergebnis bot, daß es fremden, vielleicht sogar „africanischen Ursprungs“ sei. Und dort gibt es aber gar keine erratischen Blöcke! Merkwürdig aber bleibt es immerhin, daß die irische Sage den Ursprung ihrer Steinsetzungen einem Zauberer zuschreibt, der diese Riesensteine aus Afrika brachte! — Trotzdem oder vielmehr eben deswegen war es eine Riesenkraft in des Wortes ureigenster Bedeutung, welche jene Steinsetzungen vollbrachte, trotzdem ein englischer Gelehrter (Cambrey) behauptete: „Menschen haben nichts damit zu tun“ — nämlich mit jenen Riesenwerken — „denn niemals könnte menschliche Kraft und Fleiß irgend etwas von der Art unternehmen. Die Natur allein hat das vollbracht (11) und die Wissenschaft wird es eines Tages beweisen.“ (111) Doch derselbe Cambrey widerrief später, indem er schrieb: „Ich glaubte lange Zeit an Natur, aber ich widerrufe, denn der Zufall ist nicht imstande so wunderbare Kombinationen zu schaffen, und diejenigen, welche die genannten Steine ins Gleichgewicht setzen, sind dieselben, welche die beweglichen Massen des Teiches von Huelgoat bei Con-

carneau aufgerichtet hatten." Bezüglich der Stonehenge wird berichtet, daß sie aus den Steinen jener Gegend aufgerichtet sind, nämlich aus dem örtlich „grauer Widder“ genannten rötlichen Sandstein; die Hauptheilssteine jedoch, die astronomischen Zwecken dienten, stammen aus weiter Ferne, vermutlich aus Nord-Irland. Im Jahre 1850 erschien in der „Revue Archéologique“ eine diesbezügliche Abhandlung, der folgende Sätze entnommen seien: „Jeder dieser Steine ist ein Block, dessen Gewicht die gewaltigsten Maschinen auf die Probe stellen würde. Sie sind über die ganze Erdfugel zerstreut, Massen, denen gegenüber das Wort „Materialien“ unerklärlich zu bleiben scheint, bei deren Anblick die Einbildungskraft zu Schanden wird, und die mit einem Namen belegt werden mußten, der so kolossal war, wie die Dinge selbst. Abgesehen davon, verraten diese ungeheuren schaukelnden Steine, welche manchmal auch „routers“ genannt werden, die auf einer ihrer Seiten wie auf einer Spitze aufrecht gestellt sind, wobei ihr Gleichgewicht so vollkommen ist, daß die leiseste Berührung genügt, sie in Bewegung zu setzen, die genaueste Kenntnis der Statik. Wechselseitige Gegenbewegung, abwechselnd ebene, konvexe und konkave Oberflächen, all dies reicht sie den zyklischen Denkmälern an, von denen mit gutem Grunde gesagt werden kann, daß — „die Dämonen mehr daran gearbeitet zu haben scheinen, als die Menschen“. Und Creuzer schreibt in seiner „Symbolik“: Es ist schwer in den Bauten von Tyrins und Mykenae nicht planetarische Kräfte zu vermuten, die angeblich von himmlischen Mächten bewegt wurden, analog den berühmten Daktylen.

Noch vieles wäre darüber zu sagen, doch verbietet es der Raum. Immerhin ist aber das Schaukeln, die Unabrückbarkeit aller dieser Steine bezeugt. Auf die Frage, warum sie Schaukeln, muß geantwortet werden, daß diese Bewegungsfähigkeit ein Mittel, von einer ganzen Kette solcher Mittel,

 Schicksalssteine.

zur Weihesagung oder Prophetie war, wie aus deren Namen erhellt; auch Schrecken scheinen sie hervorgerufen und die Leute in die Flucht (rout, daher „routers“) geschlagen zu haben, womit auch die Bezeichnung „tolle Steine“ im Einklange steht. Alles dieses und noch viel anderes mehr ist geschichtlich erwiesen. Die „Dracontia“, welche dem Mond und der Schlange geweiht waren, waren die älteren „Schicksalsfelsen“ älterer Völkerschaften, und ihre Bewegungen und ihr Schaukeln war den initiierten Priestern, welche den Schlüssel zu dieser alten Lösungs- und Leseweise besaßen, vollständig klar und lesbar; sie waren eben nicht nur mechanisch sich bewegende, sondern tatsächlich lebende und sprechende Steine, und sind es auch heute noch. — Olaus Magnus berichtet, daß die Könige von Skandinavien auf Grund des Orakels gewählt wurden, dessen Stimme durch „diese ungeheuren, durch die außerordentlichen Kräfte der (vorzeitlichen) Riesen aufgerichteten Felsen“ sprach. Darum kann man De Merville nur beipflichten, wenn er sagt: „Wir raten der Wissenschaft, nachzudenken und vor allem Titanen und Riesen nicht länger mehr unter die ursprünglichen Legenden zu rechnen; denn ihre Werke sind da, vor unseren Augen, und diese schaukelnden Massen werden auf ihrer Grundlage bis zum Ende der Welt schwankeu, um ihr ein für alle Mal zu dem Verständnis zu verhelfen, daß einer nicht durchaus ein Tollhauskandidat ist, wenn er an Wunder glaubt, die von der Gesamtheit des Altertums bestätigt werden.“ —

Gehen wir aber, um zu Beweismaterial zu gelangen, noch einen Schritt weiter, und betrachten wir die höchsten und riesenhaftesten Statuen der Welt, jene von Bامian. Die größte derselben ist 173 Fuß (52·73 Meter);* die nächsthöchste dieser Statuen ist 120 Fuß (36·58 Meter) hoch; die dritte ist nur mehr 60 Fuß (18·30 Meter) hoch; die beiden

* Die im Hafen von New-York befindliche „Statue der Freiheit“ hat nur eine Höhe von 34 m und ist f. mit um 18·73 m niedriger.

Riesenstandbilder von Bamian.

anderen sind noch kleiner, so daß das letzte dieser fünf Steinbilder nur mehr wenig größer ist als ein großer Mann unserer heutigen Rasse. Diese fünf Statuen werden irrtümlich für Buddha-standbilder gehalten, wurden aber von den buddhistischen Arhats und Usteten schon vorgefunden und zu ihren Zwecken „restauriert“, indem über die ursprünglichen, aus dem anstehenden Felsen herausgearbeiteten Standbilder später die Gewandung aus Stuck gemacht und über deren Gestalt modelliert wurde. Also nicht den Buddhisten danken diese riesenhaften Nischenbildwerke ihren Ursprung, sondern einer viel, viel älteren Zeit. Sie sind eben Kunstwerke der Initiierten der vierten Rasse, welche nach dem Untergange ihres Kontinentes in den festen Plätzen und auf den Gipfeln der zentralasiatischen Bergketten Zuflucht suchten. So sind diese fünf Standbilder ein unvergängliches Zeugnis von der esoterischen Lehre in Bezug auf die stufenförmige Entwicklung der Rassen.

Die größte stellt jene Menschenrasse vor (G.-L.-B. Nr. 5, „Bilderschrift“ Tafel I), deren etherischer Körper hier in festem Stein dargestellt ist, da sonst das Andenken derselben niemals die atlantische Flut überdauert hätte. Das zweite, 36·58 Meter hohe Steinbild versinnbildlicht die zweite Rasse, die „Schweißgeborenen“ (Qmir); das dritte nur mehr 18·30 Meter hohe Steinbild, erinnert an die Rasse, welche gefallen war und dadurch die erste physische, durch Vater und Mutter hervorgebrachte Rasse begründete (Trudgelmir), deren letzte Abkömmlinge in den Standbildern der Osterinsel dargestellt sind. Diese erreichten zur Zeit als Lemurien versank nur mehr eine Körperhöhe von 6 bis 7·60 Meter. — Die vierte Statue verewigt die vierte Rasse (Bergelmir), welche noch kleiner war, immerhin aber noch riesig gegen unsere fünfte Rasse, welche in dem fünften Standbild vorgestellt erscheint. Das sind also die „Riesen“ des Altertums, von welchen die Edda, alle vorgehichtlichen Sagen, die Bibel (Gibborim, Gog und Magog) berichten, welche

 Atlantis.

vor mehr als einer Million Jahren lebten, blühten und wirkten, und welche wohl über solche Kräfte, aber auch über solches Wissen und Können verfügt haben müssen, um derartige Werke zu bauen und uns zu hinterlassen, wie jene es sind, von welchen vorliegende Zeilen sagen.

Mit jenen furchtbaren Umwälzungen, welche die Atlantis verschlangen und den euroasischen Erdteil entstehen ließen, ging auch die vierte Rasse — die atlantische — zu Grabe, und die fünfte — die arische Rasse — betrat die Weltbühne. Aber in der Flucht der Ereignisse des Naturlebens gibt es keine unvermittelten Sprünge, sondern nur eine fortschreitende Entwicklung. Und solchergestalt haben wir gar keine Ursache, den einstigen Bestand von riesenhaften Ahnen anzuzweifeln und eine allmähliche Abnahme der menschlichen Körpergröße abzuleugnen, denn warum sollte der Mensch der einzige Erdenbewohner sein, der an Körpergröße seit Urtagen nicht abgenommen haben sollte, während die Tierwelt wie die Pflanzenwelt auf die riesigsten Vertreter ihrer Gattung in vorflutlichen Zeitabschnitten zurückzuführen sind?

Wie nun aus der beiliegenden Karte* des Überganges aus dem Sekundär zur Jetztzeit hervorgeht, erscheint gerade jener Teil unseres Waldviertels, welcher die drei Wagsteine besitzt, als eine stehengebliebene, von der Flut nicht überronnene Insel der Atlantis. Von dem in Urtagen sie umbrandenden Meer sind nur mehr die eingestürzten Korallenriffe (unsere Kalkgebirge) und die Sandablagerungen (Sandsteinformationen) übrig geblieben, welche diese Granitinsel umlagern, die uns jene urheilige Erin-

* Diese Karte und manch anderen Bildschmuck vorliegenden Buches verdanke ich der lebenswürdigen Bereitwilligkeit des Herrn Dr. Jörg Lanz v. Liebenfels, der in uneigennützigster Zuverlässigkeit mich bei der Ausgabe dieser Neuauflage unterstützte und förderte, wofür ich dem hochverehrten Herrn Doktor hiemit öffentlich meinen herzlichsten tiefgefühlten Dank abstatte.

nerungsstätte an die Riesenwelt der vierten Menschheitsrasse so treu bewahrte. Diese Umwälzungen fanden vor rund 850.000 Erdenjahren statt, gegen Schluß des Miocänzeitalters, währten aber viele Jahrtausende, da sich jene Naturereignisse nur schrittweise, aber nicht sprunghaft abspielten, obwohl es nicht ausgeschlossen erscheint, daß auch ab und zu katastrophale Ereignisse plötzlich eintraten, wie beispielsweise vor rund 11.000 Jahren* das Versinken des letzten Restes der Atlantis innerhalb weniger Stunden.

Beachtenswert ist noch ganz besonders, daß die „Adepten“ oder die „Weisen“, die „Meister“ der Menschen der dritten, vierten und fünften Rasse in unterirdischen Wohnungen (Klofen, Armans-Kofe = Hermanskogel) weilten, und zwar unter einem pyramidalen Bau (z. B. das Erdwerk von Stronegg in Niederösterreich). Solche Pyramiden bestanden in den „vier Ecken der Welt“, d. h. überall, und nicht nur allein in Ägypten. Viele derselben sind noch heute erhaltene Werke der ersten Ansiedler auf dem Festlande des neugeborenen Europa, und zwar jener Rassen — „einige gelbe, einige braune und schwarze, und einige rote“ (nach uralter Überlieferung) — welche nach dem Versinken der letzten atlantischen Kontinente (nicht Inseln! deren letzte versank erst vor 11.000 Jahren) vor 80.000 Jahren übriggeblieben, und vor Ankunft der großen arischen Rassen und deren göttlichen Führern** Euroasien bevölkert hatten. Jetzt werden auch die Riesenkämpfe des Sohnes Hari-Wuotans, Donar, klar. Es sind die Kämpfe der göttlichen Führer der arischen Rasse mit den letzten Nachkommen der Vorweltriesen der vierten Rasse, welche tatsächlich gelebt hatten. Es sind daher die vielen

* Abgesehen von Hari-Wuotan, war einer dieser Führer „Starfadr“ (Edda, Simrock), von dem die skandinavischen Sagas wunderbare Taten berichten. Er war Schüler des Magiers Hrosthargrani's und ist in den folianten Johannes des Magiers als Riese abgebildet, der unter jedem seiner Arme einen mit Runen bedeckten Fels trägt.

** Genau berechnet 9564 Jahre vor Chr.

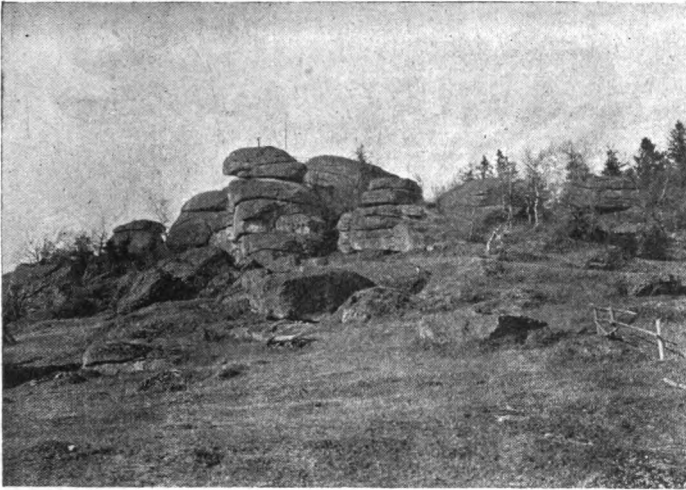


Abb. 8. Siehe Seite 43. Der Wachtstein von S.-O. bei Traunstein in Niederösterreich. (Nach einer Photographie von A. Kerych in Traunstein in Niederösterreich.)

Weise. Meister. Adepten.

Riesensagen wirkliche geschichtliche Erinnerungen des Volkes in sagenhafter Ausgestaltung, an welche sich erst in weit, weit späteren Zeitläuften, als die Erinnerung an die Leiblichkeit der Riesen verblaßt war, naturgeschichtliche Mythen anschmiegen, wie die altersgrüne Patina an alte Erzgüsse oder wie die Stuckgewandung an die Riesenstandbilder von Samian.

Die Riesen sind ausgestorben, aber ihre Riesenbauten erzählen noch von ihrem Dagewesensein, und auf unserer heiligen Ostara-Erberde leben noch vier von ihren Wahrheitssteinen, um uns Kunde zu geben aus tiefster, grauester, vorwotanistischer Urzeit.

Tun aber treten sagenmäßig nicht nur die „Riesen“ — für deren tatsächlichen einstigen Bestand einzutreten ist — sondern auch die „Adepten“ und „Weisen“, nämlich die „Meister“ der Menschen der dritten, vierten und fünften Rasse sagenmäßig als Erbauer dieser Werke auf, und zwar nennt sie die Sage „Zauberer“. Schon diese Bezeichnung für sich genügt für unsere Wissenschaftler ohne weiteres Grübeln diese Zauberer mit überlegenem Lächeln abzutun und abzuweisen. Aber auch sie bestanden ebenso tatsächlich wie die Riesen, und ihr Zauber war weiter nichts anderes als eine gründlichere theoretische Kenntnis der Natur-Ur-Gesetze und ein gründlicheres praktischeres Können in der Anwendung derselben als das unserer Gelehrten und Techniker von heute. Nehmen wir, als nur ein Beispiel aus der großen Zahl der nachweisbaren Möglichkeiten, den einen Fall, daß sie es vermochten, die Gesetze der Schwerkraft aufzuheben, und damit wäre die Frage nach der Möglichkeit der Errichtung jener Riesenwerke gelöst. Daß unseren zeitgenössischen Gelehrten dieses Wissen und unseren zeitgenössischen Technikern jenes Können noch fehlt, ist doch wahrlich kein Grund dafür, die Möglichkeit der Entwicklung des Wissens und Könnens bis zur Aufhebung des Schwergewichtes zu leugnen? Und ist diese Entwicklungsmöglichkeit angenommen, so muß auch die Möglichkeit eingeräumt und zugegeben werden, daß jenes

Wissen und Können eben den vorgeschichtlichen Adepten und Weisen wohl zu Eigen war und daß es mit ihnen begraben wurde, als man sie gewaltsam ausgerottet hatte, wodurch nicht nur ihre Schulen, sondern auch ihre Lehre und ihr Wissen vernichtet worden war. Wir sind noch lange nicht allwissend und allkönnend und so ist es mehr als anmaßend, das als nichtbestehende Unmöglichkeiten hinzustellen, was wir noch nicht zu verstehen vermögen. Mit dieser Annahme aber wird vieles erklärlicher. Die Riesenbauten erheben sich plötzlich aus der Ebene rudimentärer, roher Kraft zu Werken von Weisen von hoher Geisteskraft, welche diese Werke für Zwecke schufen, welche wir heute ebensowenig kennen wie wir die Kräfte zu erfassen vermögen, die solche Werke als Mittel schufen, die wir fast ebensowenig zu ahnen vermögen. Daß durch die Annahme der Möglichkeit, die Schwerkraft für kürzere oder längere Zeit aufzuheben, sofort auch die Tatsache des Transportes solch ungeheurer Gewichtsmassen aus weiter ferne zu erklären, das Aufrichten der Wagsteine nach statischen Gesetzen begreiflich zu machen gegeben ist, bedarf keines Wortes der Begründung. Man braucht dabei auch durchaus nicht Wunder nach dem Volksbegriffe des Zaubers anzunehmen, sondern lediglich die Möglichkeit zuzugestehen, daß die alten Weisen über ein Wissen und ein Können verfügten, das unseren Gelehrten und Technikern verloren gegangen ist, das sie aber in absehbarer Zeit wieder erringen können und werden, wenn — ja wenn sie den heute landläufigen materiellen Monismus in einen geistigen Monismus verwandelt werden haben.

Nun noch eine kurze Zusammenstellung der Ortsnamen und deren Deutung: In „*T r a u n s t e i n*“ ist der „Tronjestein“, nämlich eine Trojaburg zu erkennen, ein Heilthum der Sonnenmysterien. Der Name „*W a c h t b e r g*“ löst sich auf in „*waighsberg*“, nämlich: „Riesen geborgen“. Der andere Name „*S p i e l b e r g*“, findet sich in diesem Buche öfters erklärt und sei der Kürze halber darauf verwiesen.

 Stilifrieda: Wallbauten.

Unweit davon ist das „Höllthal“ — das Tal der Helia, des Todes! — und dort wo es endet, liegt „Würrnsdorf“, der alte „Wurmgarten“, Namen, die ebenfalls in diesem Buche oft gedeutet werden und daher hier nur erwähnt zu werden brauchen. — Aber merkwürdig! Eine halbe Stunde von Traunstein entfernt liegt vom Walde überwuchert eine Burgruine, zerfallenes Gemäuer, das kaum wahrnehmbar ist und von dem auch der Name vergessen wurde, aber der Berg, der die Ruine trägt, wird vom Volke „Hausberg“ genannt. Und das ist sehr bezeichnend, daß das Volk es sich erzählt, daß in dieser Burg auf dem Hausberg in alter Zeit ein Dichter und Minnesänger in weltferner Einsamkeit gehaust und gedichtet habe; man weiß aber weder seinen Namen noch die Zeit seines Wirkens, obwohl die Meinung geht, daß jene Burg von den Schweden eingeäschert wurde. — Dieser Dichter war zweifellos der letzte „Armane“ jenes Halgadoms (ähnlich dem Einsiedel von Hohenberg; siehe diesen) und die Zeit des Verfalles der Burg am Hausberg liegt Jahrhunderte vor der Schwedenzeit. — —

An die gottesdienstlichen Bauten fügen sich nun die Befestigungsbauten an, deren mehrere an beiden Donauufern zu verzeichnen sind, und deren imposanteste jene der alten quadiſchen Königsstadt „Stilifrieda“ sind. In einer Gesamtlänge von 1900 Metern umfassen riesige Brandwälle, bis zu einer Höhe von 12 Meter aufsteigend, einen flächenraum von 27 Hektar, und die Befestigung würde, fernwaffen abgerechnet, heute noch eine bedeutende Heeresmacht erfordern, um sie zu halten oder zu nehmen. Das Volk, das solche mächtige Bauten aufstürmte, war aber, wie wir in der Folge beweisen wollen, ein urgermanisches, ein deutsches. Der kassische Boden der Weltgeschichte, auf dem wir stehen, ist urgermanischer Boden; hier erkämpften unsere Väter die deutsche Freiheit von den Römern, den Avarn, Hunnen und Magyaren, den Mongolen und Slawen, hier

schlug der Habsburger den Przemysliden und gründete Osterreich.

Wenn uns die ungewöhnliche Menge der aus Stein und Erde aufgetürmten Denkmale unserer dem Wuotanskultus ergebenden Ahnen im Wiener Becken überrascht, wenn uns auch die gewaltigen Erdbauten gerechtes Staunen abnötigen, so sind doch diese Denkmale stumm und würden ebensogut für jedes andere Volk sprechen, denn derlei Bauten sind so ziemlich über die ganze Welt verbreitet, man findet sie in Asien wie in Nordamerika, auf Trojas althistorischer Scholle wie in Scandinavien. Seele und Leben aber gewinnen dieselben erst dann, wenn wir sie mit den sprachlichen „Denkmalen“ und den „Sagen, Mythen und Gebräuchen“ in Verbindung bringen, und diese Ergebnisse wieder durch vergleichende Zusammenstellungen mit ähnlichen Forschungen in anderen deutschen Landen sicherstellen. Diese „sprachlichen Denkmale“ geben uns nicht nur die bedeutsamsten Aufschlüsse über das deutsche Mythentum in ihrer örtlichen Auffassung, gewähren uns kulturgeschichtliche Fingerzeige von ungeahnter Wichtigkeit, lassen uns die einzelnen Völkerzüge auf der Landkarte verfolgen, sondern — und dies ist entschieden die entscheidende Hauptsache — sie beweisen mit zwingender Gewalt, daß Niederösterreich fortwährend, ohne Unterbrechung seit dem Tode der atlantischen Riesenrasse, seit dem Auftreten der arischen Rasse unter deren göttlichen Führern, und zwar deutsch bevölkert war. Wohl wechselten die Namen der Völkerschaften; Heruler, Quaden, Markomannen, Türfilinger, Boyer, Noriker, Rugier und andere erscheinen und verschwinden; doch brauchen wir hier nur an schon Gesagtes zu erinnern, um sofort zu begreifen, daß das „seßhafte“ Volk ununterbrochen dasselbe blieb, es war das „Dauernde“ im Wechsel, so wie es sein Brauch und seine Sitte war, während Name und Udel allein das „Vergängliche“, das „Wechselnde“ in sich begriff. Die furchtbarste Epoche für das „seßhafte

 Ortsnamen.

Volk" waren die Geburtswehen des „karolingischen“ Christentums und die fränkischen Raubzüge; daß aber auch diese weder eine menschenleere Wüste antrafen, noch das Land — trotz aller Greuel, trotz der Verlegung damaligen Völkerrechtes — entvölkerten, dies beweisen jene sprachlichen Denkmale erst recht.

Ehe wir jedoch uns zu diesen besonders wenden, mag noch eines Umstandes Erwähnung geschehen, der Obiges beweisen hilft, wenn er auch eigentlich außer dem Rahmen unserer Betrachtung zu liegen scheint. Es gab doch in jenen Tagen keine Landkarten und wie anders als durch mündliche Überlieferung eines „seßhaften“ Volkes hätten jene „sprachlichen Denkmale“ über die Periode der Entvölkerung herübergerettet werden können? Wie hätte das sogenannte „römische Erbe“: der Weinbau, sich anders erhalten können als durch fortdauernde Pflege, die wieder nur ein seßhaftes und kultiviertes Volk bedingt? Wie stimmt dies zu dem heute noch leider von deutschen akademisch verbildeten Schriftstellern ihren eigenen Ahnen angetanen Schimpf, diese Völker „Barbaren“ zu nennen?

Fassen wir nun die „sprachlichen Denkmale“ näher ins Auge, so zeigen sich uns diese als „Ortsnamen“ im weitesten Sinne, nämlich als solche Namen, welche Wald und Au, Berg und Tal, Flur und Feld, Strom und Bach, Stadt und Burg führen, und hier zeigt sich das hoch beachtenswerte Ergebnis, daß mehr als die Hälfte der heute noch üblichen Ortsnamen in vorkarolingische Tage zurückgreifen, wenngleich nicht urkundlich beglaubigt, so doch sprachwissenschaftlich erwiesen.

Es geht daraus hervor, daß Niederösterreich nicht nur bevölkert, sondern sogar dicht bevölkert war, und dies mußte es denn auch gewesen sein; wie hätte es sonst den ungeheuren Menschenverbrauch der Römerkriege decken, wie sonst solche Werke wie jenes von „Stilfrieda“ auführen können. Ferner geht daraus hervor, daß schon vor

dreitausend Jahren der größte Teil unserer heute noch blühenden Städte und Dörfer bestanden, wodurch die oft angezogene Stelle aus Tacitus' „Germania“ widerlegt wird,* was übrigens auch durch „Julius Cäsars gallischen Krieg“** berichtet werden kann. Greifen wir nun die „mythologischen Ortsnamen“ hervor, so teilen sich diese wieder in zwei Serien; die erste Serie bildet jene Gruppe, welche neben dem Namen noch das alte Heiligtum selbst bewahrt, welches entweder ein von Menschenhänden aufgetürmtes Bauwerk oder eine sonstige geheiligte Stätte ist; wie z. B. ein Berg, ein Felsblock oder deren mehrere, ein Hain, ein Baum, eine Quelle oder eine Höhle, während bei der zweiten Serie lediglich der Name geblieben ist. So finden wir den Namen Wuotans, der in unseren Gegenden Woldan, Wult und Hruoperaht (Rupprecht) genannt wurde, in Wutterwald, Wulzensdorf, Wultendorf, Wullendorf, Wilfersdorf, Wilfungsmauer und anderen vertreten. Sein Weib Frigga, in unseren Gegenden Frouwa, Peratha (Verta, die Prachtige) und Holla (Hulda) geheißten, erscheint in zahllosen Namen, wie: Hollenburg, Hollabrunn, Hollentann, Hollarn, Frauendorf, Frauenburg u. c. Deren Kultstätten, „Jungbrunnen“ genannt, sind noch heute unvergessene geheiligte Quellen und zu Wallfahrtsorten des Christentums oder des Überglaubens geworden. Zu ersteren zählten Hollabrunn, Mariabrunn, Brunn und andere, zu letzteren das „Jungfernbründl“ bei Sievering nächst Wien,

* Cornelius Tacitus, „Die Germania“. Cap. XVI. „Daß die germanischen Völker keine Städte bewohnen, ja, daß sie nicht einmal zusammenhängende Wohnsitze lieben, ist allbekannt. Einsam und abgesondert siedeln sie sich an, wo gerade ein Quell, eine Au, ein Gehölz einladet.“

** Jul. Caes. Commentarii de bello gallico et de bello civili Tom. II., Cap. XXIX. Die Stadt der Wuatuer; und an anderer Stelle, die Beschreibung dieser im deutschen Westen gelegenen Stadt, ist typisch für alle heute noch erhaltenen Quadenstädte Niederösterreichs im Osten Deutschlands; so für „Stilifrieda“, „Die alte Burg am Stein“ (Deutsch-Altenburg) und andere.

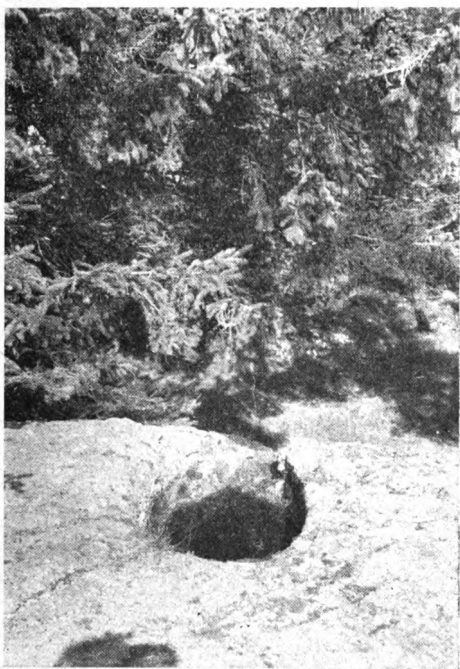


Abb. 9. Siehe Seite 44. Eine von den vier „Steinwannen“ oder „Blutgruben“ auf dem Wachtstein. (Nach einer Photographie von A. Xerych in Traunstein, Niederösterreich.)

 Verchristlichte Ortsnamen.

der „Jungbrunnen“ im Paßtal, der die Grenze zwischen den beiden Vierteln ob und unter dem Wienerwald bildet. Auch die anderen Äsen und Äsinnen sind und, wohlgemerkt, jeder Name wiederholt vertreten. So findet sich Donar, in vielen Donnerkanzeln, Peterskirchen usw.; Loki, der Fürst der Teufe (Tiefe, heute verchristlicht im Teufel) an allen jenen Orten, welche in Name und Sage an den Teufel gebunden sind. Dessen Tochter und weibliches Spiegelbild Helia erscheint gleichfalls sehr häufig; 3. B. noch im wuotanistischen Sinne im Höllental, verchristlicht aber im Helenental.

Und so wie diese, sind sie alle vertreten in hunderten von Ort- und Flurnamen, welche, und dies ist wohl zu beachten, nie einzeln sich finden, sondern stets in zusammenhängenden Gruppen, wodurch die Enträselung der einstigen Sonderweihe der betreffenden Heilstätte sich bietet wie ein aufgeschlagenes Buch.

Sind diese Ortsnamen nun kenntlich an den unleugbaren altmythologischen Deutungen, so sind solche einer anderen Gruppe noch besonders zu erwähnen, welche heute zwar christliche Namen tragen, doch unverkennbar aus wuotanistisch-deutschen Kultplätzen hervorgewachsen sind. Einige nannten wir schon. Der Drachentöter Wuotan erscheint als St. Michael, der Lindwurm-töter Valder (Siegfried) als Sanct Georg, Wuotan, der ruhmprchtige Götterkönig, als Rupprecht, so wie „St. Martin, der auf dem Schimmel geritten kommt“, ebenfalls sein christliches Spiegelbild ist. Frouwa, Hulda, Perahta und Ise sehen wir durch die Himmelskönigin Maria verchristlicht, wie in Mariabrunn, Maria-Tafel, Maria-Drei-Eichen und vielen, vielen anderen Ortsnamen. Freya erscheint in der heiligen Agnes wie in Sanct frein verchristlicht und vergeschichtlicht, mit welcher weiter noch eine sich selbständig abhebende Gruppe von Ortsnamen zusammenfällt, welche die Erinnerung an den Nornen-Kult und die Walküren bewahren.

Noch aber mag eines Wortes gedacht werden, das in den verschiedensten Verstümmelungen in zahlreichen Ortsnamen auftaucht, wo regelmäßig dann auch ein vorgeschichtliches Bauwerk sich findet, und zwar stets ein Tumulus; dieses Wort ist: „Lee“. Breitenlee, Schotterlee, Langenleebarn, Langenlois, Lewern und viele andere sind mit diesem Worte „Lee“ verbunden, woraus sich erklärt, daß solche Hünengräber „Lee oder Leeberge“ hießen und außerhalb der Gruppen der eigentlichen Tempelbauten zu stellen sind. Diese Leeberge nun sind die Hünengräber des Nordens, unsere „Wacht-“ und „Hüttelberge“, welche über den verglommenen Leichenbrand eines gewaltigen Männergebieters aufgetürmt wurden, wie die Mythologie und das Heldenlied (Beowulf, Alpharts Tod und andere) in vielen Beispielen bestätigen.

So zeigt denn auch diese kleine wortgeschichtliche Blütenlese aus den Ortsnamen unseres schönen Niederösterreich, daß dieses Land ein urdeutsches war und ist, sein „seßhafte“ Volk bis heute ununterbrochen dasselbe blieb, das ungezählte Jahrtausende schon die Erdscholle bebaut und mit seinem Herzblute vor Fremdherrschaft schützte. Der Schwerpunkt des Beweises aber liegt in den „mythologischen Ortsnamen“; denn niemand wird behaupten wollen, daß jene Namen aus den Tagen des großen „Kolonisators“ Niederösterreichs stammen können.

Ebenso alte und echte Denkmale unseres deutschen Volkstums wie die „gebauten“ und „sprachlichen“ sind die heimischen „Sagen, Mythen und Gebräuche“. Auch unser schönes Niederösterreich ist eingeeht in den hochheiligen Harug deutschen Mythenwaldes, dessen zauberreiches Hellsdunkel uns, die wir uns darin ergehen, mit seinem kräftigenden Harzgeruch umduftet und mit den farbenglühenden Wunderblumen entzückt, die seinem Boden entwachsen. Wir kennen diese Blümlein, wir sahen sie schon blühen am Harz, im Thüringer- und Odenwald, und sind erstaunt, daß das,



Abb. 10. Wagstein („heidelnde Wiege“) bei Traunstein in Nieder-
österreich. (Nach einer Photographie von A. Kerych in Traunstein,
Niederösterreich.) Siehe S. 47.

Örtliche Götternamen.

was wir aus weiter Ferne bewunderten, uns hier so nahe blüht, so — unbekannt.

Unzählige Pfade führen durch das Zaubergeiranne des Märchenwaldes, hier wölben sich seine herrlichen Dome zu stolzen Hallen altherrlicher Götterburgen, dort plätschert der verjüngende Jugendbrunnen, dort huschen drei Frauengestalten spinnend vorüber und hier zieht zwischen den schlanken Blattpfeilern, unter den schwerhängenden Schlingguirlanden das wilde Heer mit lautem „Hu Sa, Hal Loh!“ Wir aber wandeln, unbeirrt durch das spenstige Treiben den einen Pfad, der nach Usgard führt, und vermeiden die Seitenwege, welche sich nach vielen Richtungen abzweigen, zu manch anderem Ziele leitend, und welche wir bei künftigt sich bietender Gelegenheit wandeln wollen.

Am deutlichsten traten die Gestalten Wuotans und seiner Gemahlin hervor und hier sei gleich betont, daß diese, wie die später zu erwähnenden Götter oder Göttinnen häufig verchristlicht erscheinen, wobei es jedoch genügt, einfach den Namen zu ändern, um sofort den sehr durchsichtig verschleierte[n] Asen hinter dem christlichen Überkleid durchschimmern zu sehen.

Wie schon erwähnt, erscheint bei uns der Götterkönig meist unter dem Namen Wulz, Wult, Woldan, Wut (Wuotan), woraus sich die Schreckpopenze der Kinder, der „Rauwurzel“, „Rauchal“,** „Wukel“ und der „Wauwau“ entwickelten. Er zeigt sich als Mantelträger, wilder Jäger, Wunschbefüller, Schimmelreiter, Führer des wilden Heeres,*** des Geister- und des Totenheeres. Sein eines Auge und

* Ursprung des Jägerrufes: Hussa Hallo! = Heilige Sonnenheilslohe.

** Kinderreim: „Schau' dich nicht um, denn das schwarze Rauchal' geht um“. Rauchal: „Rauch“ (Rau) = Recht; „al“ (all) = Sonnenfeuer = Gott, also: Der Rechtsgott, rechte Gott im All = Allwäter.

*** Hierher gehört die Steinallee am Stolzenberge bei Stolzendorf, als Weg des Wuotes Heeres (wilden, wütenden Heeres).

seinen Schlapphut — als Wunschhütel — kennt das Volk. Abgeblaßt, seines göttlichen Charakters entkleidet, erscheint er als Rattenfänger in Korneuburg wie in der Vorstadt Magdalenengrund von Wien, welche es dieser Sage zu danken hat, daß sie der alte Volkswitz mit dem Spottnamen „Räzenstadtel“ belegte. Diese Sage wiederholt genau und wörtlich jene von Hameln. Sie birgt verdunkelt die Auffassung Wuotans als Totengott, als Führers des Totenheeres, in sich. Als christlichen Heiligen erkennen wir ihn im Drachentöter St. Michael und die zahlreichen Kirchen dieses Erzengels (ältester Gründung natürlich) erscheinen auf solchen Kultplätzen erbaut, welche ihm in dieser Eigenschaft geweiht waren.* Einer Urkunde namentlich sei Erwähnung getan, welche, aus der Mitte des 13. Jahrhunderts stammend, Wuotans Namen schriftlich bewahrte. Unter den Abgaben, welche St. Pölten (Niederösterreich) an die Kirche in Passau zu entrichten hatte, kommt auch noch ein bestimmtes Quantum Hafer vor: „minoris mensure quod dicitur Wutfuter“ — „Wutfuter“ genannt. Dieses Wort „Wutfuter“ aber bedeutet „Wutfuotar“, „Wutvater“, also Wuotan. Nun aber ist bekannt, daß alle wuotanistischen Opfergaben nachträglich die Einkünfte der Kirche bildeten und daher dieses „bestimmte Quantum Hafer, Wutfuter“ genannt, ehemals für die zu Opfergebräuchen gehaltenen Pferde bestimmt war. An mehreren Orten begegnet uns die bekannte Kyffhäuser-Sage. Als der „verwunschene König Otter“ im „Otter“, einem Berge am Semmering, und ebenso im „versunkenen alten Kaiser“ bei Göpfritz, erscheint Wuotan als Wintergott schlafend im Berge mit seinen Einheriern, und daß der „alte Kaiser“ als „Rotbart“ vergeschichtlich ist, braucht wohl keiner weiteren Erwähnung. Der Name „Otter“ aber erfordert vielleicht noch eine tiefergehende Be-

* Besonders begünstigt durch die Ähnlichkeit von Michael mit mihila = groß; hierher gehört auch der „deutsche Michel“.

 Verchristlichte wuotanistische Heilstätten.

gründung; es sei mir ein Abstecher nach Oberösterreich, und zwar nach „Ottensheim“* gestattet. Dort zeigt das Haus Nr. 107 ein altes Relief, ein Kind in der Wiege vorstellend, und darunter die Inschrift: „Jahr 1208, da Ottensheim noch nicht genannt war, ist Kaiser Otto auserkoren, allhie in diesem Haus geboren.“ Da nun Otto aber schon 1174 geboren wurde, erscheint diese Inschrift als Irrtum wie manch anderer; es ist anzunehmen, insonderlich dem Stil entsprechend, daß sie dem 16. Jahrhundert frühestens entstamme und nur eine alte Tradition mißverstanden bewahre. Nun aber war „Odoakar“ der erste deutsche König Roms, gerade aus unsern Donaugegenden ausgezogen, seine Geburtsstätte ist unbekannt, doch seine großen Erfolge sicherten ihm gewiß ein außergewöhnliches Gedenken in seinem Geburtslande. Er war doch als Iffo-one ausgezogen und König geworden, aber gleich Friedrich Rothbart nicht mehr heimgekehrt. Es ist daher wohl nicht allzu gewagt, Ottensheim als seine Geburtsstätte anzunehmen und ihn als den „verwunschenen König Otter“ zu betrachten, als welcher sich Wuotan in diesem besonderen Falle vergeschichtlichte.

Die Göttermutter und Götterkönigin Frouwa, Hulda und Perahtha sehen wir zweigestaltig entweder als Himmelskönigin Maria verchristlicht und in ihrer alten hehren Würde belassen, oder irrend als Gespenst von bald gutmütigem, bald bösertigem Charakter (wohl als strafende Gottheit nachweisbar) und auch geradezu entwürdigt zum Schreckpopanz der Kinder. Als christliche Himmelskönigin sahen wir sie in Mariabrunn, Mariataferl, welch letztere Kirche erst in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts eine heidnische Opferstätte endgültig besiegte.

Das „Taserl“, über welches die Kirche sich nun wölbt, war ein wuotanistischer Opferaltar, von dem das Volk nicht

* Stadt und Schloß „Ottensheim“ erscheinen schon im Jahre 777 urkundlich erwähnt.

 Verchristlichte wuotanistische Heilstätten.

lassen wollte. — Ebenso in Maria-Drei-Eichen, Maria-Bründl, Maria-Brunn und vielen anderen Orten. Als Gespenst kennen wir sie als Prechtl und Perchtl, als weiße Frau, als Ahnfrau (z. B. Berta von Eichtenstein), ja selbst als Schreckpöppanz der Kleinen. Unartigen Kindern, welche nicht das essen wollen, was ihnen die Eltern vorsezen, schneidet sie den Bauch auf, füllt diesen mit Werg und näht dann den Bauch wieder zu. Statt der Nadel nimmt sie die Pflugschar, statt des Fadens die Sperrkette. Wenn sie aber bei besonders übler Laune ist, zündet sie das Werg noch überdies vor dem Zünähen an.

Auch Donar und seine Gemahlin Siebia (Sippia, Sif) sind unvergessen. In der Sage von Greifenstein berührt sich Donar mit Wuotan. Der „Griff in den Stein“ mahnt an den Blitz, „der in die Steine (Riesen) greift, als wären sie aus Butter“, die befreite Jungfrau aber deutet auf die befreite Gerda, welche der winterliche Wuotan bewachte. Die unterirdischen Gänge, die unterhalb der Donau bis nach Kreuzenstein führen sollen, geben Kunde von hier geübtem Nornendienste. Als Schätzeheber und -gewährer erscheint Donar wiederholt, ebenso Siebia, sein weibliches Spiegelbild; er als „St. Christophorus“, sie als „St. Corona“. — Sowohl das „Christophorusgebet“ wie das „Coronagebet“ sind von der Kirche streng verpönte Gebete, welche nichts weiter sind, als mit dünner christlicher Tünche überzogene altwuotanistische Beschwörungszauber. Im Verlaufe dieses Buches werden dieselben ausführlich behandelt werden. Siebia erscheint aber nicht nur als St. Corona, sondern noch wuotanistisch gebraucht in ihrem Symbol des Siebes in vielen Zaubergebräuchen. Ja, wir sehen das Sieb selbst heute noch als Schmuck eines stattlichen Fuhrmannszeuges, buntbemalt und mit frommem Spruch geziert am Wagenbaumeln; es gilt als Schutzmittel gegen Verhergung der Pferde, denn durch daselbe siebt der Fuhrmann den Hafer

 Verchristlichte wuotanistische Göttergestalten.

für sein Gespann in fremder Herberg unter dem Murmeln von gewissen Segensformeln.

Der böse Loki, auch Voland genannt, abgeschwächt als „Schmied Wieland“, findet sich sowohl als Sagengestalt wie als Fürst der Teufe im christlichen Teufel. Da aber auch hin und wieder, wie es selbstbegreiflich ist, auch Wuotan und Donar als Teufel erscheinen, mag hier der Sonderzeichen Erwähnung getan werden, nach welchen sich diese „Drei-Teufel“ unterscheiden. Der Pferdefuß deutet nach dem ihm geheiligten Opfertier auf Wuotan; Bocksgehörne, Bocksfüße und Bocksgestalt auf Donar; die Kette aber auf den gefesselten Loki. — Darum ist der berühmte Krampus,* der mit dem Nicolo kommt, Donar und Loki in einer Person, denn er ist in Bocksgestalt und trägt die Kette. Die Götter zogen immer zu Dreien durchs Land, wie die heiligen Dreikönige (Wuotan-Melchior, Donar-Kaspar, Loki-Balthasar; letzterer der Mohr); da nun gegen die mythische Regel Nikolo und Krampus aber nur zu Zweien reisen, der Krampus hier aber Donar und Loki in einer Person vertritt, ist auch der Drei-Götter-Auszug am Nikolausabend dadurch wieder gefunden.

Beachtenswert ist, daß wie Frauwa die weibliche Seite Wuotans, wie Siebia ebenso die weibliche Personifikation Donars begreift, beide aber solches im Bilde die Ehe vor-

* Das Wort „Krampus“ wird aus drei Urworten, und zwar aus „car“, „amb“ und „us“ gebildet. „car“ = eingeschlossen; „amb“ = Entstehung [Emb-rio]; „us“ = aus. Somit sagt: Car-amb-us die Einschließung der (Neu-)Entstehung ist aus oder beendet. Das will sagen, daß jetzt zur Zeit des Hillingmanoths, in welcher die Götter wieder begabend und segnend zur Oberwelt aus Helias Bann gelöst zurückkehren, jetzt auch der Bann (car) vom Leben genommen ist, der Keim desselben kommt zur Neuentstehung, zur Wiedergeburt (amb, emb), denn die Einschließung des Lebens ist beendet (us). — Der Krampus war also in wuotanistischer Zeit ein segnender Götterbote, welcher das neuwachende Leben des kommenden Jahres vorverkündete; ihn erst zu einem Schreckgespenst mit Teufelsfratze umzugestalten, das blieb der römischen Priesterkirche vorbehalten.

stellen, Helia das weibliche Spiegelbild Lofis ist. Aber hier ist nicht die Gattin, sondern die Tochter in den Vordergrund geschoben und dies mit tiefem Verständnis. Helia ist das Ende, der Tod, und da hört die Zeugung auf, sie kann darum nicht Zeugin (Gattin), sondern nur Gezeugte oder Tochter sein. Sie ist daher wie alle anderen Nachkommen Lofis nur auf Zerstörung bedacht. Nur Signe, Lofis Frau, macht hier eine Ausnahme; sie hält in treuer Gattenliebe bei dem Gefesselten aus, und darin liegt die Hoffnung der Wiedergeburt nach Lofis Entfesselung, nach Befiegung des Todes.

Der Gedanke der Wiedergeburt nach der Befiegung des Todes beruht in der mythischen Auffassung, daß Lofi ursprünglich der in der Materie zur Erscheinung gekommene, ins sichtbare Leben getretene Geist ist; eine Gottheit, der man nur deshalb im weiteren Verlaufe mythischer Entwicklung den Charakter des Bösen beilegte, weil man es wohl fühlte, daß nur in dieser tätlichen Verbindung von Geist und Materie ein Böses erzeugt werde. Darum ward auch er mit einer Verkörperlichung der Erde, mit Signe vermählt. Aber auch Signe ist es wieder, welche einen vorzüglichen Beweis von der hohen, an Vergötterung heranreichenden Frauenverehrung unserer Ahnen liefert, denn gerade sie, welche den bösesten unter den Göttern zum Manne hatte, sie ist die beste Frau. Als Lofi gefesselt war — sein Mythos ist das Urbild der Prometheusmythe, denn er selber ist Prometheus — als er von allen Göttern verlassen war, die ihm doch Eide der Treue geschworen, da hält das treue Weib bei dem Geächteten aus, ihm, soweit ihre Kraft reicht, die Leiden zu mildern. Das ist ein Zug echt deutscher Frauentreue. Darum weiß auch die Mythe von Signe am wenigsten zu erzählen, denn die besten Frauen sind eben diejenigen, an welche die Klatschsucht der übrigen nicht heranzukommen vermag. Glücklicherweise aber das Volk, das sich in solchen Göttergestalten zu spiegeln vermag!

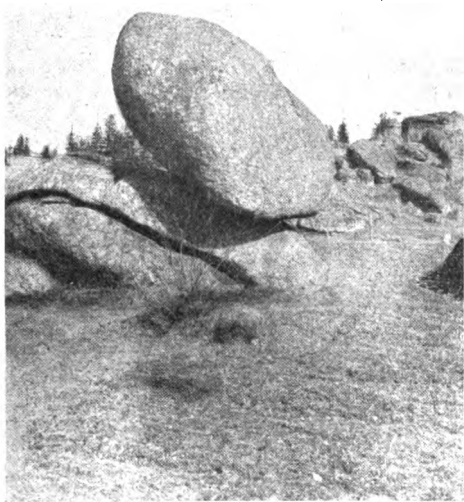


Abb. 11. Der Franzosenstein bei Traunstein in
Niederösterreich. (Nach einer Photographie von
A. Rerych in Traunstein, Niederösterreich.)

Wuotanistische Kultstätten.

Loki erscheint darum nie in Gesellschaft seiner Frau wie die übrigen Götter, sondern in jener seiner Tochter Helia. Wie diese erscheint er schwarz, begleitet sie in den Sagen jedoch nicht als Teufel, wohl aber in der Gestalt des Totentieres, des schwarzen Hundes.

Mit Helia schließt sich der Ring der weiblichen Dreigottheit als Einheit, und ist damit das Gebet zur Freya gerechtfertigt, das da lautet:

„Die du Kinder und Früchte erzeugst im Überfluß, hehre Göttin,
Dein ist das Recht, das Leben zu geben, zu nehmen.“

Diese gewaltige, weibliche Drei findet sich sogar noch übergöttlicht in den Nornen als Schicksalswalterinnen, denn dem Schicksal — dem selbstgeschafften Garma — sind die Götter selbst unterworfen. Sie finden sich wieder, wenn auch erweitert zu 3×3 in den neun Walküren, in den neun Müttern Heimdolds und anderen scheinbar niederen weiblichen Gottheiten, wie auch in den menschlichen Nachbildungen dieser Dreiheit, den drei Priesterinnen oder Heilsrätinnen.

Diese sind in den Sagen des Volkes am zahlreichsten vertreten; das Volk erzählt von den drei Schwestern, drei Nonnen (Nornen), drei Jungfrauen, drei Gräfinnen, drei Prinzessinnen uff., von welchen stets zwei selig, christlich, gut, wohlthätig, licht und weiß, die dritte aber böse, verflucht, halb oder ganz schwarz und des Teufels ist.

Neben den Kultplätzen, welche den Drei-Göttern geweiht waren, bewahren auch viele Schauerfagen das Andenken solcher, welche den feindlichen Naturmächten, den Riesen geheiligt waren. Eine solche Stätte düsteren Schreckens finden wir in Aggstein an der Donau (siehe dieses). Aber auch die Loreleysage findet sich an der Donau, und just eben an jenen Schauerort Aggstein gebunden, sowie unweit davon sich eine Kultstätte des holden Donauweibchens, der Frau Ise, findet mit all dem Reiz des deutschen Nigenglaubens.

§ 18. Deutsch-Mythologische Landschaftsbilder.

Hat der winterliche Wasserriese Ugez nur Begehr nach Menschenopfern, so ist der freundliche Stromgott Nifuz milder, er begnügt sich mit Tieropfern, obwohl er auch das Menschenopfer nicht verschmäht. Er duldet nichts Unreines auf seinen, ihm geheiligten Katarakten, dem Strudel und dem Wirbel der Donau. Verbrecher oder Schuldbeladene mußten vorher das Schiff verlassen, das diese Stromschnellen besuhr, und durften erst nach Überwindung derselben wieder an Bord kommen. An das Opfer, das Frau Ise, unser heutiges Donauweibchen, empfing, erinnert die Sage vom Schneiderschloßchen (Ruine Krempenstein in Oberösterreich). Die Ziege gab keine Milch mehr, der Schneider wollte sie in die Donau werfen, verfing sich aber mit seinen Kleidern in deren Gehörne und stürzte mit den Todessturz. Diese Sage erinnert an Ziegen- und Bockopfer und daran, daß die „Weber- und Gewandschneider“ die Opferpriester Ises (Frouwas) waren, woraus sich deren heutige Spottnamen erklären, welche mit diesen Tieren in Zusammenhang stehen. Auch unser Karneval findet hier seinen Ursprung; Ise entspricht der taciteischen Nerthus, deren Attribut ein Fahrzeug, das auf dem Lande und im Wasser fahren konnte, war. Wenn das Eis brach, wenn der Schnee schmolz und Schiff und Wagen wieder fahren konnten, wurde dieses Wagenschiff unter freudigen Festen durch das Land geführt und dieser „Car-Naval“* begründet unseren Karneval und nicht minder führen unsere Faschingskrapfen ihre Ahnenreihe auf die alten Opfergebäude zurück. Daß die Menschenopfer des Ugez, welche stets die ersten Menschen betrafen, die bei Stromübergängen das jenseitige Ufer erreichten oder die bei Eröffnung der Schifffahrt zuerst verunglückten, nicht ganz vergesen sind, beweist ein Brauch der Schiffknechte an der Donau, der, ihnen heute allerdings nur im Scherze ange-dichtet, vor nicht zu langer Zeit noch fürchterlicher Ernst war.

* Car = Wagen, Karre; Naval Schiff, Nave = Schiff; Navigation = Schifffahrt.

 Deutsch-Mythologische Landschaftsbilder.

Schier unerschöpflich sind aber die „anthropologischen Stammbuchblätter“ wie solche unsere Vorfahren dem heiligen Boden in hochheiligen Runen eingegraben, den sie mit ihrem Blute verteidigt und ihn behauptet hatten gegen alle Völker der alten Welt.

Längs der Völkerheerstraße nach Rom, längs der anderen nach Byzanz und Palästina, welche beide Straßen sich hier im Wiener Becken, angesichts des Trümmersfeldes von Carnuntum kreuzen, bieten sich jene Runen dem Wissen- den zur Enträtselung.

Das Vorgesagte sollte nur in breiten Strichen das Gebiet der Forschung bezeichnen; die nachfolgenden Blätter aber werden in Einzelbildern die Hauptpunkte jenes Forschungsfeldes in seiner Eigenart vorzuführen versuchen.

Und so soll frei, an kein langweilig-schematisches System gebunden, in der Malerei des Wortes nun eine Gemäldesammlung von „Deutsch-Mythologischen Landschaftsbildern“ vor dem geistigen Auge des freundlichen Lesers erstehen.



Nachtrag: Während des Druckes erfuhr ich aus F. Kießlings ausgezeichnetem Buche „Wanderungen im Poigreiche“, daß „zwischen Schrems und Amaliendorf in Niederösterreich, mitten im Walde nahe des Weges, ein mehrere tausend Tonnen schwerer, riesiger felsblock aus Granit liegt, der im „labilen“ Gleichgewichte auf einem kleineren aufruht, derart, daß die Berührung mit einem Finger genügt, ihn in merklich schwanke Bewegung zu bringen. Dieses Steinungeheuer heißt der „hängende“ oder „Wackelstein“. Manche Leute frieden unterhalb des Steines hindurch und meinen dann, von dem Hergenschuß oder vor Kreuzschmerzen geheilt zu sein. Hoffentlich fällt der Stein nicht der Zerstörung durch Verarbeitung zu Quadern anheim“.

Es ist dies also der vierte Wagsstein unseres gottbegnadeten Ostarrlandes, ebenfalls auf jener Granitinsel gelegen wie die drei Wagssteine bei Traunstein, von welchen wir Seite 42—65 ausführlich gesprochen haben.

Der Hermanskogel.*



ieder hatte sie ihren beglückenden Einzug gehalten die liebliche Schutzgöttin des Ostlandes, die segenspendende Ostara. Aus der Gewalt des Eisriesen befreit zog sie durch die Lande, gefolgt vom fröhlichen frühlingsreigen leichtbeschwingter Elfen-scharen. — Halden und Fluren legten diese rein von Schnee und Frosteszwang, ein sanftes Singen und Klingen wehte durch den Hain, das war der Auferstehungsklang am Ostermorgen. Da kam auch schon mit kraftfrohem Gerausche Ostaras Heerbann herangezogen; die saftfrischen Halme schossen hervor gleich Pfeilen, Gräser nickten und schwankten wie Lanzen und Schwerter und allen voran entrollten Schneeglöckchen, Himmelschlüssel und Veilchen ihre Banner in den frischen frühlingslüften. Man vermeinte den frohgemuteten Kampftruf zu vernehmen: „Heilo, lieb fraue Ostara!“

Freilich ist uns armen, in den künstlichen Höhlen der Städte eingepferchten Menschenkindern das echte, warme Verständnis für das Walten in der Natur verloren gegangen; ja, mögen unsere Höhlen noch so behaglich, noch so stilgerecht eingerichtet sein, Gefängnisse bleiben sie den-

* Zuerst veröffentlicht: Deutsche Zeitung, Wien, 15. febr. 1885. Als „Agnesbründl“ betitelt: Über Land und Meer, Stuttgart, 15. Jänner 1884. (Illustriert von Gustav Zafaurek.)

 Der Hermanskogel.

noch. Halten uns doch die „Frostriesen der Konvenienz“ mit zwar unsichtbaren, aber desto drückenderen Fesseln darinnen festgeschmiedet. Wenn dem nicht so, warum würden wir denn so bezeichnend sagen: „Wir gehen ins Freie!“

Folgen wir aber einmal dem drängenden Ruf „ins freie“, und geht uns dort ein Schimmer des verlorenen Verständnisses für das große Mysterium der Natur auf, dann fühlt auch unser Herz alsbald sich befreit von den Eisfesseln der Nebelwelt. In den lebensweckenden Frühlingsstrahlen der freundlichen, jugendkräftigen Sonne erglänzen die schwelenden Knospen voller und reicher, und dem Purpurgrau des Forstes entwindet sich im wonnigen Drange ein zarter Hauch von goldigleuchtendem Grün. Alle Palimpsestenweisheit und Forscherbedenken schütteln sich ab wie das dürre Laub der wiedergrünenden Eiche, und durch duftiges Mythengeranke erschließt sich dem Auge der Blick in ferne Tage der Vorzeit, durch sich teilende Nebelschleier des Zweifels in die ewigrünen heiligen Haine germanischer Götterurwelt. Stolz wölben sich die hehren Buchenhallen, sie werden zu Domen, und ein höheres Licht als das der Sonne fließt im goldigsten Grünglanz durch den weltenweiten Raum.

So fühlt der Dichter sich weltentrückt in Gottesnähen; die Sprache vermag ihm nicht mehr zu folgen, sie kann nur ahnend in Märchen kleiden, was sein inneres Auge vom Walten der Gottheit erlauscht.

Alte Mythen- und Sagenreste wogen wie ziehende Nebel durcheinander, und bilden und formen sich zu Gestalten aus einer höheren schöneren Welt. Sanft weht es durch die hehren Domeshallen, ein glockenhelles Plätschern von silberleuchtenden Schaumwellchen durchzittert die Luft; ein klarer Born springt aus einer anemonenfarbigen Felsenspalte und ergießt seine Wasser in einen kleinen Tümpel, den ein dreifacher Steinfreis umsäumt und eine uralte Buche überschattet.

Dort scheint eine weibliche Gestalt zu ruhen. Ist sie jugendlich reizend, ist sie altersgrau ehrwürdig? Wer kann

 Der Hermansfogel.

es künden? Hoher Ernst lagert auf ihrem Wesen, und ihre Augen flammen wie ein Sonnenschwesternpaar. Jetzt zittert ein Lied von ihren Lippen, und rauschend tönt es durch den heiligen Hain, denn es ist das Lied des Lebens, und jeglicher Lebenshauch klingt mit in dem Sange der Hefren.

Das Köpfchen gestützt in die feuchte Hand
 Perahta, die Schönste der Diefen
 Lag träumend an des Brunnens Rand,
 Sah Seiten, sah Wasser verfließen.

Sie sah die Blumen erblühen, verblühen,
 Das Werden und Sterben von Sonnen,
 Sie sah der wabernden Lohe Glühn,
 Das Walten des Schicksals am Bronnen.

Sie sah wie sie selber dem Wechsel entrückt
 Auf ewig gebannt aus dem Kreise,
 Sie sah wie die Welten von Liebe beglückt,
 Und weinte dann lange und leise.

Sie sah mit feuchtem, schwimmendem Blick
 Empor zu den zitternden Sternen,
 Als wollt' sie enttrinnen dem harten Geschick
 In unermeßliche fernem.

Ihr Busen wogt wie ein wallendes Meer
 Und Fieberglut rötet die Wangen,
 Gestalten gaukeln rings um sie her
 Gewoben aus süßem Verlangen.

Da rauscht es um sie wie Flügelschlag.
 Ein Uar mit stolzem Gefieder
 Senkt machtvoll wie der wachsende Tag
 Um heiligen Bronnen sich nieder.

Er schmiegt sich an sie, mit ahnender Lust
 Streicht sie seinen flaumigen Rücken,
 Und drückt ihn fest an die pochende Brust
 Und küßt ihn mit stummem Entzücken.



Abb. 12. Siehe Seite 48. Der Wagstein von Tandil
in Argentinien.

 Der Hermanskogel.

Da dehnt sich der Ur mit Gottesgewalt
 Und Feder und Flug ist verschwunden,
 Ein Gott hält in kraftstolzer Jünglingsgestalt
 Die glücklichste Göttin umwunden.

Nicht senket das Köpfschen mehr weinend zur Hand,
 Perakhta, die schönste der Diefen,
 Holdträumend sie ruht an des Brunnens Rand,
 Sieht Zeiten, sieht Wasser verfließen.

Dieses Lied hatte die Rätselhafte gesungen, doch unbeweglich lag sie da, wie die Nebelwolke an windstillen Herbsttagen ob dem ruhelos plätschernden Jungbrunnen. Über fort und fort raunte es zwischen den jungen Blättern des Buchenhages.

Doch saufender und brausender zieht es durch den Forst; jetzt nahen schattenlose Gestalten, anzuschauen wie jagende Nebel, dort ist ein spenstiger Reiter, mit mächtiggewundenem Heerhorn, dem viele, viele andere folgen, auch rätselhaft Geter und durch den Forst erschallt langgezogenes Dröhnen, gleich dem Halali der Hirschjagd. Dann naht ein Zug reifiger Recken in Wehr und Waffen, mit gebuckelten Schilden und dem Gehörne des Urs und Wisents, wohl auch dem Gestänge des Elches als Ziemir. Hier unter den Alteswolken der uralten heiligen Buche, umflutet vom vieltausendjährigen Chorale der Urwaldschauer, plätschert der Jungbrunnen, durch dessen dreifachen Steinkreis nun der Führer der Reckenschar tritt.

Schier spenstig erhebt sich die Frau vom Berge, geheimnisvoll leuchten ihre Sonnenaugen.

Schweigend und abgewandten Blickes greift sie rücklings „unbeschaut und unbeschrien“ wahllos eine Hand voll Buchenstäbe auf, in deren Rinde heilige Runen geritzt sind, und wirft selbe ebenso „unbeschaut und unbeschrien“ über ihr Haupt hinweg in den kleinen Tümpel der Quelle. Wie mutwillige Kinder empfangen die Wellengeister diese Spende, und wie

 Der Hermansfogel.

im Ballspiele werfen sich die Wellchen die einzelnen Stäbe zu. Im hüpfenden Reigen hasten diese über die Steinblöcke dahin, und nur einige wenige davon werden an das Land geworfen. Diese werden von der Frau vom Berge, der Albruna, schweigsam aufgelesen. Dichter schließt sich um sie der Kreis der Reckengestalten, aus deren Mitte ein stattlicher Jüngling aufragt im wassenschimmernden Männer Schmuck. In ehrfurchtsvoller Andacht lauschen er und seine Heer- genossen der Kündigung der „Lose des Schicksals“ durch die weise Albruna.

Die ordnet die Stäbchen, und deren Runen betrachtend, beginnt sie zu singen und zu sagen:

„Odacher* Dir, König Etichos Kind,
Und allen Euch Edlen gebeut ich Andacht,
Euch Hohen und Schlichten, von Heimdolds Geschlecht,
Hört, was die Hehren für Kunde Euch gönnen.

Schon schau ich brechende Burgen umbranden
Mit ragenden Phramen Dein reißiges Volk,
Schon stürzen die Zinnen des zitternden Rom,
Schon schau ich geschmückt im Schimmer der Krone
Odacher Dich, als kampffühnen König
Besteigen die Stufen des Throns der Cäsaren,
Dich ersten der Deutschen im prunkenden Purpur!

Schöneren Purpur noch schaue ich schimmernd
Den Heldenleib hüllen Dir, Wuotanserwählten,
Wenn den Blutschmuck des Schwerttods, den Rotttrunf des Schwertes
Um die Schläfen Dir schlingt das Kampfgetümmel,
Wenn Walküren für Walkhall Dich küßend küren,
Zum ruhmreichsten Ritt nach Herians Hochburg!

So find Dir gefallen die Lose des Lebens,
Aus runischen Rätseln Dein Schicksal entschleiernnd —
folge der Weisung, der Waltenden Schluß!“

* Dem Odacher, (Odovakar, Odafer), der den letzten römischen Kaiser Romulus Augustulus stürzte, weist die Volksfage die Gründung des Dorfes Ottakring bei Wien zu, ebenso klingt sein Gedächtnis noch in manch anderen Sagen nach. Im Jahre 493 ward er auf Befehl Theoderich des Großen (Dietrich von Bern) ermordet.

 Der Hermanskogel.

Durch den heiligen Buchenhain braust es wie schallender Bardit, die klare Quelle, die durch das Geflüste hüpfet, flücht ihr Silberklingen in die Harfentöne, welche nun wie bange Klage verhallen.

Eine Lichtung öffnet sich ob dem Jungbrunnen im heiligen Forst, vor uns breitet sich eine saftgrüne, blütenbesäete Waldwiese aus; es ist die Jägerwiese; überhöht zur Linken von einem stolz aufsteigenden Kogel, — und das ist der Hermanskogel. Wolfengebilde umjagen im wirbelnden Reigen sein ehrwürdig Steinhaupt, von dem mit Rauschen ein reicher Waldtalar niederwallt, seinen Saum längs der Wiese breitend.

Von dem kleinen „Frauengraben“, in dem der „Jungbrunnen“ quillt, und von dem die Jägerwiese steil ansteigt, ziehen die Gestalten empor zum Kulme des Hermanskogels, hinauf wo die spindelartige Felsspitze, die Hermanssäule (Irmensul), steht, und nun im glänzendsten Strahle der Mittagssonne glaset. Dort oben hält der Schimmelreiter und stößt mit Sturmgewalt in sein Heerhorn. Im jagenden Wirbel ziehen die Nebelgestalten hinan und wallen in immer dichteren Ringen um das hehre Bergeshaupt.

Da schwinden mählig die Nebelgestalten, sie versinken in grauen Wolfenschichten, die düsternd nun die Sonne verhüllen. Im schattendunklen Purpurgrau versinkt die Landschaft. — — —

Die altehrwürdige Buche ist verschwunden, das Steingeflüste versunken, und die noch vor kurzem so muntere Felsenquelle schleicht nun trübe und traurig unter einem hölzernen, halbermoderten Brunnenkasten dahin. Wir verlassen den urheiligen Jugendbrunnen, heute „Agnes“- oder „Jungfernbründl“ genannt, und eilen zur Jägerwiese zurück, um über diese den Hermanskogel selbst zu besteigen, da hemmt unsere Schritte eine Tafel, die uns hämisch ins Angesicht spottet, mit der „Warnung“: „Bei Arretierung und Geldstrafe ist das Übernachten und Mariandelspiel in diesem Walde verboten. Das k. k. Bezirksgericht Klosterneuburg.“

 Der Hermansfogel.

Eilenden Fußes durchquerten wir die Jägerwiese und eilten hinan den steilen Waldhang, pfadlos zur Spitze des alten „Hutberges“, um unsere heißen Stirnen vom kühlenden West befächeln zu lassen, als verfolge uns durch das fast noch blattlose Dickicht der häßliche Warnungspfahl, seine Gestalt koboldgleich wechselnd. Einmal erschien er als ein Marterpfahl aus verglimmenden Scheiterhaufen aufragend, dann wieder wie ein Prangerpflock. — —

Schon lichtete sich der Wald, und nur stückweise gestaltete der hochgewachsene Forst Teilblicke in ein entzückendes Panorama, das uns endlich der Österreichische Touristenklub durch seine neuerbaute Habsburgwarte völlig erschloß, ein Panorama, welches, wie schon Schmiedl vor fünfzig Jahren behauptete, höchstens von jenem des Schneeberges übertroffen werden kann.

Zweifellos ist der Hermansfogel ein urgermanischer heiliger Götterberg, ein „Hutberg“,* wie solches die noch heute unvergessene Heiligung des Agnesbründls als einstigen J u g e n d b r u n n e n an seinem Abhange gegen das Weidlingerthal zu, im kleinen F r a u e n g r a b e n unwiderleglich beweist.** Der Name des Gebirgszuges, dessen alles überragende Spitze er bildet, des Kahlengebirges von heute, weist in seinem vorrömischen Namen des „Zeizzogebirges“,

* Edda, *Fiolsvinnis*, mál:

„Hutberg heißt er und Heilung schafft er
Kahmen und Leidenden.

Jede geneßt von verjährter Not,
Die krank ihn erlimmt.“

So ist auch der Name Hutberg im Volke nicht vergessen; nennt es doch die zahlreichen Cumuli im Lande „Wacht- und Hütelberge“, wenn es auch den Sinn dieser Bezeichnung vergessen hatte.

** Bemerkenswert ist es, daß im kleinen Frauengraben mitten im Buchenwald eine Bauminfel von schönen, hochstämmigen Eschen sich findet. Wahrscheinlich sind es Nachkommen eines Eschenhaines, der einstens den Götterberg bedeckte; ist doch die Esche der Urweltsbaum Wuotans!

 Der Hermanskogel.

den die Römer in „Mons Cetius“ verwälfchten, deutlich seine mythologische Eigenart.

Herman, auch Hirmon, Irmin, Iring, Heimdold und nordisch Heimdallr genannt, der Herr der Heerstraßen auf Erden wie im Himmel, der Wächter der Götter und einer der Söhne Wuotans, hat nächst Balder die höchst gelegene Himmelsburg (den Monat Juli) zur Wohnung, weil er als Götterwächter von seiner Hochwarte aus der Wacht zu pflegen hat. Sein scharfes Auge und sein scharfes Gehör kennt heute noch das Volk, indem es die Eigenschaften des Gottes hyperflugen Menschen scherzweise beilegt. Es sagt von solchen: „Der sieht das Gras wachsen,“ oder: „Er hört die Wolle wachsen“. Und so ist denn auch in der Runde altmythischer Berge, wie des Teizzoberges (Leopoldsberg), Reisenberg, Himmel, Vogelsang, Sauberg (Kahlenberg) und anderer, der Hermanskogel, der alle anderen überragende, und geben von seiner uralten Heiligung die Lokalnamen seines Gebietes, wie Jägerwiese, Jägerkreuz, das Jungfernbründl, die Jungfernbuche (auch Agnesbaum genannt), der Himmel und andere, sowie ungewöhnlich zahlreiche Sagen unbestreitbare Kunde. Noch soll erwähnt werden, daß der Lokalname „Himmel“ nicht mit dem Namen des Nachbarberges Himmel wesensgleich ist, sondern eine Waldparzelle im kleinen Frauengraben, unweit des Jungfernbründls, bezeichnet.

Zahlreiche Abwechselungen dieser Sagen liefern Tschischka, Vernalcken, Bockstein, Schmiedl, Hormayr und andere in reichster Auswahl, und gibt alles, namentlich aber die unvertilgbare Heiligung des Berges und seiner Quelle von Seite des Volkes den Beweis, daß wir uns hier auf altgeheiltem Boden heimischen Wuotanskultes befinden.

Ein weiterer Zeuge für unsere Behauptung ist wohl auch der vergebliche Kampf, den die Polizei seit langen Jahren gegen den „Kultus des Aberglaubens“ an dieser Stätte kämpft.

Schmiedl schreibt 1835 über diese Quelle folgendes: „Eine kleine, vortreffliche Quelle entsprang noch vor etwa 15 Jahren hier aus einer Felsengruppe, in welcher eine wunderschöne, uralte Buche wurzelte, deren Stamm in den Windungen des Holzes die Gestalt eines Marienbildes zeigte. Die Sache war längst bekannt, eine fromme Hand befestigte ein Marienbild am Stamme, und kein Bewohner der Gegend kam vorbei, ohne sein stilles Gebet zu verrichten. Mit einem Male kam im Jahre 1817 (nach anderen 1811) die Quelle in den Ruf wundertätiger Heilskraft. Bänke und Betschemel wurden errichtet, förmliche Wallfahrten angestellt, aber dabei lief auch so viel Unfug mit unter, daß die Behörden einschreiten mußten. Die Buche wurde umgehauen, die Quelle verschüttet und die aufgestellten Heiligenbilder in die Weidlinger Kirche abgegeben. Man wird die Stelle leicht erkennen: ein Sumpf bezeichnet den Ort des verschwundenen romantischen Bildes.“ — So weit der alte, ehrliche Schmiedl. Man sieht diesem Berichte die Naivität an; weder Schmiedl, noch die Behörden ahnten, was es mit diesem, nun leider zerstörten „romantischen Bilde“ und dem damit verbundenen „Unfug“ für eine Bewandnis hatte, und geradezu — komisch wirkt die Versicherung, daß „mit einemmale im Jahre 1817 die Quelle in den Ruf wundertätiger Heilskraft“ gekommen sein sollte. Wir können nur den Fanatismus beklagen, der jene ehrwürdige Stätte zerstörte. Denn auch der Sumpf hinderte nicht im geringsten das Zustromen des Volkes, und jetzt versuchte man dem Ubel dadurch zu steuern, daß man den „Brunnen“ vollkommen faßte und mit einer Tür schloß. Doch weder Schloß noch Riegel konnten das Bründl lange verschließen, und ungehindert scheint die Sonne in den Schacht, der sie auf immer davon abhalten sollte, denn die Tür ist wieder offen und das Schloß verschwunden. Das Volk kann sich von seinem Heiligtum nicht trennen.

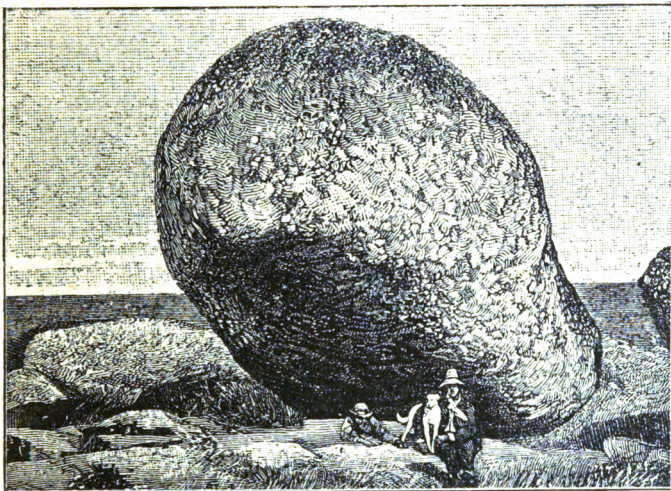


Abb. 13. Siehe Seite 48. Der Wagstein in Arizona.

Der Hermansfogel.

Vergleichen wir ähnliche Kultstätten in einem uns nahe verwandten Lande mit der eben besuchten, so mag die Übereinstimmung mit unserem Kultplatze alle etwa noch obwaltenden Zweifel verbannen.

St. Hirmon bei Murnau in Oberbayern ist der höchste Berg der Umgebung, er liegt westlich eine Viertelstunde von Murnau entfernt, auf den Hirmonswiesen, über welche er sich mehr als 200 Fuß erhebt. Aus seinem Rücken ragen mehrere Felsblöcke hervor, von welchen der mittlere, höchste eine kegelförmige Gestalt hat und soll hier die Hirmonsburg gestanden haben. Muß man sich hier mit dem Namen und der ausgezeichneten, auf alten Kult weisenden Gestalt begnügen, so bildet der heilige Hirmon bei Bischofsmais gleichfalls in Bayern schon mehr mythischen Stoffes dar. Auch dieser Heilige ist nichts anderes als eine Irmen säule, wo der Heilige die Stelle des alten Gottes Irmin einnimmt.

Zu unserem Hermansfogel rückförend föhrt obiger Vergleich mit dem Hirmon unwillkürlich zu der Frage, ob jenes kegelförmige Felsstück auch in dem Obelisken des Hermansfogel ein Spiegelbild fände? Dieser Obelisk trägt zwar folgende Inschrift: „Astron.-Trigonon.-Landesvermessung des k. k. Generalquart. Stab. 1834.“ Aber der schon oben zitierte Schmiedl sagt zu einer Zeit, wo dieser heutige Obelisk noch nicht errichtet war, daß auf der Bergesspitze ein Kreuz gestanden habe, das mit einer Blumenanlage und einem Gitter umgeben war. Sollte dieses Kreuz nicht die gedankliche Erinnerung an alte Heiligung, an eine einmal dort gestandene und gestürzte Irmenful bewahren? Schmiedls Staunen über die ihm rätselhafte Schonung dieser Anlage in Unbetracht der bürgerlichen Zerstörungswut, welcher die damals so modernen Einsiedeleiten, Tempel usw. der Umgebung schutzlos und unrettbar verfallen waren, könnte für die Annahme sprechen. Wie dem auch sei, wir haben im Kahlengebirge, dem alten Zeizzogebirge, eine altüberkom-

 Der Hermansfogel.

mene Heilstätte germanischen Götterkultes, und im Hermansfogel besonders eine solche des Äsen Irmin, und zwar in unmittelbarer Nähe der Weltstadt Wien. Dieses Gebiet war das alte Heiligtum der guten Vianiomina schon in vorrömischer Zeit, aber wir sind so gewohnt, die heiligen Haine und Kultstätten unserer Ähnen auf Rügen und in Schweden zu suchen, daß wir den Blick für diese Funde in der Heimat verloren und erst wiedergewinnen müssen. Sagt doch schon Jakob Grimm in seinen Rechtsaltertümern: „Unser Zeitalter lernt wohl Sitten und Werke fremder Völker erklären, kaum aber die seiner nahen Heimat.“

Noch lange ist aber damit nicht die alte Volksüberlieferung der Heiligung des Hermansfogels erklärt. Was sucht denn heute noch das Volk am Jungfern- und Agnesbründl? Wie deuten sich die Sagen? Und wie wendet diese das Volk heute in seinem Überglauben an?

Vorerst ist ganz besonders ins Auge zu fassen, daß die Mythen und Sagen, welche vom Hermansfogel im Schwange gehen, geradezu erschreckend reichhaltig sind, und ohne Unterbrechung den vollkommenen Ring der deutschen Naturmythe von der Geburt bis zur Wiedererstehung nach dem Tode in sich einschließen.

Dieser Umstand, wie die Tatsache, daß selbst Verfolgung und Zerstörung die alte Heiligung dieser Stätte aus der Erinnerung des Volkes nicht zu verwischen vermochte, welche Erinnerung heute nur irgeleitet in dem Schlamme des blödesten Überglaubens versank, wie der alte hehre Jugendbrommen selber, bezeugen unwiderleglich, daß wir uns hier auf einer der heiligsten und vornehmsten Heilstätten des Wuotanskultes befinden. Es mag versucht sein, aus den zahllosen Sagen, welche diesen Landstrich so wunderbar umranken, eine zusammenhängende Jahresmythe wieder herzustellen, doch müssen wir leider auf die Wiedergabe der vielen ähnlichen und abweichenden Überlieferungs-

 Der Hermansfogel.

formen verzichten, da diese zu berücksichtigen unseren Raum weit überschreiten müßte.

Die Hauptmythe, um welche sich alle anderen sammeln, ist folgende:

„Der König von Polen jagte hier vor vielen hundert Jahren, verirrte sich, und legte sich nahe der Quelle erschöpft nieder, band sein weißes Schlachtroß an die Buche und hing seinen Panzer, den er ermüdet ablegte, in das Geäste des heiligen Baumes, welcher den Brunnen beschattete. Da nahte sich ihm eine holdselige Jungfrau, welche er liebend umsing, und die ihm dann die rechten Wege wies, um sein verlorenes Jagdgesolge wieder zu finden. Die Nixe des Brunnens aber gewann von dieser königlichen Umarmung ein Mädchen und dieses legte sie nun in ein Körbchen an den Rand der Quelle mit einem reichen Schatz von Goldstücken, und gab einem Köhler und dessen Weib in der Nähe im Traume ein, daß sie das Kind, das sie an dem ‚Jung-(frauen-)Brunnen‘ finden würden, mit ihrem Sohne Karl gemeinsam aufziehen sollten. Es geschah. Die beiden Kinder wuchsen heran, und es entwickelte sich zwischen beiden im Verlaufe der Jahre aus der Geschwisterliebe jene heilige Flamme, welche die Menschen bis zu den Göttern zu heben, aber auch bis in die tiefsten Tiefen zu stürzen vermag. Die Nixe des Brunnens störte dies Liebesglück nicht, doch forderte sie von Karl, daß er sich ritterliche Verdienste erwerbe, und seiner Agnes unverbrüchliche Treue bewahre, was Karl auch gelobte. Sie sagte ihm nun, daß an der heiligen Buche des Jungbrunnens ein weißes, gezäumtes Roß seiner harre, sowie Rüstung und Waffen in deren Astwerk hänge, es seien dies, Roß und Rüstung, ehemals Eigen des Polenkönigs gewesen. Noch in derselben Nacht erwuchs an dem Rande des Waldes ein Schloß, das sie „H i m m e l“ benannte, und ihrer Tochter Agnes zu Eigen gab. Hier sollten Karl und Agnes herrschen, wenn dieser seinem Schwur getreu heimgekehrt sein werde. Karl kam wohl aus dem Türkenriege

7*

 Der Hermansfogel.

heim, war aber seiner Braut untreu geworden, und als er in das Schloß einzog, versank es mit ihm, Agnes und allen Insassen, und nur der Name „Himmel“ bezeugt den Ort, wo das Schloß gestanden. Beide Liebende, — sie selig, er verdammte —, müssen wandern bis zum Ende der Tage, und suchen beide durch Spendung von Glück, womit sie Menschen begaben, den Fluch von Karls Haupt zu nehmen, um wieder Vereinigung und Erlösung zu finden.“

Eine andere — jedenfalls die ältere — Sagengruppe nennt sie Bertha, und läßt sie von einem alten Ritter (oder Drachen) rauben, aber von ihrem Verlobten wieder befreien. Beider Tochter gab einem jungen Ritter, der um sie warb, das Jawort, verschenkte ihr Herz aber verblendet einem reichen Grafen und sandte den unglücklich Liebenden nach Palästina. Vom Grafen aber betrogen, wollte sie den Verbannten zurückerufen, dieser aber war gefallen, und der Schreck brachte auch ihr einen jähen Tod. — Als Gespenst — weiße Frau (Freya) — zieht sie nun jammernd ihren Geliebten suchend, durch die Berge und kann nur Ruhe finden, bis beider Asche in einem Grabe zusammengebetet sein wird. Ein anderer Sagenkreis erzählt von einem Jägerburschen, der plötzlich zur Weihnachtszeit eine ihm völlig fremde, zuvor noch nie gesehene Kirche auf der Jägerwiese sah und neugierig in dieselbe trat. Nach kaum einer halben Stunde begab er sich auf den Heimweg, doch wie war er erstaunt, als ihn niemand erkennen wollte; da wies er den Hasen, den er, bevor er die Kirche betrat, geschossen hatte und der noch warm war, jetzt sich aber mit Goldstücken gefüllt erwies. Alles staunte, und es zeigte sich, daß er 30 Jahre in die Geisterkirche entrückt gewesen war.* — Nur nebenbei sei hier der Eintwurm-

* Nach anderen 3, 7, 33 und auch wohl 100 Jahre. Ebenso erzählt eine ähnliche Sage dieselbe Begebenheit, nur schläft dort der Jäger so lange unter dem gespaltenen Baum, statt daß der Geisterkirche Erwähnung geschieht. Auch kommen noch andere Abänderungen und Erweiterungen derselben Sage vor.

 Der Hermansfogel.

sage Erwähnung getan, welche auch hier spielt, und soll der Einturm, der durch Feuer getötet wurde, in jener Höhle gehaust haben, welche heute von der Sieveringer Kirche überwölbt wird.

Der Name Agnes verschmilzt mit der geschichtlichen Markgräfin Agnes, welche auf dem Leopoldsberge am Beginne des zwölften Jahrhunderts Hof gehalten hatte, und deren Schleiersage, wie die Sage der Gründung Klosterneuburgs, mit in unseren Mythenkreis gehören. — Der Schleier ist das Schwanenhemde Freyas, dessen Verlust ihr die Göttlichkeit raubt. Es ist das Regengewölke des Frühlings, das die Herbststürme entführen, und welches erst nach den überstandenen sieben Wintermonaten sich wiederfindet. Darum läßt die Sage den Schleier der Markgräfin nach sieben Jahren wiederfinden, und gerade an einem Holunderstrauch, dem alten Symbole der Fruchtbarkeit, denn ohne das Schwanenhemde — ohne der Regenwolke — keine Fruchtbarkeit.

Das allbekannte Veilchenfest am Leopoldsberger Schlosse Herzogs Otto des Fröhlichen gewinnt in diesem Rahmen seinen eigentümlichen mythischen Wert; es ist die Götterhochzeit im Frühlinge, Zeizzo der Schöne,* der jugendliche Wuotan, eigentlich dessen jüngere Verwesentlichung Hermut, vermählt sich mit Frene (Freya) zur Zeit der ersten Veilchen, nachdem er sie aus der Gewalt der Frostriesen (des Einturms) durch das Feuer der Frühlingssonne befreite. Er wird aber von den Göttern ausgesandt, den Menschen die Dichtkunst zu lehren, und auf dieser Reise von den unheilbrütenden Zwergen erschlagen. Freya (hier Frene genannt)

* Zeizzo der Schöne, der Brautmann Ostaras, findet sich in zahlreichen Orts- und Flurnamen des weiten Ostarlandes und nicht nur allein in den mons Cetius. Sein Name klingt nach in Zeiselmayer, dem alten Zezzinmurre, in der Zeiselfstraße und in vielen Zeiselfergen, welche mundartlich auch als Zisch, Zischerl und Zischferlberge genannt erscheinen. Ja, er lebt noch in Kinderliedern als Zischerl und Zischerlmann als Wesenheit fort, ein Beweis wie er einst enge mit dem Volke und dessen Vorstellungen verwachsen war.

Der Hermansfogel.

aber durchzieht, die Welt mit ihrem Jammer erfüllend, die Lande auf der Suche nach dem Geliebten.

So verschmelzen frühlings-, Sommer- und Winter-Mythen hier im Gebiete des Feizzoberges und haben sowohl in Flurbezeichnungen, Gebräuchen wie an der Scholle haften-den Sagen unvergänglich ihre Denkmale hinterlassen.

Inmitten aller dieser mythengeheiligten Orte sprudelt der ehemalige hochheilige Jungbrunnen, das heutige Agnes- oder Jungfernbründl, und der höchste Berg dieses Höhen-zuges, der über dem Jungbrunnen aufsteigt, der wie ein Wächter alles überragt, ist der Hermansfogel, der noch heute den Namen des Götterwächters, des Herrn der Heerstraßen Irmin (Heimdold, Heimdallr) trägt.

Es bedarf keiner weiteren Deutung, daß der Polentkönig der winterliche Wuotan ist, wie sämtliche anderen Personen der Mythe, wieder er selber in seinen verschiedenen Gestalten sind, wie solche den einzelnen Jahreszeiten entsprechen. Agnes aber ist Freya, Frouwa und selbst Helia, denn:

„Die du Kinder und Früchte erzeugst im Überfluß, hehre Göttin,
Dein ist das Recht, das Leben zu geben, zu nehmen.“

Dieses Gebiet war aber nicht nur das hehrste Heiligtum der guten alten vorrömischen Viamiomina allein, sondern das des ganzen Ostarlandes, dem ja Ostara den Namen gegeben, der im Landesnamen „Ostaricci“ enthalten und im Reichs-namen „Österreich“ noch unverkennbar nachklingt. Man ver-geße nicht, daß in Valvasors „Die Ehre des Herzogtums Krain“ jene Göttin „Eoster“ genannt wird, dem das „Öster“ im Reichsnamen Österreich nahezu entspricht.

Später — viele Jahrhunderte vor dem Römereinfall im Lande der Ostara — entstand unten an der Donau eine Zweigniederlassung der Heilstatt am Hermansfogel, welche später der günstigeren Lage am Strome wegen die Mutter-heilstatt überflügelte und bald jene an Bedeutung übertraf; das war „A s t u r i s“, das heutige Chorherrenstift K l o s t e r-



Abb. 14. Siehe Seite 51. Kogelstein bei Eggen-
burg in Niederösterreich. (Handzeichnung aus dem
Skizzenbuch des Verfassers.)

Der Hermansfogel.

neuburg. Dieses hatte den Ostarakult ins Christliche übertragen und pflegt ihn noch heute. Dort sind noch die alten Simulacrae der Ostara, der Strunk des Hollunderbaumes* und der Schleier erhalten, dort ist das Grab des Landespatrones Niederösterreichs, des hl. (Markgrafen) Leopold und der (Markgräfin) Agnes, auf welche beide eben der Kult Zeizzos u. Ostaras verchristlicht und vergeschichtlicht übertragen wurde, denn eigentlich „rastet“ Zeizzo selbst hier im „Hutberg“ der Wiedergeburt entgegen. Darum ist eben das Stift Klosterneuburg der Kronhüter des Erzherzogtumes Österreich unter der Enns, dessen Erzherzoghut zu den ältesten Kronen Europas zählt und vom alten Babenbergerstift treu gehütet wird. Diesen vieltausendjährigen Erinnerungen eingedenk wird zu Klosterneuburg manch uraltes Brauchtum treu bewahrt und liebevoll gepflegt, unter welchen das sogenannte „Fasselruttschen“ am 15. November jedes Jahres (am Festtage des Landespatrones, des hl. Leopold) den ersten Rang behauptet.

Dieses Fasselruttschen besteht darin, daß auf das berühmte, tausend Eimer fassende Weinfäß die Besucher auf der einen Seite hinaufsteigen, um auf der anderen Seite hinabzuruttschen. Das ist zwar heute nur mehr eine Volksbelustigung, war aber einstens eine sinndeutliche Weihehandlung, das Aufsteigen und Sinken der Sonne im Jahresringe versinnbildlichend und in der Lehranwendung auf das einzelne Ich, der Weg von der Geburt über die Höhe des Lebens zum Sterben und durch den Tod zur Wiedergeburt. — Jeder große Halgadam hatte sein Faß, an welchem dieser Weihebrauch — wie noch heute in Klosterneuburg — geübt wurde. Und es war stets eine der ersten Taten eines Apostels, der einen wuotanistischen Halgadam in eine christliche Kirche umgestaltete, jenes Faß zu suchen und zu zerstören. In vielen solchen Berichten wird das Hertrümmern jener „Heidenfässer“ durch den Apostel ausdrücklich erwähnt, als die sinnbildliche Zerstörung des Götzendienstes. Daß zu Klosterneuburg jener

* Hollen-triu = Baum der Holla.

Brauch noch heute im Schwange ist, beweist, daß jenes „Faß der Götzengreuel“ hier nicht zerschlagen wurde, daß es noch besteht und, wenn auch nicht mehr in der Urform und Urgestalt, so doch im Wesen erneuert, auf unsere Tage herübergerettet wurde.

Doch nun wieder zurück zu „unserer“ Ostara.

Als Vorsteherin des Werdens waltet sie — Agnes, Freya, Ostara usw. — am „Kindleins- oder Jugendbrunnen“, als Walterin des Lebens beglückt sie mit Gaben des Reichtums und der Gesundheit, als weisagende Norne der Zukunft enthüllt sie diese durch Verkündigung der Schicksalslose wie durch sonstige Orakel.

Dieser Umstand nun bringt dem „Jungfernbründl“, wie es statt „Jungbrunnen“ genannt wird, noch heute seine Verehrung ein, aber nicht mehr Schicksalslose sucht dort die gläubige Menschheit zu erfahren, sondern Losnummern, nämlich die, welche in der nächsten Ziehung gezogen werden. Am Tage Johannis Enthauptung (29. August) ist dort die größte Zahl männlicher und weiblicher Lotterieschwesteren versammelt, welche oft mehr denn zehntausend Gläubige umfaßt, während der Agnestag (21. Jänner) trotz der ungünstigen Jahreszeit immerhin vier- bis fünftausend Nummernsucher beiderlei Geschlechts vereinigt.

An diesen beiden Tagen war Sievering und speziell das Gasthaus „zur heiligen Agnes“, dessen Besitzer allgemein für weiser und verlässlicher galt als der Verfasser des „Ägyptischen Traumbuches“ selber, das Ziel einer kleinen Völkerwanderung, welche begreiflicherweise eine Massenvertilgung von heurigem und allen erdenklichen Schwaren mit sich brachte. Großer Beliebtheit erfreuten sich namentlich die „Terno-Wuchteln“, welche anstatt mit eingefottenen Früchten mit Nummernzetteln gefüllt und mit recht ansehnlichen Preisen bezahlt wurden.

Der schon erwähnte überschlaue Wirt saß dann inmitten einer hundertköpfigen, fast ausschließlich aus alten Weibern

 Der Hermanskogel.

bestehenden, andächtig seinen Worten lauschenden Menge, legte die verwickeltsten Träume aus, erzählte die haarsträubendsten Geschichten von der Agnes und ihren beiden Geliebten, dem Jäger Karl und dem „noch viel säuberern Kohlenbauernbuam“ — Geschichten, die ihre Anziehungskraft niemals einbüßten, da sie alljährlich eine entsprechende Ausgestaltung und Erneuerung erfuhren — pries ein von einem „Einsiedler, der dazu zwanzig Jahr braucht hat,“ verfertigtes automatisches Werk an, das für die in dasselbe geworfenen Geldstücke Nummern herausfallen ließ, und machte mit alledem die ausgezeichnetsten Geschäfte.

Gegen Mitternacht zog er dann, eine Fahne tragend und Kirchenlieder vorsingend, seiner einfältigen Gemeinde zum „Brünndl“, zur Agnes-, Karl- und Johannes-Wiese voran.

Insbesondere die letzterwähnte Ortschaft war dann die Stätte der abergläubischen Handlungen. Die Weiber setzten sich — auch in der Agnesnacht! — leise betend auf die Erde, lauschten auf die geheimnisvoll flüsternden Stimmen, die da aus dem Boden dringen sollten, und zogen die „Johannes-Wurzeln“ aus, welche einen kräftigen Zauber gegen allerlei Krankheiten ausüben sollen. Wem fallen da nicht die germanischen Gebräuche der Frühlingsfeier und der Sommer-Sonnenwende ein? Und die mit magischen Kräften ausgestatteten, glückspendenden Johanneswurzeln, welche in der Mitternachtsstunde einer geweihten Nacht geholt, ihrem Besitzer Macht und Glück zubringen? Vom Lächerlichen bis zum Erhabenen, von der modernen „Lottarieschwester“ bis zum heiligen, geheimnisvollen Mythos unserer wotanistischen Ahnen ist nur ein Schritt. Wir sehen auch an diesem Beispiele, daß selbst solche Volksfitten, die uns bei oberflächlicher Betrachtung inhaltslos, unsinnig und daher auch komisch erscheinen, in der Regel nichts anderes sind, als kulturgeschichtlich hochbedeutungsvolle Überbleibsel besiegtter Religionen.

Aber nicht nur jene Örtlichkeiten, deren Namen und an sie gebundenes Brauchtum des Volkes sind es allein, welche den Beweis erbringen, hier im Hermanskogel eine Urstätte der Gottesverehrung zu erkennen, auch andere Erscheinungen treten hinzu, welche das letzte Glied der Kette liefern, um den Ring zu schließen.

Das versunkene Schloß am Himmel ist durch einen Zufall entdeckt worden, und dieses ist eben der „Erdstall“.

Die Entdeckung des Erdstalles auf dem Hermanskogel ist jedoch nicht das Ergebnis einer wissenschaftlichen Erforschung, sondern lediglich als eine zufällige zu verzeichnen.

Da im Verlaufe dieses Buches sich noch an anderem Orte Gelegenheit bietet, über diese „Erdställe“ näheres zu sagen, so mag hier nur eine Zeitungsnotiz Aufnahme finden, welche diese geradezu romantisch zu nennende Entdeckung des Erdstalles auf dem Hermanskogel ausführlich berichtet.

Das „Illustrierte Wiener Extrablatt“ vom 15. April 1888, Morgenausgabe Nr. 105, enthält folgenden beachtenswerten Aufsatz.

Der Höhlenbewohner vom Hermanskogel.

(Originalbericht des „Ill. Wr. Extrablattes“.)

Die Herren Anton Rephahn, Kadrierer, Josef Schlesinger und Franz Christ unternahmen vor einigen Tagen einen Ausflug nach dem Hermanskogel, um die Bauarbeiten zur Errichtung einer Habsburgwarte in Augenschein zu nehmen. Auf der Höhe angekommen, nahmen sie ein Mittagsmahl ein, denn die Touristen hatten sich mit kalten Speisen, Wein und sonstigen Eßwaren versehen. In fröhlichster Stimmung unternahmen die Herren sodann den Abstieg. Sie waren beiläufig eine Viertelstunde gegangen, als Herr Rephahn bemerkte, daß er sein niedliches Eßbesteck vergessen habe. Derselbe kehrte eiligst um, die an-

 Der Hermansfogel.

deren folgten ihm. Als Rephahn aus dem Walde in die Lichtung des Plateaus trat, da blieb er wie festgebannt stehen.

Eine menschliche Gestalt kauerte an dem Orte, wo sie soeben gegessen hatten, und raffte gierig die Überreste der Speisen zusammen. Das seltsame Wesen kehrte Rephahn den Rücken zu und konnte daher den Touristen nicht sehen, indes dieser jede seiner Bewegungen beobachten konnte. Das Eßbesteck ließ die Gestalt liegen, dagegen warf sie mit Eifer die Reste von Schinken und geselchtem Fleisch in den Mund, wickelte andere Eßwaren in ein Papier, das am Boden lag, und besah endlich die Flaschen, um nach einem Tropfen zu fahnden. Indes waren die Begleiter Rephahns herangekommen. Dieser winkte ihnen, sich ruhig zu verhalten und leise schlichen sich dieselben heran, nunmehr im Vereine mit dem Freunde das Treiben der seltsamen Gestalt beobachtend.

Einige Minuten verstrichen, da sprang Herr Schlesinger vor und geradewegs auf den Menschen zu. Dieser fuhr erschreckt empor, machte einen Satz und wollte sich im Dickicht verlieren, aber die beiden anderen Touristen hielten ihn fest.

Ein herabgekommenes Wesen, das seit langer, langer Zeit jeder menschlichen Pflege entbehrt haben mußte, stand vor ihnen.

Ein Mann von etwa 40 Jahren, dessen Bart struppig ungepflegt bis an die Brust reichte, dessen Haare über die Schultern in dünnen Strähnen fielen, während sich am Scheitel schon weite kahle Stellen zeigten. Die von Wetter und Sturm gebräunten Wangen waren stellenweise mit Krusten von Lehm bedeckt, auch in dem wirren Barte und in den Haaren steckten dürre Blätter, Reifig und Stroh, das Auge lag tief in den Höhlen und schaute mit sanftem, bittendem Blicke auf die Touristen.

„Was wollen Sie von mir?“ sprach der Mann mit zitternder Stimme und breitete die mageren Hände weit aus.

Seine ziemlich hohe Gestalt, eigentlich ein abgemagertes Knochengerüst, stat in einem sackähnlichen Gewande, in das

Der Hermansfogel.

zu beiden Seiten zwei Löcher geschnitten waren, aus denen die mit grünen Leinwandsegen umwickelten Arme herausragten. Die Füße stakten gleichfalls in Segenwerk und um die Lenden war ein Strick gewickelt. Der Mann machte einen geradezu abschreckenden Eindruck; die Touristen glaubten, es mit einem Wahnsinnigen zu tun zu haben. An dem Stricke, der um seine Hüften ging, hing ein Futtersack, in dem er die Speisereife verwahrt hatte.

„Wer sind Sie?“ fragten die Touristen, von tiefem Mitleid ergriffen.

„Was kümmert Sie das?“ antwortete der Mann und schüttelte das unbedeckte Haupt. „Ich bin ein Mensch, der mit den Bäumen spricht und der sich nicht vor den Tieren des Waldes, doch vor den Menschen schreckt. Lassen Sie mich ziehen und gehen Sie ihrer Wege!“

„Nein! Das geht nicht! Wir müssen Sie hinabbringen und der Polizei übergeben. Sie gehen ja da zugrunde!“

Der Mann lachte ganz eigentümlich.

„Glauben Sie, daß man zugrunde gehen muß, wenn man ein Einsamer ist, glauben Sie, daß Menschen dem Menschen Bedürfnis sind. Ärger als die Raubtiere sind sie! Also lassen Sie mich los!“

„Nein! Sie müssen mit!“

„Gut, so werde ich gehen!“

Schweigend schritt der Mann zwischen den Touristen. Da machte er plötzlich einen Satz, hob das sackartige Gewand hoch empor, damit es ihn beim Laufen nicht hindere und lief in den Wald, in dem er alsbald verschwunden war. Doch die drei Wiener wollten den jedenfalls interessanten Einsiedler vom Hermansfogel nicht so bald lassen, sie setzten ihm nach und verfolgten seine Spur; das Knacken des dürrn Holzes, das Rauschen des Laubes sagte ihnen die Richtung, welche der Fliehende genommen hatte, und alsbald sahen sie auch schon wieder die Gestalt des Fliehenden.



Abb. 15. Siehe Seite 51. Die „fehhaube“ (Femhube) bei Eggenburg. (Handzeichnung aus dem Skizzenbuch des Verfassers.)

 Der Hermansfogel.

Da ist er! Da her!" schrie Rephahn, der ihm auf fünfzig Schritte nahegekommen war.

Die anderen eilten herbei und fragten: „Wo? Wo?“

Doch Rephahn stand wie versteinert da. Der Flüchtling schien plötzlich in den Erdboden versunken zu sein. Keine Spur war von ihm zu entdecken. Die Wanderer schritten vorwärts nach der Stelle, wo der Einsiedler zuletzt gesehen worden war, und nach längerem Suchen entdeckte einer der Herren ein Loch, vor welches ein Brett gelehnt war, das jedoch die Öffnung nicht ganz bedeckte.

Dieser Umstand war ziemlich auffallend, die Touristen nahmen das Brett weg und standen vor einer sehr tiefen und geräumigen Höhle, und als sie Licht machten, um das Innere derselben zu besichtigen, bemerkten sie den Flüchtling am Boden kauern, und zwar auf einem Lager von Stroh, fezen und Papier, was ihm wohl schon oft als Bett gedient haben mochte. Auch sonst fanden sich in der Höhle allerlei Gerätschaften vor, die darauf schließen ließen, daß dies der ständige Wohnort des Flüchtigen sei, so eine Teemaschine, eine Flasche, in der sich augenscheinlich Spiritus befand, ein Buch mit Aufschreibungen, einige Bleistifte, ein Messer, ein Zinnlöffel und ein Holzbehälter, der mit Salz gefüllt war. Das bewies auch, daß der Mann mit anderen Menschen verkehrte.

Der Flüchtling mußte nun, ob er wollte oder nicht, wieder ans Tageslicht kommen.

„Ich flehe Sie an, meine Herren, haben Sie Erbarmen mit dem glücklichsten und unglücklichsten Menschen, den es auf Gottes Erde gibt. Ich bin keiner von denen, die die Polizei sucht, ich tue keinem Menschen etwas zu Leide, lassen Sie mich in Ruhe und Frieden leben und kümmern Sie sich nicht um mich!“

Der Mann war vom Laufen offenbar sehr erschöpft und sein Atem ging pfeifend durch die Lunge. Er nahm

L i ft. Deusch-Mythologische Landschaftsbilder.

8

einen Schluck Kognak, der ihm geboten wurde, und schien sichlich gestärkt.

„Warten Sie einen Moment,“ sagte er nach einer Weile.

„Ich bringe Ihnen alle meine Dokumente.“

Er kroch behende in die Höhle zurück und erschien alsbald mit mehreren Papieren, die er in dem Lager verborgen hatte. Er zeigte die Papiere den Herren. Sie waren vollkommen ordnungsgemäß. Es war ein Taufschein auf den Namen Karl Odwurka, in Wien geboren, nach Polrawitz zuständig, 46 Jahre alt, und ein Heimatschein der oberrwähnten Gemeinde für den Kaufmann Karl Odwurka, endlich ein Moralitätszeugnis der Polizei, worin dem Karl Odwurka zum Behufe der Schließung einer Ehe bescheinigt wird, daß er nie einen gerichtlichen Anstand gehabt.

„Also, der bin ich, und jetzt bitte ich um Ruhe!“

Der Mann sprach jetzt schon etwas energischer und die Wanderer ließen auch von ihm ab. Sie begannen nun ein Gespräch mit ihm und Odwurka erzählte:

„Da Sie in so höflicher und lebenswürdiger Weise mit mir sprechen, bin ich bereit, Ihnen alles zu erzählen, doch Sie versprechen mir, daß Sie dann Ihrer Wege gehen und mich nicht weiter belästigen. Also hören Sie! Ich hatte bis zum Jahre 1872 ein Geschäft in der Kärntnerstraße, im Hause „zum wilden Mann“. Ich war damals 30 Jahre alt und liebte ein Mädchen auf das innigste. Mein Vater wußte von meiner Neigung und er wollte es absolut nicht zugeben, daß ich die Geliebte, welche die Tochter eines sehr armen Dieners war, heiratete.

Ich und meine Braut konnten uns nur an Sonntagen sehen und da gingen wir hinaus nach dem Hermanskogel. Hier auf diesem einsamen Berge, der so schön ist und so wenig besucht wird, hier waren wir glücklich, hier tauschten wir Schwüre und Küsse, hier holten wir uns Kraft und Mut für die schweren Leiden und all die Entsagungen, die uns die Woche auferlegt. Ob Winter oder Sommer, jeden

Der Hermansfogel.

Sonntag waren wir hier. Da starb mein Vater. Ich war von Eifersucht seit jeher gequält, denn um mich von ihr zu trennen, hatte man mir oft anonyme Briefe geschrieben, in denen das Mädchen der Untreue beschuldigt wird. Ich kam auf die Idee, die Geliebte endlich auf die Probe zu stellen, und schrieb ihr am Tage nach dem Leichenbegängnis meines Vaters, daß derselbe all sein Geld beim Krach verloren habe und daß ich arm, bettelarm und genötigt sei, mir eine Existenz zu gründen. Die Probe fiel schrecklich aus. Ich erhielt schon des anderen Tages einen Brief, in dem mich meine Geliebte ihrer steten Neigung versicherte, doch erklärte, daß sie dem Andrängen der Eltern nachgeben müsse und mich meines Wortes entbinde.

Ich war dem Wahnsinne nahe. Allein, ohne besonders nahestehende Verwandte, ohne teilnehmende Seele, flüchtete ich mich nach dem Hermansfogel und vertraute den Bäumen und den Vögeln, den scheuen Rehen, die am Cobenzl und an dem Rücken des Kahlenberges sich zu mir verirrt, mein schweres Leid. Die stille Natur übte einen äußerst beruhigenden Einfluß auf mich aus und, wie das gekommen ist, das weiß ich nicht — ich blieb oft des Nachts da und endlich hab' ich mich hier wohllich eingerichtet. Ich verkaufte mein Geschäft, ich gab alle meine Wertpapiere einer alten Bäuerin des angrenzenden Ortes und auch mein Testament händigte ich ihr ein und blieb hier."

"Und wie lange ist es her, daß Sie hier auf dem Hermansfogel wohnen?"

"Es sind zwölf Jahre und ich befinde mich sehr wohl dabei. Allmonatlich kommt die Bäuerin herauf, bringt mir Sündhölzchen, Spiritus, Salz, Brot und Tee. Mehr brauche ich nicht. Im Winter habe ich Speck und etwas Rum. Ich lebe überaus glücklich. Ich habe die Bäuerin schon vor zwei Tagen erwartet, aber sie ist nicht gekommen und da habe ich schon Hunger gelitten und nur diesem Umstande ist es zu danken, daß ich der Eichtung zugeing, wo ich immer

Der Hermanskogel.

etwas finde, denn die Arbeiter lassen stets kleine Speiserezepte zurück. Ich führe auch ein Tagebuch, das man wohl finden wird, wenn ich gestorben bin!“*

Die Touristen hörten tief erschüttert der Erzählung des Höhlenbewohners vom Hermanskogel zu. Sie kramten ihre Rucksäcke und Taschen aus und versahen den Mann reichlich mit Eßwaren, Wein, Kognak und Zündhölzchen, die ihm gleichfalls fehlten.

„Und wollen Sie nicht wieder zu den Menschen?“

„Nie mehr! Wenn die Bäuerin stirbt oder erkrankt, so ist schon für Ersatz gesorgt, ich bin sehr glücklich. Meine Herren! Ich muß Sie jetzt führen, wenn Sie noch rechtzeitig heimkommen wollen. sonst verirren Sie sich.“

Die Herren folgten dem Einsiedler, der sie bis zum kleinen Feldweg führte und ihnen dann den Weg wies.

„Adieu! Leben Sie recht wohl und kümmern Sie sich nicht weiter um mich!“

Der Mann blieb einen Augenblick stehen, dann wendete er sich rasch um und lief davon.

Die Zweige knackten, das dürre Laub raschelte, dann war es wieder still und ruhig auf dem Hermanskogel und schweigend stiegen die Touristen den Berg hinab, um in Wien ihr seltsames Abenteuer zu erzählen.



Abb. 26. Markgrafenburg auf dem Leopolds-, eigentlich Kahlenberge bei Wien, im Jahre 1470.

* Er ist am 4. Jänner 1895 gestorben.



Am rosig verglühenden Ather war die Sonne untergesunken. Einem wabernden Weltbrande gleich flammte im Westen die Abendröte zum Zenith empor, in welcher Glutatmosphäre einzelne purpurgraue Wolfenballen schwammen, an den scharfgerissenen Rändern leuchtend wie geschmolzenes Kupfer. Drüben im Osten staute sich am heraufdämmernden Nachthimmel schwer bleigrau Gewölk, gleich schwebenden Bergesmassen anderen Wolfengebilden zur Unterlage dienend, die in helleren Tönen sich abhuben, deren kraus abenteuerlich Gewirr sich wundersam formte zur stolzragenden Burg mit Thürmen und Zinnen, mit Erkern und kühngeschwungenen Brücken, belebt von spenstigen Gebilden einer anderen höheren Welt, von der man weder sagen kann, daß sie sei, noch auch, daß sie nicht sei. Diese Gebilde gleichen eben dem Traume, gleichen dem Sonnen glanze auf dem Sande der Wüste, den der verdurstende Wanderer von ferne für Wasser hält, oder auch für die ersehnte Oase auf der Wüstenpilgerfahrt des Lebens.

Über dem welligen Hüggelland nördlich des Marchfeldes glühte solch prächtiger Abendhimmel, er flammte wie feurige Sterne durch den stattlichen Eichenforst, der die Hügel krönte und mit jenem satten Goldgrün verklärte, das zur Zeit der Sommer Sonnenwende der Landschaft so frühlings-

* Aus dem Scheffeljahrbuche 1893.

Auf dem Geißelberg. Eine Weihenacht.

frischen Liebreiz verleiht. Dort am Saume dieses Eichenwaldes steht auf einer Hügelterrasse ein gewaltiger künstlicher Erdhügel, ein Stützkegel, von drei mächtigen Ringwällen in konzentrischen Kreisen umzingelt. Vor vielen Jahrtausenden wurde dies über vierzehn Meter hohe Erdbauwerk von unserer Ahnen Tatkraft getürmt und jener unerforschlichen Macht geweiht, welche sich ihnen einzig und allein in der Anbetung offenbarte, denn es entsprach ihrer Anschauung von der Hoheit der Himmlischen nicht, sie zwischen Tempelmauern einzuschließen oder von ihnen Bilder mit menschlichen Zügen zu machen; darum waren auch nur Wälder und Haine, Bergeskuppen und wellenumrauschte Inseln die Stätten ihrer Gottesverehrung.

Und diese urheilige germanische Heilstätte, dieser alt-ehrwürdige „Halzadom“, erhebt sich fast unverfehrt noch heute im unteren Marchfeldviertel Niederösterreichs, es ist der wenig bekannte, selten besuchte „Hausberg“ von Geißelberg.

War ich da einmal mit etlichen trauten Kommilitonen landfahrend auf Forscherpfaden gewandelt und solchergestalt vor jenen Hausberg kommen. Weil aber allem Anscheine nach ein Hochgewitter im drohsamen Heranzug, so hatten meine wegmüden Fahrtgenossen kein sehnlicher Gehren, als so rasch als möglich ein schützend Obdach auszuspähen, die weil sie es für zweckdienlicher erachteten, die Durchfeuchtung ihres teuerwerten Ichs durch einer freundlichen Gasthalterin Fürsorge von innen heraus, als durch einen Wolkenbruch von außen hinein zu veranlassen. Nun war ihre nächste Sorge die, unter den schutzverheißenden Dächern des Ortes ein solches auszuspiüren, das sich über eine Gasthalterei spannte; das war kein unfeiner Gedanke und auch keine allzuschwierigere Aufgabe. So klangen denn auch bald zu Altmeisters Scheffel Rodensteinsängen die Gläser im frohsam klingenden Cyost, zumal der Wein gut, die Schenkin just nicht uneben und folgerichtig an der Küche nichts zu tadeln

Abb. 16. Siehe Seite 59.



Die Erdteile im Sekundär und der Jetztzeit: Arktogäa, Atlantis und Lemuria. Die senkrecht schraffierten Gebiete geben die Niesensteinbauten an in: Südschweden, Dänemark, norddeutsche Tiefebene, England, Irland, Normandie, Bretagne, atlantische und Mittelmeerküste der pyrenäischen Halbinsel, Malaga, Emurien, Algier, Tripolis, Ägypten, Palästina, Afrika, Krim, pontisches Kaukasien, Arabien, Persischer Golf, nördliches Indien und Arizona. Die farbig schraffierte Stelle ist die Insel, welche der Stelle von Niederösterreich entspricht und auf Seite 59 und folge besprochen wurde.

Auf dem Geiselberg. Eine Weihenacht.

war. Aber war es auch herrlich nett, dort vor dem perlen-schäumenden Naß zu liegen, wie ein Burgenbelagerer vor dem zu zwingenden Felsenfest, so litt es mich dennoch nicht in der gemüthlichen Wirtsstube, es zog mich mit allen Fibern hinaus nach dem „Halgadom“, dem Hausberg.

Da half kein Drängen, kein Spötteln, selbst nicht die mit edelstem Freimuth ausgesprochene Ansicht, daß ich das sieben-eckigste Mastodon der hochgelobten präanthropologischen Epoche wäre; dies alles und noch etliches mehr half nichts, und so mußte man nachgeben und mich ziehen lassen, wohin es mich zog. Aber auch die Wirtin zeichnete mich mit jener eigentümlichen, kopfschüttelnden Aufmerksamkeit aus, welche mit-leidsvolles Wohlwollen bekundet und etwa sagen mochte: „Ist nicht ewig schade um ihn, wär er doch gar nicht so übel, aber es muß doch seines Hirns Gedankenbrei etwas angeschmort sein. Wie könnte es ansonsten einem mit ge-sundem Menschenverstand beifallen, heute — bei dem Wetter — da draußen am Hausberg zu nächtigen; heute in der † † †-Sonnwendnacht!“

„Er hat heute wieder so seinen Tag,“ meinte einer meiner fahrtgesellen, während ein anderer mir den lebenswürdigen Wunsch zum Geleite gab, ich möchte das schönste Mondkalb zu Gesicht bekommen, das etwa meine Vorgänger im Geister-bannen dort draußen für mich noch übrig gelassen. Ich lachte herzlich und nahm mit dem Versprechen Abschied, morgen zum Frühstück tot oder lebendig wieder zur Stelle zu sein.

Mein Plaid über den Sammetflaus geworfen, den breiten Schlapphut fest aufs rechte Ohr gedrückt, mein lan-ges System* nach flotter Burschenweise schmauchend, schritt ich wohlgenut dem Hausberge entgegen, während ein Knecht wortfarg und verdrossen hinter mir hertrabte, auf der Achsel eine Pferdefoße, in der Rechten einen gediegenen Henkelkrug voll Weines, in der Linken einen Korb, gefüllt mit Mund-vorrat und sonstig Notwendigem und Unangenehmen, tragend.

* Lange Burschenpfeife.

 Auf dem Geißelberg. Eine Weihenacht.

Sie hatten nicht so ganz Unrecht, meine Kommilitonen, ich hatte heute wirklich — meinen Tag.

Aber wer du Vielteuerer auch sein magst, der du diese kleine Erinnerungsskizze sehend oder hörend liesest, lasse es dir beteuert sein, daß derlei Nächte, durchwacht auf einer „durch Ahnen Weihe und Ehrfurcht heischendes Alter geheiligten Waldesstätte“,* zu den weihenvollsten Erinnerungen des Lebens, als echte und rechte „Schaltnächte“ zählen. Allein mit sich selbst, mit einem Krüge voll perlenden, mit dem System voll des bläulich-wirbelnden Sinnregers, im Begriffe, dahingegangenen Jahrtausenden, kommenden Zeiten vorahnend an solch hochheiliger Runenstätte Audienz zu erteilen — welch stolzer Gedanke, welch unvergleichbar erhabenes fühlen! Man weiß, man fühlt sich so frei, so losgelöst vom Getriebe des nicht immer schönen Lebens mit all seinen kleinlichen, lähmenden Sorgen und Kämpfen, es weitet sich die Gedanken-, die Empfindungswelt, die Phantasie wird wach und schwingt ihre Flügel, sie hebt uns, als wären wir körperlos im wonnevollsten Hochflug weit hinaus über Raum und Zeit, um ahnend Welten zu schauen, von welchen man weder sagen kann, daß sie sind, noch aber auch, daß sie nicht sind.

Ja, sie hatten ganz recht, die Guten: ich hatte heute wirklich — meinen Tag.

So waren wir nach Überkletterung der drei gewaltigen Ringwälle auf der ebenen Kreisfläche des Geißelberger Hausberges angelangt. Augenscheinlich hatte es mein famulus sehr eilig, so rasch als nur immer möglich aus dem Banne der unheimlichen Stätte zu kommen. Flinker als es zweifelsohne ansonsten sein Gehaben sein mochte, ordnete er das Mitgebrachte zu meinem Gebrauche für die Nacht. Nachdem er findig ein kleines Grübchen gegraben, in das er geschickt den Weinkrug gesenkt, um selben vor dem Umkippen zu bewahren, ähnlich auch das Ubrige geordnet und schließlich

* Tacitus Germania II. cap. 39.

Auf dem Geißelberg. Eine Weihenacht.

in der Mitte der Kreisfläche die Pferdekoze ausgebreitet hatte, empfahl er sich ebenso wortkarg als hastig und galoppierte — fast fluchtartig — von dannen, dahin, woher er gekommen.

Ich war allein! —

Das Zwielicht der Dämmerung hatte schon seine purpurgrauen Zauberschleier über die Landschaft gefaltet, die noch vor kurzem so farbenglühend das Auge geblendet; wohlthuende Farbenruhe bot nun den Sehnerven erwünschte Erquickung. Ein trübroter Glutstreifen sank westwärts wie verglimmender Brand in sich zusammen, der Eichforst stand in scharfgezogenen Schattenrissen hinter dem Hausberg, der sich wie ein gewaltiger Thron über dem welligen Hügellande erhob. Magischen Zauberkreisen gleich schwangen sich die drei Ringwälle um meinen Standpunkt, während die Talgründe im unbestimmten Graugewoge verdämmerten. Mir im Rücken rauschte der Eichforst. Er war ganz nahe schon an die Kreiswälle herangerückt, ja, seine Pioniere, das niedere Eichengebüsch, überkletterten sogar schon stellenweise die äußeren Wälle und Gräben, und es hatte den Anschein, als gedächte der Eichwald, gleich einem Belagerer, Schritt für Schritt den alten Halgadam zu erobern, um selben den Menschen abzugewinnen, die ihn entheiligt, vergessen hatten.

„Oder gedenkst du, ehrwürdig Geschlecht der Eiche, mir heute deinen Gruß zu bieten, hier an altheiliger Freistatt!? Ahnst du es wohl gar, daß ich von der Sippe derer, die einst in Hochgesängen Wuotan und Frouwa geheiligt, als die Bevorzugtesten in der Schar deren Opferer!? Ahnst du wohl gar in mir der Barden und Skalden einen, der heimgefunden nach tausendjähriger Irrfahrt, aus tausendjährigem Irrwahn zu Altvater Wuotan, ihm wieder Opfer zu weihen an hochheiliger Heilstatt!? Und so, alter Rannewald, du solches geahnt, so sei mir willkommen, sei mein Genosse in dieser Weihenacht bei ahnungserweckenden frohjamem Tieftrunk!“

Auf dem Geißelberg. Eine Weihenacht.

Da füllte ich zum Ersten meinen Pokal aus dem Weinfrug, hob ihn empor, zu zwei Dritteln ihn leerend; den Rest goß ich rückwärts über das Haupt hinweg, nach alter Sitte also der Minne Wuotans den Trunk zu weihen.

So war es völlig Nacht geworden.

Mählig rang sich der volle Mond heraus aus dem Gewölke, seine bleichen Lichter über das Tal ergießend. Spensig hub sich die Wolkenburg ab vom dunkelnden Sternenhimmel; elbisch flimmerten die drei Wallringe um mich, die mit dem Lichte der Glühwürmchen zu leuchten und sich im wirbelnden Reigen, schwankend und neigend, zu drehen schienen um ihren gemeinschaftlichen Mittelpunkt, der meinen Standort gebildet. Die Zaubernacht hub an.

Das ist eben die Eigenart des Mondlichtes, die man erst klar erfährt, wenn es unmittelbar dem Sonnenuntergange folgt und mit seiner vollen Energie in sein Nachterhellungsamt tritt. Der magische Glanz des Mondlichtes, die wechselnde Fülle desselben wirkt zaubermächtig auf die Stimmung des Gemütes, bald erhebend, bald niederdrückend, bald auch verwirrend; es wechseln die Affekte, zwischen Begeisterung und Verzweiflung schwankend, und unbestimmt wie das Mondlicht selber, das auf der Oberfläche der Erde verfließt und das Erschaute nur halb aus seinen strahlenden Luftschleiern hervortreten, halb von diesen verhüllen läßt. Was diesem magischen Lichtquell zugewendet ist, flimmert in milder Klarheit, während das Abgewandte sich halb sichtbar verschleiert und formenwechselnd koboldische Trugkunst übt. Kommen dazu noch die wunderbar spielenden Wellenbewegungen des Wassers, sowie das reizvolle Spiel des Windes im leichtbeweglichen Blattgewölke der Büsche, die oft mehr geahnte als geschaute Beweglichkeit und Veränderlichkeit festerer Gebilde in ihren Stellungen und Gestalten unter dem Einflusse des Elfenlichtes, so entfaltet eine Zaubervwelt ihre Wunder, deren irdische Grundlagen sich in den Lichtnebeln verhüllen, sich abenteuerlich verwandeln und den Menschen

 Auf dem Geißelberg. Eine Weihenacht.

in spenstigen Gestalten von ungewissem Ansehen und zweifelhafter Farbe gleich leuchtenden Schatten gegenüberreten, ebenso leicht verschwindend, als in ein anderes Gewand sich kleidend. Dieses Schweben zwischen sicherer Begrenzung und leichtem Zerfließen in Bilder und Gestalten, dieses traumhafte Helldunkel erregt das Gemüt des der Naturgewalt sich anheimgebenden Menschen, indem es dessen Seele machtvoll ergreift, eine magische Gewalt auf diese ausübt und der Einbildungskraft, der Phantasie jenen unsagbar zauberhaften Spielraum gewährt, der in den Licht- und Schattenbildern, Tönen, Düften und allen Regsamkeiten einer Miondnacht ungezählte Veranlassungen bietet zu traumhaften Gesichtern.

Lächle nicht, Großgünstiger! Vom Balkon deines Landhauses aus, von der Bank im Stadtpark oder gar von einem Ringstraßen-Café läßt sich die keusche Miondnacht freilich nicht belauschen; willst du aber ernstlich ihre Zauberschleier lüften, so mußt du solche Orte fliehen, wo Leben pulsiert; suche einsame Stätten auf, an denen unbeeinflusst von der Hand des Menschen die Natur alleine waltet, ziehe dich zu solchem Schauen auf einsame Bergeskuppen, auf unbetretene Inseln (wie solche die Donau beispielsweise zu Hunderten bietet) oder in eine zerfallene Ruine zurück, und zwar — allein, und du wirst Wunder schauen können, wenn anders dein inneres Auge nicht mit Blindheit geschlagen. —

Mir wars auf der Höhe des Hausberges, als wäre ich losgelöst vom Leben der Menschheit. Kein Laut von diesem Leben drang herauf zu mir, nur ein verworren Gesumme machte sich bemerkbar, ein Gemisch von Naturstimmen in solch eigenartigem Tönen und Klingen, das, vieldeutig wie es war, bald ferner Musik, bald dem Klange von Liedern, dann aber wieder Jagdgetön und Hundebellen vergleichbar war.

So saß ich lange, menschenfern, welteinsam, traumentrückt. Da tat ich den zweiten Tieftrunk.

Das fahlsilberglänzende Wolfengewirre kam näher. Einzelne Wolfenseken rissen sich los, als kämen sie aus der

Auf dem Geißelberg. Eine Weihenacht.

spenstigen Wolfenburg gezogen, um in weiten Ringen wie der Adelsar den Hausberg zu umkreisen. Nachtgetier mit vielzackigen Flügeln und funkelnden Lichtern umflatterte den Hügel mit schrillum Aufschrei, die Jung-Eichen schienen sich wiegend und neigend zum Ringelreigen zu ordnen und ihr Tun mit flüsterndem Gesang zu begleiten, in den die Alt-Eichen mit brausender Chorgewalt einstimmten.

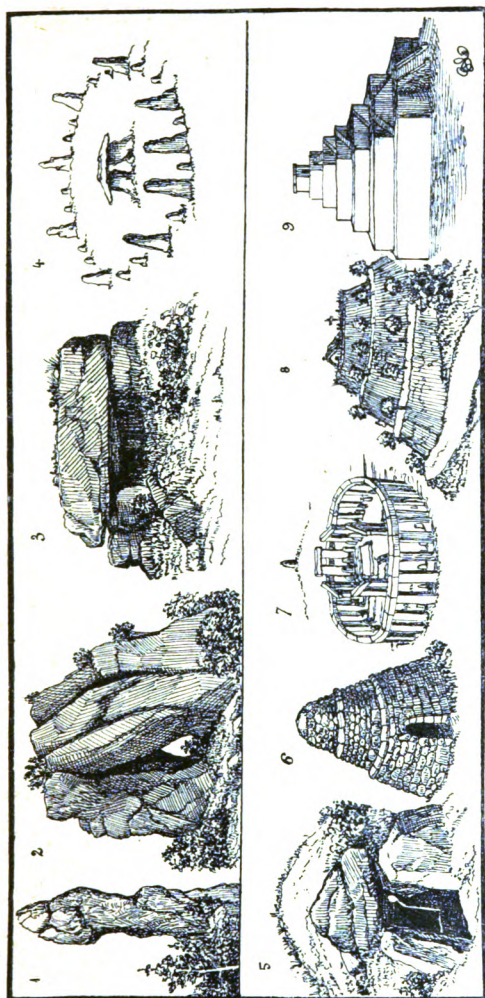
Da tat ich den dritten Tieftrunk.

Aufjubelnd stimmte meine Seele ein in der Eichen tief-ernsten Waldchoral. Waren es auch nicht Worte, die aus diesem Rauscheliad an mein Ohr schlugen, so sprach doch dieser Sang eine zu deutliche Sprache, um nicht den Gleichklang zu fühlen, der trotz aller scheinbaren Disharmonien des Seins sich auflöst in der vollsten Harmonie des Alls.

Wenn der Sturm eichenentwurzeln durch den Forst faust, daß die Stämme stöhnen und die Wipfel rauschen, daß die Lüfte wimmern und es heulend in den Gründen wühlt, dann tönet durch die grauende Nacht der Riesenklang der Urweltsharfe, und man erlauscht das urgewaltige Nornenlied, gesungen am Webstuhl des Schicksals von den Weberinnen des Zeitengewandes.

Solch wunderseltzamer Zaubersang ertönte auch jetzt. Aus dem eichendunklen Forstgehege antwortete die Nachtigall, dann schwebte von unbestimmbaren fernen her ein Brause- und Rauschgesang durch das langgezogene Getöse und Geflinge der Winde aus den hohlen Tälern, und wieder fiel fugenartig anschwellend der alte Rauschewald vom Geißelberg mit seinem ewig unausgesungenen Rauneliad ein, daß es mich wie mit tausend Armen umfaßte und ich hinausjubelte in die Sonnenwendnacht: „Ich bin geschürzt und gegürtet,* Vater

* „Geschürzt und gegürtet“ deutet mythisch auf den beweihten Mann. Das Schurzfell des Schmiedes ist wie Schwert und Lanze das Sinnbild des Mannes wie der Gürtel, die Spindel, der Schuh, jene des Weibes. „Geschürzt und gegürtet“ ist eine alte Zauberformel, die dem Sinne nach längst vergessen war, als sie noch als Sprichwort galt.



Entwicklung der Riesensteinbauten. 1. Phallusstein, deutsch-mythologisch „Peilstein“ oder „Thorstein“ genannt. Peilstein bei Ruine Arnstein, Niederösterreich; Sinnbild des männlichen Prinzips. — 2. Dufenstein, deutsch-mythologisch „Pfeinigstein“ (Fenesstein), Sinnbild des weiblichen Prinzips (hängender Stein oder Matherhöndel bei Medling, Niederösterreich; das natürliche Vorbild der künstlichen Dolmen. — 3. Dolme bei Myfend. — 4. Steinkreis Kromlech; Kech, See = Grab), in der Mitte eine Dolme; Süddänemark. — 5. Grabhügel mit Kammer bei Ubi in Dänemark. Eine versenkte Dolme. — 6. Ein Trudhu aus Südtalien. Ein keltischer Terrassenbau, Weiterentwicklung von Abb. 8. — 7. Der armanische Sonnentempel Stonehenge in England, eine Weiterentwicklung von Abb. 4. Der einzelne Stein im Hintergrunde wirkt am Johannisstabe bei Sonnenanfang seinen Schatten auf die Altarplatte. Er wurde 27.554 Jahre vor Christi Geburt errichtet. — 8. Germanischer Hausberg (Walburg), eine Spiralterrassenanlage, eine „Trobaburg“ bei Ober-Gänsdorf in Niederösterreich. Noch heute als Friedhof benutzt. — 9. Babylonischer Kampen- oder Terrassenbau im Palaste Sargous II. in Khorfabad (Dur-Sargou). Weiterentwicklung auf quadratischer Basis von Abb. 8 und Abb. 6.

Auf dem Geißelberg. Eine Weihenacht.

der Welten, nimm mich auf in dein Heergefolge zu ewigen, ewigen, wonnervollen Tieftrunk der Seligen! Sieh, dieser vierte Pokal sei dein!" —

Ein spenstig flimmern huschte durch die jagenden, freisenden Nebel, die hastend in weiten Ringen die Wälle umzingelten. Im flimmernden Blaulicht formten sich die Nebelgebilde; sie verdichteten sich zu reitenden Recken in leuchtenden Brünnen, die im weiten Ringe die Wälle umjagten; zu hellen Haufen reißigen Volks, zu langen Reihen kräftiger Frauen. Bald ordneten sich die Scharen zum weiten Ringe um den vergessenen Halgadam.

Da erfaßte mich schütterndes Grauen, aber die Verwandlung war geschehen, der auch ich nicht entgangen. Mein Hut war zum Helme geworden, von dem ein mächtiger Adlerflug wehte, eine schuppig schimmernde Brünne umschloß meinen Leib, und gewuchtige Waffen, die stolzeste Männerzier, waren mein Schmuck. Mein Staunen war maßlos.

Jetzt tat sich der Berg auf zu meinen Füßen, eine hehre Maid hub sich draus empor und schritt auf mich zu. Ein leuchtend Einnengewand umfloß wie gewobenes Elfenlicht ihren stolzen Leib, rosenduftende Weißblütenzweige nickten im Goldgelocke ihres wehenden Blondhaars. Da stand sie vor mir, die Göttlich-Hehre, ihre großen Vergißmeinnichtaugen ruhten forschend auf mir, als wollte sie eine große Frage tun. Ich beugte mein Knie, sie aber erhob mich sanft und sagte:

„Gib mir ein Lied, Fremdling, aus fernen Tagen! Schau dort das Heervolk zum Südzug gerüstet, die Schmach zu rächen am räuberischen Rom! So singe und sage den Sang von der widrigen Wölfin!“

Sie reichte mir die Fiedel, die ich ergriff. Doch ehe ich zum Sange schritt, hob ich meinen Glaspokal; doch auch der war verwandelt: ein köstlich Trinthorn hielt ich staunend in der Rechten.

Auf dem Geißelberg. Eine Weihenacht.

„Der Trunk gilt euch, hehre Hechsa, und der Minne Ostaras, die ihr selber wohl seid!“ So sprach ich und fügte hinzu: „Doch tut mir Bescheid!“

Und die Göttliche ergriff das Horn und trank. Drauf hub ich es begeistert zum Munde, und dort setzte ich zum Wonnetrunk an, wo ihre Lippen den Runenrand berührt. Da tat ich den beglückendsten Lebenstrunk, den je ein Sterblicher gekostet.

Wie flüssige Rosenglut strömte der Feuerquell des Weines mir durchs Geblüt, Rosenwolken wehten um mich her, durch deren rosigen Duft ich erschaute, wie die Göttliche mir holdselig zugelächelt.

Voll hoher Begeisterung hub ich die Fiedel zum Kinn. Der Sturm, der in meiner Brust getobt, der flang aus in feuertönen, wie vordem ich noch keine erlauscht, und jubelnd und wieder verzweifeln, jauchzend und wehmutsvoll klagend, entquoll ein Lied meinem Herzen, ein Lied, das meine Seele selber war, die sich ergoß wie ein glühender Rosenstrom. Ich sang von Valder und Nana, von Fro und Gerda, von Zeizze dem Schönen und von Ostara der Huldin; ich sang vom beseligenden ersten Kuß und vom Schmerze der Trennung; ich sang vom wilden Weh des Vereinsamten, vom liebebehnenden Herzen, von allem, was mir — dem Einsamen — im seligsten Leid, im wonnewildesten Sehnen die Brust schütternd durchbrandet. Dann sang ich von der Hoffnung dessen, der die Schmerzen der Trennung besiegt, der einen zweiten Liebesfrühling ersehnt, und fand im Sange lindern den Trost, den ich geweiht der Minne des alternden Wuotans zur herrlichen Rinda, aus welcher Minne ihm und der Welt ein neuer Lenz war erblüht in der Verheißung der achtzehnten Rune.

Ich schloß diesen Sang mit der Strophe des Runenliedes, das also lautet:

Auf dem Geiselberg. Eine Weihenacht.

Das Achtezehnte werd ich ewig nie
 Einem Weib oder Mädchen melden;
 Es bildet der Lieder besten Beschluß,
 Den Einer von Allen nur weiß,
 Außer der Frau, die mich eh'lich umfängt,
 Und Gattin und Schwester mir ist.

Befeligendste Hoffnung hatte meine Brust mit übermenschlichen Wonnen erfüllt und verklärt schaute ich glücklicher Sänger, wie die reifigen Recken ernster geworden, die huldreichen Frauen leuchtendere Blicke schossen und die Göttliche selber, vom Sange mächtig ergriffen, feuchten Auges nach oben schaute. Ihre Elfenarme ober der Brust gekreuzt, ward ihr Auge immer glänzender und sprach von Stolz und Weh.

„Komm, o Komm!“ hauchte sie aus dem hochklopfenden Busen hervor und führte mich in das Innere des Hausberges.

Langsam und schweigend stiegen wir viele weiße Stufen hinab, bis dahin, wo sich eine glanzvolle Halle wölbte. Von in magischem Blaulicht leuchtenden Wandungen umrahmt, erhob sich ein glänzender Hochsitz auf hohen Stufen; darauf lagen Krone und Schwert, auch der Purpur eines reichen Königs. Staunenden Auges hielt ich Umschau.

Da hatte die Hehre ihren Arm um meinen Hals geschlungen, ihre heißen Küsse brannten auf meinen Lippen, die verlangend die ihren gesucht. —

Grollend wie Donnerrollen tönte jetzt plötzlich ein langgezogener Heerhornruf durch die Halle, daß der Boden erzitterte und die Wände zu wanken schienen. Mit einem schreckhaften Erblaffen stieß mich die Hehra unsanft von sich, donn aber erfaßte sie mich wieder am Handgelenke und rief mit schmerzdurchbeuter Stimme:

„Weh, dir Unglücklichen! Was hast du getan! Weh über mich, arme Betörte, daß ich dich gehört! Hättest du mir das Lied gegeben, das ich begehrt, dieser Thron wäre

Auf dem Geißelberg. Eine Weihenacht.

der deine gewesen! Nun muß ich wieder tausend Jahre schlafen!"

Klagend wandte sie sich ab und begrub schluchzend ihr Antlitz in ihren Händen.

"Göttliche!" rief ich bestürzt, "erkläre dies Rätsel!"

Ein schwerer Seufzer entrang sich ihrer Brust, dann ließ sie die Arme sinken; ernste Würde lag über ihrem Wesen ausgegossen, gepaart mit milder Trauer.

"So höre!" sagte sie und richtete sich hoch empor, wobei die Vergißmeinnichtsterne ihrer Augen vorwurfsvoll auf mir ruhten. Dann begann sie:

"Es ritten zum Räte die ewigen Asen, die hochweisen Walter des Schicksals der Welt, zu erwägen, wie weislich zu wenden die widrige Not des niemerkenden Baumes; denn mehr der Würmer, als alle ihr ahnet, nagen an der Welt-esche Wurzelmark. Einer der Würmer war Roma, die räub'rische Wölfin, drum sandten die siegverleihenden Asen dies schwirrende Schwert, den prächtigen Purpur, die kraftstolze Krone dem Odacher einst, zu zahlen der würgenden Feindin zornflammende Rache bei waberndem Walbrand. Doch Odacher flagbar vergaß der Götter, der fürstlichen Pflicht, da schwand ihm der Segen, schwand Krone und Schwert, samt Hochsitz und Purpur. Und all dies versank im bergenden Schachte des hochheiligen Hausberges und wird sich erst erheben, wenn wiederersteht ein walfühner Streiter, der mächtig genug, das Gewürme zu tilgen, das neidfroh benagt das Mark in den Wurzeln des erhabenen Stammbaumes des Volkes der Deutschen!"

"Du aber sangst nur von Liebe, vom leidvollen Harm, und betörtest mich Törin mit schleichendem Schmeicheln! Weh über dich, der du nicht gefunden „zur rechten Zeit das rechte Wort am rechten Ort!“ Wehe! und nochmals wehe! Versäumt ist die Stunde um tausend Jahre!"

Ich stand vernichtet. „Versäumt! versäumt um tausend Jahre!“ gellte es in meinem Innern nach. Auf's neue

Auf dem Geißelberg. Eine Weihenacht.

erscholl mit schrecklichem Schwellen der Ruf des Heerhorns. Das Haupt verhüllend, schritt die Hechsa aufwärts die weißen Stufen. Da faßte mich furchtbar grollender Grimm, wildes Weh wühlte mir im harmvollen Herzen.

„Göttliche!“ rief ich, „so rate im Guten, so heiß’ mich nicht gehen! Geschürzt und gegürtet erschauft du mich, Schönste, laß mich folgen der Fährte der freundlichen Freya, laß mich versinken im Schoße des wonnigen Berges, wie solches vermeldet von Tannhäuser die Mär.“

Da wandte sich die wonnige Göttin mit leuchtendem Lächeln zu mir mit den Worten:

„Versäumt ist die Stunde um tausend Jahre; doch wisse, gewährt sei dein Wunsch. Aber das Volk der Deutschen bedarf des Skalden, drum kehre heim zum häuslichen Herde, wo du wieder wirst finden Fensals* Freuden; solches verheißt dir die gütige Göttin! Hoffe und harre, singe und sage, wie Brage der Varde es preiswert getan!“

Da scholl zum drittenmal der Heerhornruf, daß es dröhnend durch die wankende Halle donnerte. Noch winkte die Hehre und schwebte empor. Wankend stürmte ich der Göttlichen nach, die weißen Stufen hinauf. Da rollten Donner über den Hausberg und mit polterndem Krachen schloß sich die Pforte, aus der ich eben getreten.

Der Mond hatte sich aber halb verschleiert. Heulend tobte der wütende Sturm um den einsamen Hügel, während die langen Reihen der spenstigen Scharen mit klagendem Wehlaut in die Lüfte sich huben, um wieder Einzug zu halten in die Wolfenburg, aus der sie gekommen. Auch die hehre Hechsa löste sich auf in weißlichen Duft und schwebte nach den sich verdunkelnden Zinnen der spenstigen Himmelsburg.

Ich stand erschüttert, verwirrt.

„Versäumt die Stunde um tausend Jahre!“

* Der Saal in Freyas Burg „Volsfwang“; gleichbedeutend dem mittelalterlichen Venusberg.

 Auf dem Geißelberg. Eine Weihenacht.

Ein tiefer Seufzer entrang sich meiner Brust und schon faßten mich quälende Zweifel, doch da dämmerte plötzlich die Erinnerung auf an der hechsa Verheißung. Waren mir doch als Barde und Stalbe fensals freuden gewährt!

„Heilo, alter Knabe, Hoiho!“ Dies Verheißungswort der gütigen Göttin verdient einen wonnigen Maltrunk!

Unter frohsamem Jauchzen griff ich nach dem Trinthorn. Aber die Hand hielt jetzt statt dessen wieder den geschliffenen Glaspokal umspannt. Da merkte ich erst, wie meine Rückverwandlung sich bereits vollzogen.

Der Mond war völlig unsichtbar geworden und das längst erwartete Gewitter begann nun in furchtbarer Großartigkeit sich zu entladen.

Blitze zuckten, dröhnend rollte der Donner und dichte Finsternis hüllte den Hausberg. Schleußenlos warf der Gewitterregen unmeßbare Mengen des Wolkennasses vom Himmel, es rauschte und wogte, als wäre die Sintflut im Heranzuge. Da galt es, meinen Weinkrug vor Verwässerung zu bewahren, dieweil ich Sinnregers Schaumflut am liebsten unverdünnt genieße. In Ermanglung sonstigen Behelfes war mein Schlapphut dazu ersehen, den Weinkrug zu schirmen. Aber mein elfenbeinglänzendes Kahlhaupt aber zog ich kapuzenartig mein Plaid, um weiter dem Wetter Trotz zu bieten, da ich auf meinem Posten bis zum Morgen auszuharren beschloß.

Und so trank ich denn noch manchen Pokal zur Neige, bis der Krug erschöpft war und auf wiederholte Anfragen keine Antwort mehr zu geben wußte. Den letzten und wehevollsten Tieftunk aber hatte ich im frohgemuten Gedenken „Ihr“ geweiht, „Ihr“, * die mir nach der Göttin Verheißung fensals freuden gewähren wird.

* Ihr! Meiner lieben Anna, die im Jahre 1899 mein liebes Weib geworden, wie es die Göttliche mir kundgetan.

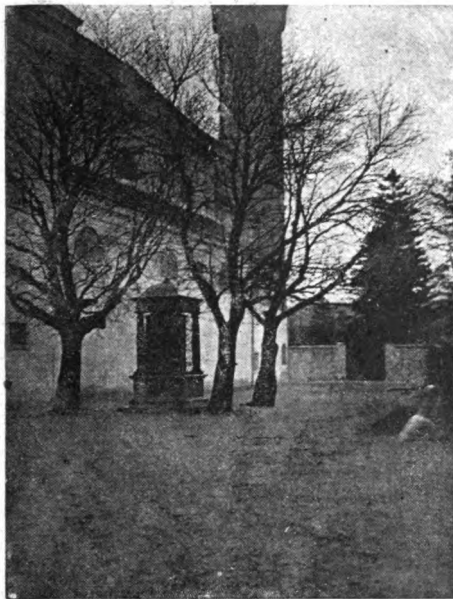


Abb. 18. Siehe Seite 21. Das Marienbründl bei der Wallfahrtskirche in Mariabrunn bei Wien. In dem Brunnen wurde nach der Legende im Jahre 1042 das wundertätige Marienbild aufgefunden. Hier nahm Papst Pius VI. von Kaiser Josef II. am 22. April 1782 Abschied. (Nach einer Photographie von Dr. Lanz von Liebenfels.)

Auf dem Geißelberg. Eine Weihenacht.

„Er ist wirklich und wahrhaftig verrückt!“ hatten meine Freunde gesagt, als ich zur festgesetzten Stunde mich an den Frühstückstisch zu ihnen gesetzt hatte. Aber ich lächelte stillbeseligt vor mich hin, denn der holden, rosigen Zauberin Freyas Verheißung umgaukelte mich in wachen Träumen und ließen mich meine Umgebung wie meine nassen Kleider gründlich vergessen.





Selten stimmt das mythologische Landschaftsbild zu dem Bilde, das dieselbe Landschaft heute bietet, denn die letzten zweitausend Jahre sind selbst an jenen Gegenden nicht spurlos vorübergegangen, welche jetzt noch von Waldeskühle umfächelt sind. An Stelle des verborsteten Urwaldes ist der moderne verborstene Kieferforst getreten oder es schwingen sich Rebenpflanzungen dort, wo vordem der heilige Bannwald gerauscht; auch furcht der Pflug oft die Scholle, die in jenen Tagen des Sonnengottes heiliger Eber zerwühlt. Aber noch immer ist es in solchen Fällen nicht unschwer, sich mit dem Blicke des inneren Auges die altherrliche Waldespracht zurückzuzaubern und Bilder zu schauen aus der Jugendzeit unseres Volkes, die jenen nicht unähnlich, die uns im reifen Mannesalter umgaukeln, wenn wir an die Kinderstube zurückdenken, in der wir unseren eigenen Lebensmorgen verträumten.

Wenn aber von der ehemals bewaldeten Heilstatt alles Grün gewichen, wenn Mauerzeilen und Gebäudereihen über den geheiligten Boden laufen und das Straßenpflaster denselben wie mit einer ewig starren Kruste deckt, dann hält es schwer, sich solche Stellen wieder im Waldesschmuck zu denken, zumal die Gestaltung des Bodens eine andere ge-

* Zuerst veröffentlicht: Wien, Deutsche Zeitung, 1890.

 Eburodunum vor dem Wuotanstal.

worden und im Gesamtbilde kaum mehr zu überdenken, geschweige denn zu überblicken ist. Und darum ist es gut, daß die alten Namen sich im Laufe des breiten Sprachenstromes abgeschliffen zu jenen unverständlichen Wortebildungen unserer heutigen Ortsnamen, ebenso wie sich möglicherweise in einem Geröllstein aus Marmor, der auf einer Sandbank liegt, das unkenntlich abgeschliffene Bruchstück einer alten Götterstatue birgt.

Darum sei heute vom Eburodunum des Ptolemäus und vom Wuotanstal gesprochen, statt von Br ü n n, dem lieblichen und dem reizvollen Adamstal.

Brünn — ein mythologisches Landschaftsbild? ! Brünn, die Stadt der „Brünner Märkte“ und der „Hosenstoffe“, wäre fähig, in einen poetischen Rahmen sich fügen zu lassen? Wer in aller Welt wäre je seines Vergnügens halber nach Brünn gefahren, wie etwa nach Salzburg oder nach Innsbruck? !

Doch darum sich zu kümmern, ist hier nicht der Zweck dieser Schilderung, obwohl so beiläufig behauptet werden darf, daß das liebeliche Brünn mit seiner schmucken Ringstraße schon des Besuches solcher wert zu achten wäre, welche just nichts auf den Brünner Markttagen zu suchen haben.

Dies nur so nebenbei; das moderne Brünn liegt uns heute zu abseits mit seinem eisenbahndurchbrausenden Adamstal.

Zur Zeit, da am Danibus noch das glanzfrohe Carnuntum ungebrochen — „sich im Strome spiegelt selbstgefällig“ — zur Zeit, da noch der römische Limes am rechten Stromufer hinlief, zur Zeit, da Brünn noch Eburodunum hieß, da war dessen Umfang noch ein sehr kleiner und etwa dem heutigen Alt-Brünn entsprechend, von unregelmäßiger Gestalt mit abgerundeten Ecken; der Urform aller alten Siedelungen. Brandwälle mögen es umgürtet haben, außerhalb dieser, nach Süden und Osten zu, wogten Getreidefelder, westlich und nördlich aber faltete der mächtige Urforst seinen tannengrünen Waldesmantel um das wehrhafte Ebu-

rodunum, das später zur Vorstadt herabgesunken, als mächtigere Wehrbauten an seiner Seite dem Boden entwuchsen, in und um welche sich das spätere Brünn gruppierte. Eine sich öfter wiederholende Erscheinung. Über den bienenkorbähnlich aus Weiden geflochtenen Hütten, die innen und außen mit Lehm beworfen und mit einem grellen firnisartigen Anstrich versehen waren, hoben sich zwei Heil- oder Tempelstätten aus dem Forste empor, die eine dem Wuotan, die andere dem Donar geweiht. Noch trägt erstere den alten Namen „Spielberg“, letztere aber wird heute „Sankt Peter“ genannt und ist die Kathedrale Kirche Brünns.

Es ist eine jedem Mythologen bekannte Tatsache, daß die alten Tempelstätten meist in Burgen oder Kirchen verwandelt wurden, unter Beibehalt ihres alten kriegerischen Charakters. Dort, wo die Heilstatt einer Kirche wich, dort ward dem hier verehrten Germanengotte ein christlicher Heiliger entgegengestellt, der meist dessen Attribute, ja selbst dessen Mythe, zur Legende umgestaltet, übernahm. So erwuchsen aus Wuotans Heiligtümern meist Michaelskirchen, aus Donars Heilstätten hingegen Peterskirchen. Daher schiebt noch heute, wenn es donnert, St. Petrus im Himmel Kegel, nach der Meinung uralten Volksglaubens, daher die zahlreichen Volksmärchen von den Wanderungen Christi mit Petrus und deren Abenteuer, welche alle den Fahrten Wuotans mit seinem Sohne Donar galten.

Ähnliche „Metamorphosen der Götter“ sollen uns noch in fernerer Folge beschäftigen, zumal jeder alte Germanengott je nach seinen verschiedenen Eigenschaften auch durch verschiedene christliche Heilige ersetzt wurde. Dies ist nicht Zufall, sondern wohlbegründet durch den Brief Papst Gregors des Großen, welcher an den Abt Mellitus von Canterbury geschrieben wurde, in dem ausdrücklich zu lesen steht: „Saget dem Augustinus, zu welcher Überzeugung ich nach langer Betrachtung über die Bekehrung der Engländer gekommen bin, daß man nämlich die Götzenkirchen bei jenem

 Eburodunum vor dem Wuotanstal.

Volk ja nicht zerstören, sondern nur die Gözenbilder darinnen vernichten, das Gebäude mit Weihwasser besprengen, Altäre bauen und Reliquien hineinlegen soll. Denn sind jene Kirchen gut gebaut, so muß man sie vom Gözendienst zur wahren Gottesverehrung umschaffen, damit das Volk, wenn es seine Kirchen nicht zerstören sieht, von Herzen seinen Irrglauben ablege, den wahren Gott erkenne und um so lieber an den Stätten, wo es gewöhnt war, sich versammle. Und weil die Leute bei ihren Gözenopfern viele Ochsen zu schlachten pflegten, so muß auch diese Sitte zu irgend einer christlichen Feierlichkeit umgewandelt werden. Sie sollen sich also am Tage der Kirchweihe oder am Gedächtnistage der heiligen Märtyrer, deren Reliquien in ihren Kirchen niedergelegt werden, aus Baumzweigen Hütten um die ehemalige Gözenkirche machen, den Festtag durch religiöse Gastmähler feiern, nicht mehr den Teufeln (also Wuotan, Donar, Loki) Tiere opfern, sondern sie zum Lobe Gottes zur Speise schlachten, dadurch dem Geber aller Dinge für ihre Sättigung zu danken, damit sie, indem ihnen einige äußerliche Freuden bleiben, um so geneigter zu den innerlichen Freuden werden. Denn rohen Gemütern auf einmal alles abschneiden, ist ohne Zweifel unmöglich, weil auch derjenige, so auf die höchste Stufe steigen will, durch Tritt und Schritt, nicht aber durch Sprünge in die Höhe kommt." (S. Mone, Geschichte des Heidentums II, 105.)

Somit wäre in dem kleineren Hügel, der heute die Domkirche Brünns trägt, die Stätte aufgefunden, die einstens dem rotbärtigen Donnerer geheiligt war.

Dieser Annahme steht, wie wohl ganz selbstverständlich, eine andere, und zwar jene der Slawisten entgegen. Diese behauptet: „In der grauen Vorzeit, als das Christentum seine milden Fittiche auch über das Volk der Slawen auszubreiten anfang und die Taufe unsre Väter dem Heidentume entnommen hatte, kamen (863) aus dem fernen Osten, vom

 Eburodunum vor dem Wuotanstal.

Kaiser Michael gesandt, zwei fromme, gottesgebene Männer, Cyrill und Methud, die Mähren noch als seine Schutzheiligen verehrt, um das Volk im Glauben zu erstärken und ihnen des Heiles Lehre zu verkünden. Sie waren gestürzt, der nach Menschenopfern gierigen Götzen scheußliche Gebilde; und aus den Resten des Tempels der Krasopani (die Venus der Slawen) stieg empor auf Cyrills Geheiß ein herrlich hohes Gotteshaus, aus dessen weiten Hallen nun der Lobgesang des allein Wahren zu den Sternen emporfchwabte." (Schmidt, Brünns Umgebung. 1835.)

So „schön“ dies auch gesagt ist, so unwahr ist es. Die dem heiligen Petrus geweihte Kirche beweist schon die Unwahrheit dieser slawischen Behauptung, denn kein männlicher Heiliger ersetzte eine weibliche Gottheit oder umgekehrt.

Wie aber aus Gründen der Mythenforschung die Hypothese des Heiligtums der Krasopani hier an der Stelle des Petersdomes unhaltbar ist, so ist aus historischen Gründen die Cyrill-Methud-Legende zu verwerfen.

Mit den Römern schieden die letzten Reste des Christentums um 470 aus dem Lande (St. Severin), jenes Christentums nämlich, das römischerfreundlich und deutschfeindlich war, und das dem Arianismus entgegenstand, dem die meisten germanischen Stämme huldigten. Dagegen aber waren die Goten schon sehr frühe durch Bischof Wulfila dem römischen Christentum, dem Katholizismus, gewonnen worden, welche auf die Quaden als den ihnen verwandten und benachbarten Volksstamm vorbereitend einwirkten. Noch heute heißt bei dem Deutschösterreicher der Taufpate Gothe (Godel, Göd); ein sehr bezeichnendes Sprachdenkmal. Noch heute heißt bei dem Wuotans- und Donarsglaube im Volke zu festgewurzelt, um so leicht erschüttert werden zu können. Als Ruppert die Salzburger Kirche gegründet hatte, kamen wieder Apostel in die alten Quadensike im heutigen Mähren. Emmeran, Erchanfried, Otgar, Virilo und noch viele andere waren von Salzburg gesandt. Aber erst unter Salzburgs erstem



Abb. 19. Siehe Seite 71. Wallfahrtskirche Maria-Dreieichen
in Niederösterreich.

 Eburodunum vor dem Wuotanstal.

Bischof Arno ward die Christianisierung systematisch betrieben. Die Eorcher Chronik nennt zum Jahre 818 den Passauer Bischof „Reginhart“ als den Apostel der Mährer. Das war also lange vor den von dem treulosen Vasallen Rastiz berufenen Cyrill und Methud. Und dies nicht nur in Brünn allein, denn auch die Kirchen von Olmütz, Jglau, Kathrein und andere stammen aus vorcyrill-methudischer Zeit.

„Und wenn auch,“ sagte gelegentlich eines Vortrages der Verfasser des Quadenwerkes Professor Kirchmayr, „und wenn auch unsere Zeit die Kinder auf Cyrill und Methud taufen will, statt auf Oswald oder Leonhard, den Gemeinden Methud als Kirchenpatron aufdrängt, aus Petrus- und Paulus-Gemälden Cyrille und Methude formt, es nützt alles nichts, deutsche Kirchen, Namen, Bücher, Patrone haben seit mehr als tausend Jahren zu viele Spuren im Lande gelassen, als daß sie sich sobald verwischen ließen!“

Was den Spielberg betrifft, so deutet das Wort „Spiel“, das so viel wie Spindel,* das Abzeichen der Wuotanspriesterinnen, der Nornen, bedeutet, auf die gewaltige Heilstatt des Götterkönigs samt all seinem Göttergefolge männlichen und weiblichen Geschlechtes, mit Zugrundelegung der allumfassenden Götterdreiheit, wie wir solche schon oft gefunden. Dazu stimmt nicht nur der heilige Jungbrunnen am heutigen Franzensberge, sondern auch die unterirdischen Gänge und Verließe des Spielberges selbst, welche sich im Laufe der Zeiten zu jenen gräßlichen Kerkern erweiterten, die dem Spielberg zu so grauenvollem Ruf verhalfen. Aber auch die solch großen Heilstätten so charakteristischen Flußnamen Weißache (Zwitawa) und Schwarzache (Schwarzawa) finden sich hier wieder, als die mythischen Gegensätze von Licht und Finsternis, von Leben und Tod.

Und aus dem Wuotanstal hervor schäumt der weiße Strom des Lebens, die Weißache.

* Spindelsteine sind Peilsteine; siehe Abb. 17 und Seite 42—65.

❧ 1. Deutsch-Mythologische Landschaftsbilder.

Beginnen wir die Wanderung diesen weißschäumenden Wassern entgegen. Noch winden sich nicht blanke Schienenstränge durchs Geklüft, noch ist keine Straße durch die Felsen gesprengt; ein kunstlos ausgetretener Pfad, vom Huf des Säumers gebahnt, führt hinein in den Forst. Dichter Wald umrauscht uns.

Mühsam arbeiten sich die Hengste durch das Unterholz. Enger und enger drängen die Stämme aneinander, an Höhe und Umfang zunehmend wie an düsterer Hehre. Langes grau-grünes Bartmoos wallt hernieder vom weitausladenden Geäst; zum Wahrzeichen ehrwürdigen Alters. Zwischendurch werden jüngere Stämme sichtbar, bis hoch hinauf umrannt vom kletternden Gefräute, so daß mancher junge Waldes-sproßling, von der Last wuchernder Reben gebeugt, sich bogenförmig zum Boden neigt. Frei aufsteigende schlanke Blattpfleiler leuchten, durchsichtig beschienen, im goldiggrünen Lichte auf und wehen wie Idunas Schleier vor den tannernen Waldtiefen. Riesige Farne, Unkraut und Blattpflanzen, Disteln und Gräser drängen sich mit Urgewalt heran, den Boden mit undurchbringlichem Netzwerk verstrickend und wildphantastische Windbrüche überkletternd. Zur Seite öffnen sich Blicke zu höheren Waldräumen, schmale Lichtungen wechseln mit düsteren Dämmerungen. Nur hin und wieder blickt abgerissen Blau durch das Dunkel, als wären es Fetzen des Himmelszeltes, die zufällig der Wind hereinflattern ließ. Rauschender, brausender wird das Gekrümmer der Weißache — sie kündet die Nähe der Gottheit!

Steinblöcke heben sich aus dem Bette des Waldstromes empor, schäumend brausen seine weißen Wasser darüber hin. Bläulich-graue Felsen recken sich aus den föhrenernsten Gründen aufwärts, an deren Fuß die brausende Weißache in zahlreichen Katarakten zersprüht, und die dunklen anemonenfarbigen Moosbänke mit glitzernden Taubrillanten besäet. Kühner, vielackiger streben Felsgrate aus den Schluchten. Die Waldgründe überhöhend heben sich breitgegliederte

 Eburodunum vor dem Wuotanstal.

Wände empor, erhellt von blinkenden Sonnenlichtern, unterbrochen von losgerissener Schründe und Klüfte veilschwarzfarbigen Dämmer Schatten oder von nachtdunklen Mündungen unheimlicher Höhlen.

Da wölbt sich die Wuotanshöhle und dort oben die frouwagrotte; heute freilich heißt erstere die Becziskala oder Byciskala, letztere die Evagrotte. Hier ward — im Sinne des oben zitierten Gregorianischen Briefes — Wuotan und frouwa durch Adam und Eva ersetzt. Der die Germanen verdrängende Slawe änderte wieder die Namen; er nannte die Adamshöhle Becziskala nach dem gurgelnden (slawisch: eböite) Geräusche ihrer unsichtbaren Wasser. Spätere Forscher nannten sie Byciskala, das heißt Stierfelsenhöhle, nach einer hier gefundenen kleinen Bronze figur, welche einen Stier darstellte, und gründeten darauf einen slawischen Stierkultus.

Schroffe Felswände türmen sich auf. Da öffnet sich ein portalähnlicher Eingang zu Wuotans Felsenpalaste. Dämmer Schatten umwehen uns. Nur mählich dringt unser Blick in die weite domartige Wölbung. Keilartig zerklüftet Gestein schwebt drohsam, wie absturzbereit uns zu Häupten; dazwischen gähnen unten, oben, zu allen Seiten dräuende Höhlenrachen. Das sind Gänge, die zu anderen Hallen führen, unten aber gurgeln die Wasser im beängstigten Stöhnen.

Noch birgt diese Wuotanshöhle wichtige Aufschlüsse aus vorgeschichtlicher Zeit.

Vielen Zwecken hatte sie gedient, sowohl als Kultstätte, wie als Begräbnisort und dann wieder als Schmiede. Aber wir versenken uns in die Mythen und sehen da Wuotans steinernen Sitz und sehen ihn schlafen im waffendröhnenden Saal. Sein Haupt ist niedergesunken und sein greisgrauer Bart durch die Tischplatte gewachsen; schon hat er sich zu sechsmal um des Tisches Fuß gewunden, hat er die siebente Rundung erreicht, dann ist die Zeit gekommen, wo die Schlacht auf der Walserheide geschlagen wird. — — —

Rechts vom Eingang dieser Höhle, einige hundert Schritte oben im Geflüste, öffnet sich ein anderer Raum, der „steinerne Saal“ oder der „Tempel“ genannt, in fast gotischen Formen. Auch die Bezeichnung Tempel ist beachtenswert.

Und noch manch andere Höhlen birgt dies Talgebiet. Doch ziehen wir weiter, weit durch Talgründe und Felsenwirrnisse.

Wieder türmt sich wild Geflüst auf, umrauscht von dunklem Föhrengrün. Durch das „öde Tal“ und das „dürre Tal“ ersteigt man einen Felsberg. Oben öffnet sich ein grauenhafter kraterähnlicher Schlund; das ist die Mazocha. Trotz des slawischen Namens umweht uns hier die Wuotansmythe, denn mit den großartigen Szenen der Natur ist sie so eng verbunden wie mit der Seele des Germanen.

Einst mag Wuotans Heer hier Aus- und Einzug gehalten haben, und heute noch weiß das Volk den Weg zu zeigen, den der Blitz bei jedem Gewitter in die Schlucht hinab nimmt. Aber das ist vergessen, denn der Slawe nennt die Schlucht Mazocha, das heißt Stiefmutter. Einst soll eine Stiefmutter ihr Söhnchen, um es zu beerben, in diese mehr als 500 Schuh tiefe Schlucht geworfen haben. Dasselbe ward aber gerettet, worauf sie aus Reue selbst hinabsprang.

Unzugänglich von allen Seiten gähnt dieser furchtbare Krater nach oben; einst waren die Höhen dieses Bergtales eingestürzt und hatten jenen Schlund zurückgelassen.

Weiter ziehen wir durch dies schauerlich-schöne Felslabyrinth. Wieder schlägt der Forst seinen tanngrünen Mantel um uns, als wolle er uns ein frohgemut „Weidmannsheil“ zurufen, aber fernes Gedröhn und flackernder Feuerschein lenken unsere Sinne vom fröhlichen Weidwerk auf andere Dinge.

Eine Lichtung öffnet sich vor uns und schwarz ist der Boden, angerußt die traurigen Forstriesen. Nackte, berußte Gestalten mit wirrem Haupt- und Barthhaar umstehen dort den tönernen Schmelztiegel, um Eisen zu bereiten. Das sind

 Eburodunum vor dem Wuotanstal.

die Eisenschmelzen und Eisenschmieden, im Lunae silva, von denen schon C. Ptolemäos berichtet und ausdrücklich bezeugt, daß im Lande der Quaden Eisen gewonnen werde. Und das ist in der Nähe von Blanssegge, das der Slawe in Blansko verderbte, wo die mährische Eisenindustrie auf ein vieltausend-jähriges Alter zurückblicken darf.

Das ist zwar über den Rahmen eines mythologischen Landschaftsbildes hinausgegangen und doch wohl eigentlich nicht. „Der Mensch schuf sich seine Götter nach seinem Ebenbilde,“ und dort, wo wir Menschentum beobachteten, dort findet sich auch bald genug der rote Faden, der zur Mythe hinüberlenkt.

Die Eisenschmelzer hier, welche die Grube mit Holzkohlen angefüllt haben und deren Glut mit Blaseröhren unermüdlich ansachen, um das Erz im Schmelztiegel zur Schmelze zu bringen, diese Eisenschmelzer, haben die nicht den Loki, den Feuergott, gefesselt und zwingen ihn jetzt zu Knechtesdienst?

Loki, der arglistige, hinkende Verräter der Götter, der seiner Unheilsratsschläge willen endlich gefangen und gefesselt wurde, ist eben das gebändigte Feuer, das „furchtbar wird, wenn es der Fessel sich entrafft!“ Und darum sind auch die Schmiede, des alten Feuergottes Opferer, noch heute durch den Volksglauben, als der Zauberei kundig, verschrien und spielen in Sage und Mythe jene unheimlichen Rollen. Ein beachtenswerter Zug aller Schmiedsagen ist jedoch der, daß der Teufel (Loki) meist der Geprüllte ist, den der Schmied überlistet. Und das ist ein feiner Zug der Mythe. Der Teufel (Loki) ist ihm dienstbar, das heißt, das gebändigte Feuer ist der Gehilfe des Schmiedes, ohne den er machtlos wäre. Aber immer lauert das Feuer, die Fessel zu brechen, und den Schmied zu verderben, der aber wohl auf seiner Hut und alle böswilligen Anschläge seines hinterlistigen Gehilfen zu vereiteln klug genug ist.

Weiter zogen wir wieder durch das Grün des Forstes. Das ward heller und goldiger, freundlich blickte die Sonne hernieder durch säuselndes Zweigwerk; Eindenblütendüfte wehten schmeichelnd um uns her — um uns? Ich saß allein auf einer Bank eines der vielverschlungenen Parkwege zwischen flüsternden Pappelweiden, blühenden Eindenbäumen und dem zitternden Blättergehänge schlanker, weißrindiger Birken. Im Park, am Gehänge des Spielberges, dessen Inneres so fürchterliche Geheimnisse für immer birgt, säthelte heute so milde der Hauch des Schlehdorns und des Flieders, flimmerte so freundlicher Sonnenschein auf den Büschen, daß ich, darob der Gegenwart vergessend, mich träumend in die Flut verrauschter Jahrtausende versenkt hatte.

Aber etwas verändert sah der Parkweg denn doch aus, seit dem Augenblicke, da ich traumversunken die Gegenwart um mich verschwinden fühlte. Fast bänglich ward mir zu Mute, denn die Sage von der Geisterkirche fiel mir ein, wo der Entrückte erst nach hundert Jahren wiederkehrt.

Als ich mich am Vormittag hier auf die Bank gesetzt, ergingen sich ältliche Herren und nicht minder ältliche Damen sehr würdevoll im freundlichen Parkgrün; jetzt aber — die Sonne stand schon auf der anderen Seite im Begriffe „gute Nacht“ zu sagen — jetzt aber sah ich erfreut nur junge Damen und Herren im heiteren Gespräche lustwandeln, und die Vögel sangen und lockten einander so traulich, daß der lichte Mond, der wie ein Federwölkchen ob dem Spielberg schwebte, daran seine herzlichste Freude zu haben schien.

Und da sah ich Brünns schöne Frauen.

Schlank, groß, feingegliedert sind einige, mit hellem Blondhaar und leuchtend blitzenden Blauaugen; Gestalten, wie sie wohl einst auch Eburodunums Frauen gezeigt haben mochten. Da stieg eine leise Ahnung in mir auf, daß so die goldbelockte Königsmaid Pipara wohl ausgesehen haben mochte, die Cäsar Gallienus auf den Cäsarenthron gehoben, um deren Besitz er ein gut Teil Pannoniens hingegeben. Das

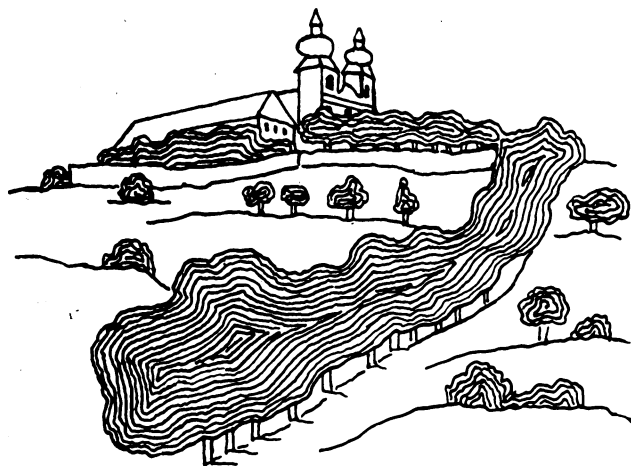


Abb. 20. Siehe Seite. 21—25. Die Wallfahrtskirche Maria-
Tafel in Niederösterreich.

 Eburodunum vor dem Wuotanstal.

war ein harter Schlag für die Eitelkeit der Römerinnen; eine Barbarin als Domina Augusta! Ob Pipara, das goldgelockte quadische Königskind, nicht auch einst hier gewandelt? — —

Wie wir sie da kommen und gehen sehen die schönen Brünnerinnen! Lieblich von Gesicht und im Ausdruck der Augen sind die meisten, schön behaart und von stattlichem Schritt alle. Auch scheinen sie gut von Gemüt zu sein. Andere dagegen sind voll und reich von der Natur ausgestattet, mit dunklem Aug und dunklem Haar. Das sind die Slawinnen und die Töchter Zions. Beider Glutaugen sind gefährlich, zumal mir in eben diesem Augenblicke des edlen Silvio Pellico, dessen Name mit dem des Spielberges so enge verbunden ist, geflügelt Wort beigefallen: „Ich liebe mein Vaterland mit Leidenschaft, aber ich hasse kein anderes Volk!“

Da nun aber solch kosmopolitische Anwandlungen einem mythologischen Landschaftsmaler schlecht anstehen, hüllte ich mich in mein germanisches Bewußtsein und verließ die verführerischen Zauberhaine des Spielberges.

Eine Nachtigall schlug eben ihren vollsten Ton an, die Drosseln flöteten lieblich und die Späzen hüpfen in den Gebüsch herum.





ort, wo die von Wien nach Prag geleitende Kaiserstraße nach Überschreitung der Grenze zwischen Mähren und Böhmen den zur deutschen Sprachinsel Iglau gehörigen freundlichen Ort „Rothenkreuz“ erreicht, steht eine aus Gneis gemeißelte altersgraue Steinsäule, die in ihren schönen uralten Formen, gleich einem Mahner an längst verschollene Zeiten, in unsere Tage als eine scheinbar stumme Hieroglyphe herüberraagt. Sie zeigt weder Bild noch Schrift, wohl aber deutliche Merkmale, daß sie solche einst gar wohl getragen hatte. Zu welcher Zeit aber man diese Steinsäule der Kennzeichen beraubte, das ist schwer zu ergründen, obwohl es anzunehmen ist, daß solche Verstümmelung keine zufällige gewesen sein dürfte. Deshalb aber ist sie doch nicht verstummt, denn sie trägt den uralten, urarischen Namen „ruotkreuz“, der sich in dem Ortsnamen „Rothenkreuz“ bis heute erhalten hat und daher dem Wissenden gegenüber eine sehr beredte Sprache spricht, ganz besonders dann, wenn diese ehrwürdige Mahnerin altarischen Weistums die hochbedeutsamen Ortsnamen wie die geheimnisvollen Baudenkmale ihrer Umgebung und auch nicht zu allerlezt die vielliebe Frau Saga zur Zeugenschaft

* Zuerst veröffentlicht: Deutscher Volkskalender des Bundes der Deutschen Nordmährens, Olmütz 1905.

 Der Einsiedel vom Hohenstein bei Rothenkreuz.

aufruft, um Geschehnisse allerfernster Vorzeit zu erhärten, an deren Möglichkeit zu glauben, fürsichtige Männer der Gegenwart unser deutsches Volk mit allen Mitteln der Sophistik und gelegentlicher Urkundenfälschung zu verhindern bemüht sind.

Und so mag denn allen Deutscheinden zum Troß und Widerpart das, was dies uralte „Ruotkreuz“ dem Wissenden kündet, auf den nachfolgenden Blättern verzeichnet werden als eine Kunde der Vorzeit, als ein bezeugtes Weistum vom treuen Walten der Skaldenschaft Wuotans auf unserem uralten arisch-germanischen Ruot-Art-Land.

Einer der furchtbarsten Zeitabschnitte in der Geschichte der deutschen Sprachinsel Iglau war seinem Abschlusse nahe. In der Schlacht bei Lipau und Böhmisches-Brod, am 30. Mai 1434, wurden die Hussiten durch Meinhart von Neuhaus bis zur Vernichtung geschlagen; der größte Teil des Heeres bedeckte das Walsfeld und da auch die beiden Heerführer der Hussiten, die Prokope, gefallen waren, zerteilten sich die Hussiten und zerstoben, obwohl sich ein Rest derselben noch bis zum Jahre 1453 auf dem Berge Tabor hielt und von dort herab das Land bedräute. Ihre Macht aber war gebrochen und allmählich kam wieder Ruhe über das schwergeprüfte Deutschtum im Lande. Die deutsche Stadt Iglau mit ihrer einundachtzig deutschsprechende Gemeinden umfassenden, deutschen Sprachinsel ging ungebrochen aus diesem gegen das Deutschtum wütenden Rassenkrieg hervor und darum ist auch der 5. Juli 1436 ein freudentag allen Bewohnern dieser Sprachinsel gewesen, an welchem der Landtag, in Iglau tagend, den Hussitenkrieg für beendet erklärte.

Eine Schar wohlbewaffneter Männer war in freudigster Stimmung von Iglau her die Straße gezogen und hatte bei jedem feldwege, der nach den einzelnen Dörfern oder Höfen führte, einen Teil ihrer fahrtgenossen abgegeben, ebenso in Pfauendorf, und war nun beim Ruotkreuz angelangt, wo wieder eine Schar sich trennte, um den feldweg nach Schrittenz einzuschlagen, während die anderen die Straße

Der Einsiedel vom Hohenstein bei Rothenkreuz.

nach Stecken zu verfolgten. Nur zwei Mannen blieben, nachdem sie sich von den übrigen Wandergenossen verabschiedet hatten, bei dem Ruotkreuze stehen.

Diese beiden, grundverschieden in ihrer Kleidung, glichen sich sonst wie Brüder; beide waren hünenhafte Riefengestalten, blauäugig mit wallendem blonden Haupthaar und ebensolchen Breitbärten. Während aber der eine die Tracht des reichen, freien Hofbauers trug, den breiten Hut und die Lederkniehose mit dem roten Zwickel, schien der andere ein Mönch zu sein, denn er trug eine Kapuzinerkutte, ohne die sonst üblichen Abzeichen eines solchen Mönches, denn weder hing ihm der Rosenkranz vom Gürtel, noch war dieser Gürtel ein Strick, vielmehr ein gediegener Gurt aus braunem Leder, an dem neben einer solchen Tasche ein kurzes Breitshwert — eine sogenannte Ochsenzunge — gar drohsam sich bemerkbar machte, daß wohl jedem es klar werden mußte, wie jener „seltzame Münnich“ sicherlich dem nicht freiwillig die rechte Backe hinhalten möchte, der ihm auf die linke einen Streich versetzen würde. —

Die Umgebung des Ruotkreuzes und dieses selbst boten damals ein gewaltig anderes Bild als heute. Dichter Wald stand beiderseits der schmalen, ungepflegten Straße, nur nächst dem Ruotkreuze dehnte sich ein beträchtliches Hofgereut, in welchem fleißig bebaute Felder einen geräumigen Hof, den Ruotkreuzhof, umschlossen, während an dessen Grenzen einige kleine Häuschen fast in den Wald hineingebaut erschienen für die zum Hofgereut gehörenden Häusler. Den weiten Hof umfriedete eine gediegene Mauer, aus Bruchsteinen aufgeführt, in welcher von acht Ziegeln ein ganz eigenartiges Bildzeichen eingemauert sich zeigte. Fünf Ziegel



standen in Abständen von Ziegelstärke nebeneinander, welche

Der Einsiedel vom Hohenstein bei Rothenkreuz.

auf zwei wagrecht gelegten Ziegeln aufgekantet waren, während der achte Ziegel unten wieder senkrecht stand und die oberen sieben zu tragen schien,* Dieses Ziegelsinnbild wurde der „Donnerbesen“ genannt und besagte, daß der Besitzer des Hofes ein „Stuhlherr“ der „heiligen Feme“ sei, deren Malzeichen eben das „Ruotkreuz“ war, welches darum wohl auch als „Ruotlands-Säule“ angesprochen wurde.**

* Siehe G.L.B. Nr. 5, „Bilderschrift der Ario-Germanen“, Seite 267 und 334; fig. 798.

** Als der Sachsenherzog Wittekind im dreiunddreißigjährigen Kampfe um deutsches Glaubenstum und deutsches Recht dem frankenkönige Karl unterlag, zogen sich die Anhänger des Wuotanismus, darunter in erster Linie die Armanen als die Wuotanspriester, zurück, nahmen das nunmehr geächtete deutsche Glaubens- und Rechtstum in die „heimliche Aht“ der zur Faust geschlossenen „fem“ (fünf) Finger der Schwerthand, welche geheime Verbindung daher die „heilige fema“ genannt wurde. Ihr heiligstes Zeichen war der „Guerel“ (Quirl), auch „Ruotkreuz“ oder „Radkreuz“ genannt, das kein christliches Kreuzeszeichen, sondern ein wuotanistisches Heilszeichen war. Dieses Ruotkreuz war ein gleichschenkeliges Kreuz, dessen Arme mit felgenartigen gebogenen Haken innerhalb eines Kreises sich darstellte, es bezeichnete sinnbildlich das uralte Werkzeug



zur Feuererzeugung, den Quirl. Es war das Sinnbild für Religion und Recht und darum auch im Bauernkriege das Fahnenbild der aufständischen Bauern. Um sich vor Verfolgung zu schützen, hatte man Geheimzeichen, und gab den Worten anderen Sinn und sprach so, daß es nur der verstand, der es verstehen sollte und durfte. Ein solches Zeichen war der „Donnerbesen“, das in der Geheimsprache: „thun ar besen“ („thun recht die Bösen“), nämlich „die Bösen richten“ bedeutete. Es bestand aus zwei Zeichen, und zwar aus den oberen fünf (fem) Ziegeln (Tegel), und bedeutete als „fem tegel“ = „fem-Geheimnis“. Das untere Zeichen aus den drei Ziegeln versinnbildete einen „Hammer“ und bedeutete in der geheimen Sinndeute: „ham ar“, nämlich das

Der Einsiedel vom Hohenstein bei Rothentkrenz.

Dieses stand darum auch an der Grenze des Hofgereutes Wittels, der als „Eigenmann“ auf dem „Ruotkrenzhoſe“ erbberichtigt ſaß und daher auch der „Erbdingherr“ der Malſtatt auf dem Hohenstein war, der tief im Bannforſte verborgen lag, deren fem- und fraiſſzeichen eben das „Ruotkrenz“ bedeutete.

So ſtanden die beiden, im trauten Geſpräche über die Ereigniſſe des heutigen Tages begriffen, beiſammen und merkten es kaum, wie die Schatten ſich mählich längerten und der Sonnenglanz ſich rötend den baldigen Einbruch der Dunkelheit verkündete.

„Heimatsrecht“ oder „Landrecht“, das wieder „Ruotland“ oder „Roland“ mit heimlicher Sinndeute genannt wurde. Darum wurden die altdeutſchen „Irminsſäulen“ oder „Irminsäulen“ ſpäter zu Ruotkreuzen oder Ruotkreuzſäulen auch zu Rolandsäulen, welche Malſtätten des heimlich gehegten und geſſegten Landrechtes waren, und gar nichts mit dem ſagenhaften Paladin Roland des Frankenkönigs Karl gemein haben. Sie waren die Zeichen der Auflehnung gegen das zwangsweiſe eingeführte römische Recht und wurden darum auch wütend verfolgt. Wenn eine Stadt oder Gemeinde ihre Unabhängigkeit verlor, war es daher das erſte, die Rolandsäule zu ſtürzen, und den Beſiegten die eigene Gerichtsbarkeit abzupprechen. Die Ruotkreuzſäulen wurden — da ſie eben Rolandsäulen waren — ebenfalls geſtürzt oder zum mindeſten der Kennzeichen beraubt. Das am Deutſchum und ſeinem Rechte jedoch zähe hängende Landvolk aber wußte ſich zu helfen. Es errichtete an Stelle der geſtürzten alten Ruotkreuze nunmehr hölzerne Kreuze in chriſtlicher Geſtalt, ſogar Kruzifixe, und ſtrich dieſelben mit „roter farbe“ an, um die Wiſſenden durch dieſe farbenſinndeute an das alte „Ruotkrenz“ zu erinnern. Die „rote farbe“ war ja, eben inſolge jener farbenſinndeute (farbensymbolik), da „Ruot“ (rot) das „Recht“ bedeutete, ſchon längſt zur farbe des Rechtes geworden; man denke nur an den roten Mantel des „Scharfrichters“. So hatte auch die „Ruotkreuzſäule“ zu „Rotenkrenz“ genau auf dieſe Weiſe gewaltſam ihre alten Kennzeichen verloren, welche eben in jenem „Ruotkreuze“ und möglicherweise in noch anderen fem- oder fraiſſzeichen beſtanden. In den viereckigen Blenden über dem Kapitäl der Säule von Rotenkrenz, welche, wie geſagt, keine Schrift und kein Bild zeigen, ſieht man noch deutlich erkennbar die Klammerlöcher erhalten, in welchen einſt jene Bildzeichen eingelaffen waren.



Abb. 21. Siehe Seite 101. Kirche von Sievering.

Der Einsiedel vom Hohenstein bei Rothenkreuz.

„Sollst heute doch nimmer zum Haingarten* am Hohenstein heimgehen, Kalawiß, es wird bald Nacht sein; sollst bei mir nächtigen.“ So sagte der Ruothofbauer Witteß, indem er nach der sinkenden Sonne wies und nach seinem Hof hinüberblickte, von welchem her eben eine Frauengestalt auf die beiden Männern zugeschritten kam. Darum fügte er hinzu: „Da ist sie schon, meine Marget, die verbietet dir wohl das Heimgehen.“

Da lachte der Einsiedel hell auf und meinte: „Ist was Großes denn deine Wirtin Marget und deren Gebot!“

„Sollst sie besser kennen, die Weibsenmacht, Kalawiß,“ sagte lachend der Ruothofbauer, „weist es doch, wie der Bergesalte selber sich duckt, wenn Frau Holle den Frauenschuh hebt.“

„Bin aber doch Hagestalde!“** gab der Einsiedel zurück und lachte wieder; aber da war auch schon die Ruothofbäuerin Marget zu den beiden herangetreten, hatte ihren Mann herzlich umschlungen und geküßt, dann dem Einsiedel treuherzig die Hand hingehalten und dessen einschlagende Rechte kräftig schüttelnd, zu diesem gesprochen: „Froh Willkommen, Einsiedel! — Kommt ein zur Metbank und gebt uns Kunde von dem Landgeding*** zu Jglau.“

Doch der Einsiedel wehrte ab und meinte, daß er heim müsse nach dem Haingarten auf dem Hohenstein. Aber die Ruothofbäuerin wollte das nicht gelten lassen. Darum nahm sie den Einsiedel an der Rechten und zog ihm flink das kurze Breitschwert aus der Scheide, das sie rasch in ihren Kleidern verbarg, dazu lachend sprechend: „Das ist Weibsenrecht, ich habe Euch gepfändet; nun kommt ein und löset

* „Heiliger Hain,“ der den „Halgadom (Heiligtum, Tempelstätte) Wuotans“ umgab, und heute noch, nächst Rothenkreuz, diese wohlerhaltene uralte Heilstätte umgibt.

** Hagestolz.

*** Landtag.

Eist, Deutsch-Mythologische Landschaftsbilder.

 Der Einsiedel vom Hohenstein bei Rothenkreuz.

Euer Fechteisen mit etun jah drungkun,* mit guter Kunde und alten Mären. Kommt ein!" Und damit zog sie den lachend sich Sträubenden lachend hinein in den Hof, gefolgt von dem nicht minder fröhlich lachenden Hofbauer.

Drinnen in der Stube, an deren Wänden hin die Bänke und Truhen standen und der große viereckige Tisch, waren schon die Kinder, die Knechte und Maiden des Ruothkreuzhofes versammelt, des heimkehrenden Hofbauers harrend, um das Abendmahl einzunehmen. Die Ruothhofbäuerin führte ihren Gast zum Ehrenplatze neben dem Lehnstuhl Wittes, worauf sie das gepfändete Breitschwert des Einsiedels über ihrem Sitze in die Wandtäfelung stieß und dazu sagte: „Bei sinkender Sonnen nahm ich Euch, Einsiedel, gefangen; bei steigender Sonnen gebe ich Euch mit Euerem Fechteisen die Freiheit zurück; jetzt laßt es Euch wohlsein als unser lieber Gast.“ Damit reichte sie ihm einen Kraußen** voll Met zum Willkumm und tat ihm zu Ehren daraus den ersten Trunk zum Bescheid mit den Worten: „Wohl bekommm's, trinkt Heil!"

Der Einsiedel hub den Kraußen zum Munde und tat daraus einen verständnisvollen Tieftrunk, nachdem er zu Marget gesprochen hatte, daß er diesen Trunk ihr als seiner Gefangenvogtin weihen wolle. Nun brach Witte vom Brotlaibe ein kräftig Mannsteil ab, das auch er seinem Gaste bot, der auch davon unter gegenseitigen Bewillkommungs- und Segenswünschen genoß, worauf sich erst alle zu Tische setzten und den aufgetragenen Speisen eifrigst zusprachen.

Nachdem das Mahl beendet war und die Kraußen — dem Gaste zu Ehren — nochmals gefüllt worden waren, da hub dieser vom Iglauer Landgeding zu erzählen an und bald waren alle voll freuden darüber, daß nunmehr der

* Essen und Trinken.

** Ein großer Krug mit vier bis sechs Mundstücken zum Trinken; davon hatte der Rand das Aussehen einer „Krause“; daher der Name.

Der Einsiedel vom Hohenstein bei Rothenkreuz.

Hussitenkrieg beendet und wieder Friede im Lande sei. Und als auch das Hin- und Hergerede darüber sein Ende erreicht hatte, da mahnte Frau Marget den Einsiedel, wie er so schöne Märlein zu sagen wisse, und bat ihn, nun auch ein solches zu erzählen, ehe ihre Eheholden* nach ihren Schlafstellen gingen, auf daß diese sich noch daran vor der Nachtruhe zu erbauen vermöchten. Sie selber und ihr lieber Ehewirt wollten dann gerne noch eins mit ihrem lieben Gaste rundtrinken und wohl auch noch mehr, falls es ihm beliebe.

Der Einsiedel war dazu gerne erbötig und nachdem er einen guten Schluß getan, hub er an, dies Märlein zu erzählen:

„Das war vor langer Zeit. Da lebte in einem schönen Lande eine reiche, weise Frau, die war so reich wie eine Königin, hatte viele Kühe und sonstiges Vieh und so viel Flach und Hanf, daß sie nicht vermochte, all das aufzuspinnen und zu verweben, auch faßte ihr Vorratsgaden kaum mehr all ihre Reichtümer. Da einmal ging sie hinaus in den Wald, um sich süße Beeren zu holen, und als sie deren genug gegessen und auch ihren Korb voll gefüllt hatte, da ward sie müde und legte sich unter einen Strauch von Heckenrosen nieder, um auszuruhen und ein wenig zu schlafen. Als sie erwachte, schien es ihr, als wäre der Rosenstrauch um sie her größer geworden, und dichter um sie verwachsen, denn sie mußte sich aus seinen Zweigen lösen, die sich um sie wie Bände geschlungen hatten, doch vermeinte sie kaum länger denn ein Stündlein geschlummert zu haben. Aber die Sonne stand schon tief und darum beeilte sie sich heimzukommen. Als sie aber heimgekommen, da war sie nicht wenig erstaunt, ihren Hof ganz verändert zu finden, fremde Leute schalteten in demselben, all der Reichtum war verschwunden und dürre Armut guckte aus allen Winkeln und Ecken ihr entgegen. Nachdem sie sich von ihrem ersten Schrecken erholt hatte, und die Leute, die auf ihrem Hofe hantierten, um Erklärung

* Knechte und Maiden.

 Der Einsiedel vom Hohenstein bei Rothenkreuz.

des Unbegreiflichen fragte, gaben ihr diese in einer fremden Sprache hohnlachend eine Antwort, die sie nicht verstand, und warfen sie zu guter Letzt zum Hofstor hinaus. So war aus der reichen Frau eine Bettlerin geworden, die schließlich irgendwo vor Hunger und Elend verstarb."

Der Einsiedel hatte sein Märlein beendet, doch es blieb still in der Stube, denn alle hatten eine schöne lustige Märe erwartet und hatten nur eine trübselige Geschichte erfahren, die sie nicht zu deuten verstanden. Das merkte denn auch Frau Marget, und darum fragte sie den Einsiedel:

„Wohl versteht Ihr es, trauter Gast, Schönes zu sagen, und auch das, was Ihr da erzähltet, ist sicher lehrreich, aber sagt uns auch die Lehre, die daraus erhellen soll, um es zu nützen.“

Der Einsiedel aber lächelte gar trübe vor sich hin, dann aber sprach er: „Wissen wollt Ihr also, wer die reiche Frau war? Merket Ihr's denn nicht, daß Ihr selber die Frau seid, Ihr alle, unser Volk! — Meint Ihr, Ihr dürft jetzt ruhig schlafen wegen des Iglauer Landgedings? Wisset Ihr es denn noch immer nicht, oder habt Ihr es schon verschlafen, daß das ganze Land ehemals Euch gehörte, und daß der Slawe Euch daraus verdrängte bis auf diesen Waldbezirk und einige andere ähnliche Waldgebiete? Und meint Ihr, daß er Euch diese Berge gönnt und nicht darauf lauert, Euch auch aus diesen zu verjagen? Darum nützet den Sieg des wackeren Meinharts von Neuhaus, seid auf Euerer Hut und schlafet nicht! Noch lebt unser alter Gott, der weder Namen, Mund noch Ohren hat, der uns aber führt als der Mächtigste der Walter, wenn wir uns führen lassen, darum wachet und gebraucht Euere Schwerter!“

Das leuchtete allen ein, und beifällig schlugen die Männer mit ihren Fäusten auf die Tischplatte und stampften mit den Beinen den Boden. Der Ruothofbauer Witteß aber war aufgesprungen, hatte dem Einsiedel die Rechte geboten und

 Der Einsiedel vom Hohenstein bei Rothenkreuz.

dazu gesagt: „Gottes reichsten Lohn, Kalawiß, für dies Wort. Reinier door Feuer!“*

„Mit Strick und Stein, mit Gras und Grein!“** sagte mit Nachdruck der Einsiedel und schlug in die dargebotene Rechte des Ruothofbauers ein, diese auf besondere Art drückend.

Frau Marget aber war aufgestanden, hatte das gepfändete Breitschwert aus dem Gefäße gezogen, um selbes dem Einsiedel vor der bedungenen Zeit der steigenden Sonne zurückzugeben; das sollte ihren Beifall redend bekunden. Sie betrachtete mit neugierigem Auge die Waffe, und da erschaute sie auf der einen Klingenseite das Zeichen des Ruotkreuzes und die Runenzeichen: „S. S. G. G.“ eingegraben, auf der anderen aber ein gleichschenkeliges Kreuz in einem Kreisbogen und auf dem Kreuze das Zeichen: „V“***. Der Einsiedel merkte ihr Tun und gab lächelnd dem Ruothofbauer einen verstohlenen Wink, den dieser ebenso beantwortete. Frau Marget aber gab mit heiliger Scheu das Schwert dem Einsiedel zurück, indem sie dankend sagte: „Ihr wißt doch immer das Rechte zu sagen und zu deuten, aber unklar sind mir die Zeichen auf Euerem Schwert.“

* „Reinigen durch Feuer“; ein Lösungs- und Mahnruf der heiligen feme, welcher bildlich besagte: „roden“; d. h.: „Recht“.

** „Strick“ aus Weidengeflecht = Weide = Wyd = Geseß. — „Stein“ = Ziegel = Tegel = Schweigen = Geheimnis. — „Gras“ = Geraße des Gewitters, Donner = tun ar = recht tun / ar = Recht). — „Grein“ = greyen = erhalten. Der Sinn dieses femrufes also besagt: „Das Geseß durch Schweigen und recht tun lebendig erhalten“. Auf dem femschwerten war dieser Spruch angedeutet durch die Buchstaben: „S. S. G. G.“ oder in Runen:

N N 4 4

Näheres über die feme in: G.-L.-B. Nr. 3, „Die Rita der Urio-Germanen“.

*** Die Zeichen des femschwertes: „Ruotkreuz, Strick, Stein, Gras und Grein“; das V auf dem Kreuze = femrecht (V = fem, Kreuz — Rod = Recht).

 Der Einsiedel vom Hohenstein bei Rothenkreuz.

„Unflar?“ meinte der Einsiedel, und wollte die Waffe nehmen, doch noch hielt sie Marget, indem sie sagte: „Ich wollte Euch schon aus meiner Vogtei entlassen, aber noch müßt Ihr mir die Zeichen deuten!“

„Die Zeichen?“ sagte lächelnd der Einsiedel, „die t u e s s e t u g e g e — ?* zwei S und zwei G? Die nehmen Euch, Frau Marget Wunder? Das sind meine lieben Schutzpatrone droben im Himmel, die heiligen Siegfried und Siegbert, Gerhold und Gerbert nebst dem heiligen Zeichen der Gottheit.“

Frau Marget lächelte verblüfft und blickte wie in stummer Frage nach ihrem lächelnden Manne hinüber, dann tat sie so, als gäbe sie sich mit der Erklärung zufrieden und handigte dem Einsiedel die Waffe ein mit den Worten: „Da nehmet Euer Pfand zurück, Einsiedel, Ihr habt es redlich gelöst, aber nun ist mir auch klar geworden, daß Ihr kein römischer Meßpaff seid! Ihr seid ein anderer als Ihr zu sein scheint, und als solch anderer seid Ihr mir noch viel mehr willkommener denn vorher.“

Draußen war es nun schon vollkommen Nacht geworden; die Kienspähne erleuchteten die Stube mit mattem Lichte, und für die Eheholden war es Zeit geworden, ihre Schlafstellen aufzusuchen. Frau Marget richtete neue Spähne vor, um die bald ausgebrannten erneuern zu können, füllte die Kraußen mit frischem Met, während die Eheholden mit einem „geruhlsame Nacht“ die Stube verließen, worauf auch Mutter Marget ihre Kinder zu Bette brachte, während der Ruothofbauer mit seinem Gaste allein in der Stube blieben, Frau Margets Rückkunft erwartend.

„Reinier door feuer!“ rief, nachdem sie alleine waren, der Hauswirt, und stieß mit seinem Kraußen an den des Gastes an, der bedeutsam lächelnd mit einem „T u e s s e

* Ein anderes femwort: tueffe tugege (2 S, 2 G) = „gegenwärtig im Verborgenen“.



Abb. 22. Siehe Seite 68—75. St. Michaelskirche von
Heiligenstadt.

 Der Einsiedel vom Hohenstein bei Rothenkreuz.

t u g e g e l!" seinen Netkrug hob, um mit Witteß zu gemeinsamem Tieftrunk anzustoßen.

Noch aber hatten sie kaum die Krüge zum Munde gehoben, als der Hofhund Laut gab, und dann mit wütendem Gebell an das Hofstor rannte, von wo her ebenso Hundegebell schallte, und zwar von außen, worauf drei wuchtige Schläge am Hofstore erdröhnten zum Zeichen, daß draußen Einer Einlaß heischte. Bald standen Witteßs Knechte wohlbewaffnet im Hof, des Ruothofbauers und seiner Weisungen harrend.

Rasch setzten beide die Kräusen vom Munde ab, um in den Hof zu sehen, was es gäbe. Kalawiß aber meinte: „Dinggreve,* das war wohlgetan von deiner trauten Marget, daß sie mir meinen Dag** freigegeben, es scheint, er wird uns nützen.“ „Kann wohl sein,“ meinte Witteß, und eilte mit seinem Gaste hinaus zum Tor.

„Wer geht Einlaß?“ rief der Ruotkreuzbauer und schwang sich mit einem Feuerbrand neben dem Tor auf die Mauer, dort wo draußen der „Donnerbesen“ vermauert war, und leuchtete hinaus, um auszuspähen.

Draußen aber stand ein Weib, das hatte an einem Strick neben sich einen heulenden Hund geführt, und hielt mit der Rechten drei Strohhalme empor, indem sie wehklagend rief: „Nordio! Nordio! Ich gehre Recht, Ruotkreuzbauer, hilf mir mein Recht suchen.“

„Wer bist du?“ fragte Witteß.

„Den Kunzens Wittib,“ schluchzte das Weib, „sie haben mir meinen Mann erschlagen; hilf mir zum Recht, Ruotkreuzhofer, laß mich ein.“

„Bist also die Leitenhoferin, die Walburg? — Komm ein, und sage, wies geschah. Tut das Tor auf!“ rief er den Knechten zu, indem er sich von der Mauer schwang, um seinen

* Vorsitzender Richter des Dinges der Geme.

** Femischwert; davon das Wort: Degen.

Der Einsiedel vom Hohenstein bei Rothentkrenz.

Hofhund zu beruhigen, der folgsam verstummte, doch knurrend seinen Herrn umschlich.

Knarrend ging das Tor auf, die Leitenhoferin, den Hund am Stricke führend, trat ein und ward von Wittek in die Stube geleitet, während das Tor geschlossen und wohl verriegelt ward. Kalawiß folgte den beiden. Die Knechte gingen wieder zur Ruhe.

Frau Walburg berichtete nun dem Ruotkreuzhofer, daß, nachdem es finster geworden und sie und ihr Mann ihre Schlafstelle aufgesucht hatten, plötzlich der Hund angeschlagen habe, worauf Kunz hinausgeeilt sei, um nachzusehen. Da hätten einige Männer schon die einzige Kuh und das Roß ihres Mannes weggetrieben, und einer derselben hätte im Kaufhandel den Leitenhofer Kunz erschlagen. In ihrer Verzweiflung habe nun sie sich mit einem Beil auf den Räuber gestürzt und diesen mit einem einzigen Hieb zu Boden gestreckt, und so gut habe sie ihn getroffen, daß er lautlos zusammenbrach und sich nicht mehr gerührt hatte. Da sie mit ihrem Manne Kunz allein den Hof bewohnte ohne Eheholden, so habe sie als Zeugen und Weistum der Wahrheit den Hofhund und drei Halme aus dem Strohdach des Hofes genommen, um damit Recht und Hilfe zu suchen.

„Das war wohlgetan von Euch, Leitenhoferin,“ sagte Wittek, „der Hofewart, der einem Manne seines Hofes hütet Tag und Nacht, der getreue Hund, leistet Zeugenschaft wie die Katze, die am Herd gefessen, wie der Hahn, der bei den Hennen wachet, und auch die drei Dachhalme bieten Bürgschaft; die Gans mit ausgestrecktem Hals, der Kranich mit dem Stein in der Kralle, sind zwar auch Sinndeuter der Wache, aber sie haben nicht Zeugenkraft wie Hund und Katz und Hahn. Doch sagt, Frau Walburg, wie kommts, daß Ihr Beide ohne Eheholden gehauft?“

 Der Einsiedel vom Hohenstein bei Rothenkreuz.

„Wie das kommt, fragt Ihr?“ antwortete Walburg unter Schluchzen. „Wurde nicht unser Hof im letzten Jahre zweimal ausgebrannt und ausgeraubt, wurden uns nicht alle unsere Knechte und Mäiden erschlagen oder davongeschleppt, so daß wir nichts als unser schlechtes Leben retten konnten? Kuh und Roß gab uns mein Vater drüben am Simetshof,* um uns etwas auszuhelfen, aber woher Knecht und Maid nehmen, für die es uns an Nahrung mangelt? Und jetzt ist alles verloren!“

„Und wer waren die Friedensbrecher, sagt uns das?“ fragte Kalawiß drängend.

„Wer anders denn als Taboriten,“ jammerte die Leitenhoferin, und fügte hinzu: „Kennt man denn dies elende Volk, schaut einer nicht aus wie der andere, diese Überall und Nirgends?“

Da war erregt Kalawiß aufgesprungen und hatte mit der Faust in den Tisch geschlagen und gerufen: „Dinggrede, nun ist's an der Zeit, lasse die Kraianfyr flammen, entbeut alle Männer und fahre mit dem Donnerbesen drein in diese Bande, und wer Euch lebend in die Hände fällt, den hängt bei den Beinen auf den nächsten dürrn Baum, denn ein Galgen täte diesen Mordbrennern zu große Ehre an!“

„Gemach, gemach!“ rief ruhig, doch bestimmt, der Ruotkreuzhofer und blickte fest dem Kalawiß ins funkelnde Auge, dann fuhr er fort, die geheimnisvoll klingenden, nur dem Eingeweihten verständlichen Worte sprechend: „Ro hand Hofut ege Sola!“** Das sollte eine Warnung sein, gleich aber einer Drohung.

* Heute: Simmersdorf.

** „Ruhendes Haupt auf ediger Säule“. Eine doppeldeutige formel. Aufgelöst: „Ro“ = Recht. — „Hand hofut“ = handhabet. — „Ege“ = Schwert. — „Sola“ = Sonnenrecht = Gericht; d. h.: „Das Recht handhabet das Schwert des Gerichtes“. Die Kunst, diese Wortformeln zu enträtseln, wurde „Kala“ genannt, darum hieß der Einsiedel als „Wissender der Kala“: „Kala-wiß“.

 Der Einsiedel vom Hohenstein bei Rothenkreuz.

„Verstehe gar wohl, Dinggreve, was Ihr meint; das ruhende Haupt auf der edigen Säule könnte das meine bedeuten, wenn es auf den edigen Richtblock gelegt würde? — So wars doch gemeint? Aber ich verwette mein Haupt, und lasse die Kraianfyrn flammen! Meint Ihr, die vom Iglauer Landgeding, oder der König ohne Land, oder wohl gar der deutsche Kaiser würden Euch helfen? Wie stands um den Hussitenkreuzzug? — He?!”

Doch unbeweglich, unerregbar blieb der Dinggreve und sagte nur in scheinbar gleichgültiger Weise, fast lächelnd: „Dein Eiser, Kalawiß, ist gut, den lobe ich mir, aber trinke eins, um Dein Feuer zu fühlen, dann höre und rate, dann erwäge und dann, dann erst handle!“

Da hatte Kalawiß erst verduzt den Ruotkreuzhofer ins Blauaug geschaut, dann bei sich stille gelächelt, den Kraußen ergriffen, um, wie ihm geheißsen, einen Sammlungstrunk zu tun und hatte dann dem Witter die Hand gereicht und dessen eingeschlagene kräftig schüttelnd gesprochen: „Der Klügere bist immer doch du, Witter; laß hören, wie und was du wohl meinst.“

Da war Frau Marget gekommen und hatte sich von der Leitenhoferin den Überfall erzählen lassen und alles aufgeboden, die Weinende zu trösten, ihr die willige Hilfe ihres Mannes zu versprechen, und ihr auch Gastung für diese Nacht und wenn es not täte, auch für längere Zeit, wenigstens bis zum Geding* anzutragen. Da es auch schon spät geworden war, verschoben die Männer ihre Beratung für den kommenden Tag, und so wurden denn die Gäste gebettet, die Lichter gelöscht, und bald herrschte wieder gewohnte Ruhe im Ruotkreuzhofe.

Einige Tage waren ins Land gegangen, da schritt die Straße gegen den Ruotkreuzhof wieder der Einsiedel vom

* Den Gerichtstag, den dieser Friedensbruch erforderte, und der sofort „bedingt“, d. i. einberufen werden mußte.

Der Einsiedel vom Hohenstein bei Rothenkreuz.

Hohenstein, diesmal aber von der anderen Seite herkommend. Er schien es sehr eilig zu haben, denn er lief einen guten Trab und war arg verstaubt; auch mochte es ihm etwas warm geworden sein, denn dicke Schweifstropfen standen ihm auf der Stirne und verrieselten in seinen mächtigen Breitbart.

Da begegnete ihm eine Reiterschar, die wohl über Jglau kommend die Straße gegen Prag zog. Vorsichtig barg er sein Breitschwert im Gefalte seiner Kutte, zog die Kapuze tiefer über die Augen und schritt, eine demütige, gebückte Haltung annehmend, bescheiden tuend, langsam am Saume der Straße dahin. Als der vorderste der Reiter bei ihm angelangt war, bot er diesem den frommen Gruß: „Gelobt sei Gott in der Höhe!“ „In Ewigkeit, Amen,“ gab der Reiter zurück, dann fragte er: „Sag frommer Bruder, wie weit ist's wohl bis zur Stadt Brod*, denen vom Deutschen Ritterorden gehö-“

„Das kann Euch Bestrengen der arme Klausner nicht sagen; was weiß der, was das ist, was Ihr da fragt; er kennt nur seinen Wald, und da nur die Pilze, die Beeren und die Kräuter.“ Das gab Kalawiß unter blödem Gefacker zur Antwort, und blieb auch bei der Art der Beantwortung aller anderen Fragen, die der Reiter an ihn stellte, bis dieser halb ärgerlich, halb belustigt dem Einsiedel ein großes Silberstück reichte, das jener scheinbar neugierig betrachtete, dann aber zurückgab mit der Bemerkung, daß er es nicht brauchen könne, da es doch nicht zum essen wäre. Darüber hatten der Reiter und dessen Genossen recht herzlich gelacht, und schon vermeinte Kalawiß weiter wandern zu können, als der Reiter noch etwas zu fragen hatte.

„Sage mir, Waldbruder: Warum grüßtest du mich vorhin mit den Worten: Gelobt sei Gott in der Höhe! und nicht, wie es Brauch ist, mit: Gelobt sei Jesus Christus?“ so fragte der Reiter. Doch der Einsiedel gab — wie es dem

* Heute: Deutsch-Brod.

 Der Einsiedel vom Hohenstein bei Rothentkruz.

Frager schien — die einfältige Antwort: „Der arme Klausner denkt so wie ein ehrlicher Bauer: Solange der alte Gott noch lebt, wird er doch nicht die Herrschaft seinem Sohne übergeben; ein kluger Bauer tut das nicht, und unser Herrgott im Himmel wird doch nicht weniger klug als ein Bauer sein, gestrenger Herr?!“

Da hatte der Reiter laut auflachend etwas in den Bart gemurmelt, seinem Roß die Sporen eingesetzt und war davon geritten und mit ihm seine Gefolgsmanen. Der Einsiedel hatte ihm aber schlaulächelnd nachgeblickt, ihnen mit der Hand ein Schnippchen geschlagen und bei sich selber gedacht, wie gut doch so eine erdbraune Kutte wäre, schier besser noch als die sagenberühmte Tarnhaut weiland Siegfried des Gehörnten.

Bald darauf saß Kalawiß hinter einem wohlgefüllten Kraußen in Wittefs Stube, mit diesem in ernstes Gespräch vertieft.

„Du meinst also, Kalawiß, das wäre der Tertzky von Cipa gewesen, den du mit seinen Reitern gesehen und gesprochen?“ sagte Wittef nachdenklich und noch immer zweifelnd.

„Das mein' ich nicht nur, das weiß ich! Hörte ich doch genug, um zu wissen, woran ich bin. Der Tertzky hat von den Deutschherren die Stadt Brod* erworben, die er jetzt tschechisch machen wird. Darum brennen dort herum unsere Höfe und werden ausgeraubt, um den Platz für die Unkenbrut zu schaffen. Darum ist der Karhofer nicht mehr sicher, weil ers mit den Unholden hält, und vermeint von Tertzky Schutz zu gewinnen. Darum gibt er dem slawischen Raubgesindel Unterschlupf, und darum konnten wir deren keinen dingfest machen. Der Karhofer muß versempt werden, denn er ist ein Ungetreuer! Jetzt weißt du's auch, warum der Leitenhof in den Grund brennen mußte, daß ihn der Karhofer vom Tertzky

* Heute: Deutsch-Brod.

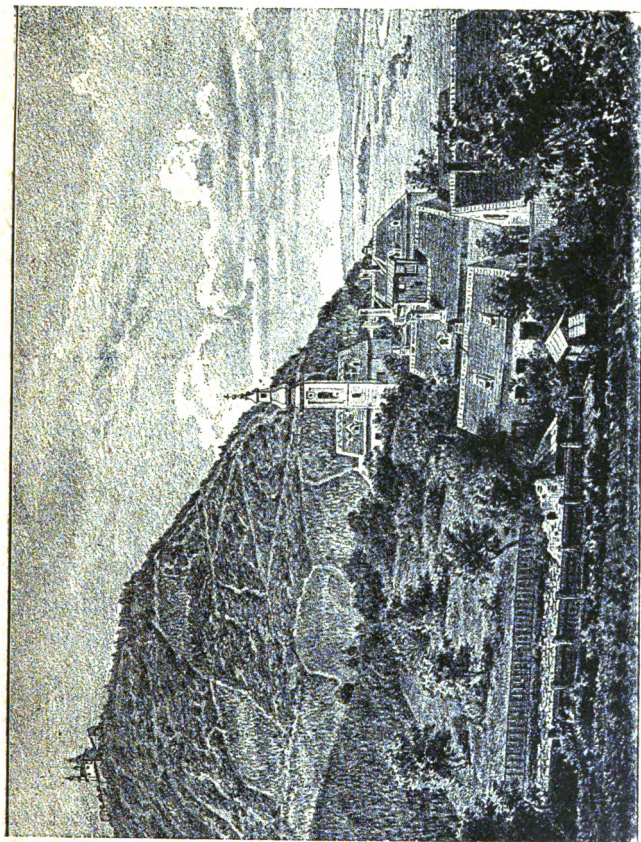


Abb 23. Siehe Seite 101. Der Leopoldsberg mit dem Kahlenbergdorf. (Zeichnung
von Gustav Zafaref.)

Der Einsiedel vom Hohenstein bei Rothentkrenz.

zu Lehen nehmen kann. Vor das Ding* mit dem Verräter, noch besser aber, gleich am Galgen mit ihm!"

Wittef dachte lange nach, dann sagte er: „Der Terzky wird nicht lange hier bleiben, das Greveding kömmt zu Vollmond, also in sechs Nächten zum Freistuhl am Hohenstein, da ist Terzky fort und der Karhofer ohne Schirm —“

„Was scheuest du, Dinggreve, den Terzky? Lade auch ihn und hänge sie beide!“ Das hatte erregt Kalawiß gesprochen und hinzugefügt: „Die fünf Bursche, die ihm folgen, sind bald niedergeworfen, und dann soll man nur suchen, wo deren Knochen bleichen.“

„Ich gebiete Recht und verbiete Unrecht, und das wäre wider Recht und Brauch!“ sagte bestimmt der Dinggreve.

„Das aber gilt hier nicht!“ warf ebenso bestimmt der andere ein. „Recht gegen Recht, aber Gewalt gegen Gewalt! Bedenke! forsette,** der gerechteste und weiseste der Ansen gab den Feinden der Götter und Menschen das Recht gegen seine Blutsbrüder die Ansen, und die Götterwelt begann zu dämmern. Hätte er wie Vater Donar die Riesen erschlagen, der Gewalt mit Gewalt begegnet, so brauchten wir uns heute nicht zu ducken vor dem fremden Gott am Querholz! Das bedenke und gib dem das Recht, der dessen wert und dem die Gewalt, der sie herausfordert, so tuft du flug und gerecht zugleich, denn sonst wachsen uns die Slawen noch mehr über die Köpfe als es schon geschah, und uns wird es gehen, wie der Beerensucherin, von der ich euch erst neulich erzählte. Ist es nicht traurig und Schimpf und Schande zugleich, daß ich, der Gottesfronde*** unseres alten Gottes, verkappt und

* Ding = Gericht. Dingstätte = Gerichtsstätte.

** forsette, der Sohn Balders und Nannas; der Richte in Ansgart.

*** Gottesfronde = Wuotanspriester; das waren Skalden und Barden, die Dichtersänger, die später als „Minnesänger“ verchristlicht ihre alten Lehren nach den Regeln der „Kala“ wieder verbreiteten. „Minne“ heißt: „Gedenken“; sie gedachten der Lehre des Wuotans tumes in christlicher Umkleidung; „Minne“ als „Liebe“ zu deuten ist späterer Unverstand.

 Der Einsiedel vom Hohenstein bei Rothenkreuz.

verhehlt im Kleide eines Christenmönches mein Dasein fristen muß, und kaum mehr von den eigenen Leuten als solcher geachtet bin? Wollt auch ihr alle — wie der Karhofer offen vor euren Augen es zu tun wagt — euer Volkstum verleugnen und Euch als Slawen verkappen?! — An den Galgen mit ihm und seinen Verführern, vor allem aber mit dem Terzky!“

„Ich weiß es zu wohl, was jetzt für böse Zeiten sind,“ erwiderte der Dinggreve, „aber ich weiß es auch, daß wir beide anders denken und anders handeln müssen. Du, der Gottesfronde, der Wahrer und Walter unserer alten Ahnenlehre, du weist zu unserem alten, verbannten Gott, ich aber der wissende Schöppe, der Erbdinggreve, ich muß nach dem Rechte weisen, mag kommen, was da kommen mag! Kennst du, Kalawiß, deinen Eid!“

„Ob ich den kenne?!“ fragte Kalwisch, erhob sich und begann ihn feierlich herzusagen wie folgt: „Ich schwöre beim Urfyr* die heilige Feme halten und wahren zu helfen, sie zu verhehlen vor Vater und Mutter, vor Schwester und Bruder, vor Weib und Kind, vor Feuer und Wind, vor allem was die Sonne bescheint, was der Regen beschlägt, vor allem was zwischen Himmel und Erde ist. — Und weil ich diesen Schwur, die heilige Feme halten und wahren zu helfen, so genau kenne, so fordere ich dich, Femgreve, bei deinem und meinem Eid auf, die Untat** zu rügen! Darum an den Galgen mit dem Terzky!“

„Der ist dem Karhofer sicher,“ sagte fest und ruhig der Dinggreve, „aber den Terzky kann ich nicht bedingen und

* Urfyr = das göttliche Feuer, Gott. Das himmlische Feuer war die Sonne und der Blitz; das irdische Feuer war die Flamme; das menschliche Feuer war die Liebe.

** Untat = (Unted) = eine Tat, welche Folgetaten nach sich zieht, hier also die Ursache, welche andere Böstaten bedingte.

 Der Einsiedel vom Hohenstein bei Rothenkreuz.

nicht behaben, zu dem reicht nicht meine Ruothand,* denn ich weise zu Recht!"

„Und ist Gott und Recht nicht dasselbe, und wenn ich nach Gott weise, weise ich nicht auch nach Recht? Und ist denn dein Stuhlen,** Dinggreve, nicht danach eingerichtet, neues Recht zu finden nach der Notdurst neuer Untat. Ist unsere alte Rita*** nicht der Baum, der immer neue Früchte zeitiget, wenn die alten längst verbraucht sind, dessen neue Früchte aber den alten gleichen müssen wie ein Apfel dem andern, denn die verbrauchten haben ihren Zweck erfüllt, die neuen aber müssen neuen Zwecken dienen, die aber wieder den alten gleichen. Darum stuhle dein Ding und finde schöpfend neues Recht zur neuen Gefahr.“ Das hatte mit glühenden Augen der Gottesfronde gesagt, aber der Dinggreve war nicht aus seiner Ruhe zu bringen; ohne eine Erregung zu zeigen, fragte er nur die Gegenfrage: „Bin denn ich das Greveding oder der Dinggreve? Bringe das vor das Greveding und was dieses weisen wird, das wollen beide wir tun. Heute aber kann und darf ich nur gebieten, den Karhofer vor das Ding zu laden; das weitere stehe Gott zu, es zu behanden.“

„Der Karhofer ist schon gespahnt,“† gab der Einsiedel zurück und griff aus seiner Ledertasche einen Holzspahn hervor, den er lächelnd dem Ruotkreuzhofer hinhielt; „der Spahn da ist aus seinem Hoftor gehauen; in dem Spalt steckt der Ladebrief. Ich habe tüchtig laufen müssen, denn

* Ruothand = Rechtshand = richterliche Gewalt.

** Stuhlen = vom Ding- oder Freistuhl aus das Ding (Gerichtssitzung) leiten.

*** Rita = das älteste, ungeschriebene Recht eines Volkes oder Stammes; daher die Ableitungsworte „Rita gemäß“, „Rituale“, usw.

† Zum Zeichen vollbrachter Ladung wurde ein Spahn aus dem Tor des Geladenen gehauen, das hieß man „spahnen“; er „spahnte“, wenn er das gewährte, was ihm bevorstand.

 Der Einsiedel vom Hohenstein bei Rothenkreuz.

es ist nicht gar zu nahe zum Karhof vom Haingarten aus"; dann steckte er den Spahn wieder in die Tasche.

Jetzt ging dem Ruotkreuzhofer erst ein Licht auf und er sagte, indem er große Augen machte: „Da wird der Terzky nicht weit reiten, sondern bleiben, um den Karhofer zu schützen; darum also soll auch der Terzky geladen werden?“

Doch Kalawiß antwortete lachend: „Just darum würde der Terzky so rasch als möglich weiterreiten und den Karhofer mitnehmen, wenn ich nicht gesorgt hätte, daß sie bleiben müssen; der Terzky mit seinen fünf Reitern und der Karhofer auch. Die sind uns sicher!“

„Hast ja gar nicht mit ihnen geredet!“ sagte mit wachsendem Staunen Wittel.

„Bin ich denn nicht Kalawiß genannt?! Müßte meinen Namen sonst mit Unehren abtun, wenn ich das nicht vermocht hätte. War doch drinnen beim Karhofer und hab ihn ausgeholt, auch sein Weib und seine tschechischen Knechte, und da hab ich alles erfahren, auch daß der Terzky selbst erwartet werde, und da war der Karhofer eitel Hochmut, denn er sieht sich schon als tschechischer Freiherr oder gar als Graf, und meint, der Karhof müsse eine Festen werden wie der Spielberg in Brünn. Da tat ich sehr erstaunt und meinte, daß er für sechs Roß doch nicht Stallung hätt. Da macht er sehr groß und zeigte mir den Stall, den er für den Terzky seine Kößer schon bereit gestellt habe, und wie schon das Heu in den Raufen liege und der Hafer schon aufgeschüttet sei. Da habe ich aber aus meiner Tasche so ein Wunderkraut herfürgeholt und unvermerkt unters Heu gemischt, auch etliche kräftige Körnlein unter den Hafer getan, damit der Terzky nicht so bald weiter könnt, als er es gerne wollte, denn die Roß werden wohl nicht so leicht wieder laufen können, wenn sie meine Gab in den Bäuchen haben. Als ich das ausgerichtet und Abschied genommen, bin ich auf anderen Weg fortgegangen, dann heimlich und verstoßen

 Der Einsiedel vom Hohenstein bei Rothenkreuz.

wieder zum Karhof zurück, um den zu spahnen, und dann wieder ebenso heimlich durch Graben und Moos davon und erst weiter außer seinem Hofgereut wieder auf die Straße, um den Terzky zu sehen, damit ich ihn und seine Reiter kenne und wiedererkennen kann. Dann bin ich aber gelaufen, um zu deinen Kraußen zu kommen, Witlef, denn das Geschließe durch Busch und Moos und Sand und Staub war wahrhaftig keine „mihilawunni“,* denn es war schweißregend und dursterzeugend zugleich.“

Der Dinggreve fraute sich hinter dem rechten und dann hinter dem linken Ohr und sah nicht sehr lustig drein, denn es wurde ihm etwas schwül ob dem verwegenen Spiel, das nun einmal begonnen, auch beendet sein wollte. Den Terzky, der außerhalb seines Greveding-Bannes stand, zu laden, so weit reichte seine Ruothand nicht; tat er es aber dennoch, so setzte er sich und seinen Femstuhl in Unrecht und wurde selber zum Friedensbrecher.

„Kalawif,“ sagte er darum nach langem Erwägen, „dein Tun ist gut für den Kriegsfall und mag die Not es entschuldigen. Du magst es für dich allein austun, wie du es für das beste haltest, aber ich darf nicht gegen Recht und Brauch verstoßen, und hat darum auch vorm Femstuhl der Terzky nicht zu erscheinen. Mit dem Terzky mache, was dir gut dünkt, ich weiß darüber von nichts und werde nichts wissen. Der Dinggreve hat es nur mit dem Karhofer zu tun, das wisse und merke, und auch nur dem wird das Recht gesucht und gefunden. Was darüber, ist Gewalt und nicht Recht. Gewalt zu gebrauchen, kann ich dir nicht wehren, aber ich kann und darf und werde dich darin nicht fördern, ja ich darf es nicht wissen, und nur weil du es bist, dem ich vertraue, nur darum weiß ich auch nichts davon, was du mir des Terzky wegen gesagt hast;“ und mit diesen Worten goß Witlef den Rest des Metes, der noch in seinem Kraußen

* „mihilawunni“ = große Wonne; festes Stimmung.

 Der Einsiedel vom Hohenstein bei Rothenkreuz.

stand, über die Achsel hinweg hinter sich, zum Zeichen des Vergessens.

Kalawiß war wie erstarrt; das hatte er nicht erwartet. Mit gepreßter Stimme stieß er die Worte hervor: „Aber die Not steht doch über dem Gebot, Gewalt erfordert Gewalt und nicht Recht! Bedenke, was du deinem Volke schuldig bist!“

„Wahr gesprochen, Kalawiß!“ erwiderte weich, aber fest Wittef. „Wahr gesprochen! Alles sind wir dem Dienste unseres Volkes schuldig; alles! — Nur — Gewissen und Ehre nicht! Ich heiße Wittef, das heißt der Waldbewohner, und bin ein Wittef, nämlich ein Gesetzeskundiger.*

Damit war diese Unterredung abgeschlossen und Kalawiß verließ den Ruotkreuzhof.

*

Hoch droben am sternensunkelnden tiefdunklen Himmels-
gewölbe stand im ruhigen Glanze der volle Mond, gleich
dem sich und seinem Rechte vertrauenden Führer in einer
Schar von unsicheren Genossen, die nur in der zwingenden
Ruhe und maßvollen Macht ihres Gebieters die eigene Ord-
nung, die eigene scheinbare Ruhe zu finden vermögen. Wie
düstere Wolken lagen beiderseits der silberglänzenden Straße
die dunklen Massen der Forste, während die graue Säule des
Ruotkreuzes, vom Mondlichte umflossen, weithin sichtbar sich
von dem Waldesdüster abhub und das goldglänzende Ruot-
kreuz auf derselben gespenstig in den Mondesstrahlen flim-
merte. Aber noch andere Zeichen trug heute die Ruotkreuz-
säule. An dem eisernen Hafen unter dem Ruotkreuze hing
ein Dreieckschild und der war viermal geteilt in
R o t u n d S i l b e r; auch ein breites und langes Schlacht-

* Wittef, eigentlich: Witting. „Wit“, wid = Holz, Wald, Gesetz;
„ing“ = Ableitungsilbe; also: „Abkömmling“. Witting (Wittef, Wittif,
u. s. w.) im eigentlichen Sinne „Waldbewohner“; im uneigentlichen Ver-
stande der „Kala“ aber „Gesetzeswahrer“, d. i. „Gesetzeswissender“,
„Richter“ (wetten = richten.)

 Der Einsiedel vom Hohenstein bei Rothenkreuz.

schwert mit Gehänge und Gehilze. Das war das Weistum des heimlichen Gerichtes, denn der Dinggreve, der zum freistuhl schritt, hing an der Rolandssäule seinen Schild und sein Schwert auf, ehe er sich mit dem Dag, dem „Femschwert“ bewehrte. Das Wappenbild des Schildes aber sagt dem Wissenden sinndeutlich: „Fyr Thel ruoth an de wit“, was in der Geheimsprache der Kala besagt: „Gott zeugt Recht und Gesetz.“*

Da kam langsamen, zögernden Ganges ein Mann gegen das Ruotkreuz zugeschritten, der oftmals stehenbleibend Ausguck hielt und — allem Anscheine nach — lieber davongelaufen als weitergeschritten wäre. Langsam, aber doch näherte er sich dem Ruotkreuz, vor dem er stehen blieb und nochmals Umschau hielt. Plötzlich, ohne daß er wußte, woher die Gestalt so unvermittelt gekommen sein mochte, stand ein Vermummter vor ihm, der ihm barsch die Worte zurief: „Was kommst du so spät, mißachtend gesetzte Frist? Viel länger hätte ich deiner nimmer geharrt. Da wäre dir der Dinggang erspart geblieben, Karhofer, denn Bäume gibt es hier genug, um dich daran zu hängen. Komm und folge.“

„Wohin soll ich dir folgen?“ fragte unsicheren Tones der Karhofer.

„Über die zwei ‚Wihistan‘ zum ‚Halistan‘** im Haingarten droben am Hohenstein, dem alten Halgadam. Komm!“ war die Antwort des Vermummten.

* Der Heraldiker sagt: „Viermal geteilt in Rot und Silber“; also: Vier Teile Rot und Weiß. „Vier = fyr (Urfyr) = Gott. — „Teil“ = tel = zeugen. — „Rot“ = ruot = Recht. — „Weiß“ = Wyd = Gesetz. — So lassen sich alle alten, echten Wappen „lesen“, denn sie sind alle „Hieroglyphen“, was an vielen Tausenden von Beispielen gezeigt werden kann. Die geheime Deutung ist wieder die „Kala“.

** „Wihistan“ = Weihestein; Hünengrab. Deren gibt es zwei nächst Rotenkreuz. „Halistan“ = Heiligenstein, freistuhl. Er steht noch heute droben beim Halgadam am Hohenstein nächst Rotenkreuz. Heute heißen die drei Steinsetzungen zusammengefaßt die „Kappelei“ (drei Kapellen).

 Der Einsiedel vom Hohenstein bei Rothenkreuz.

Seufzend fügte sich der Karhofer, dem nichts Gutes ahnte, der es aber nur zu wohl wußte, daß es für ihn kein Entrinnen gab.

Ohne weiter ein Wort zu sprechen, schritten die zwei Männer hinein in den Wald. Bald waren sie beim ersten „Wihistan“ angelangt.* Das war ein gewaltiger Steinblock, über zwei Mannshöhen hoch, von einer Menge kleinerer Steine umgeben; er bezeichnete die Malsstätte eines gewaltigen Männergebieters.

„Kennst du dieses Mal?“ fragte der Vermummte, und als Karhofer schwieg, sagte er: „Deine Ahnen haben mitgeholfen über der Asche des Königs Ruothari das Mal zu türmen und setzten damals den schwersten Fluch auf das Haupt eines Verräters. Du wirst gut daran tun, wenn du schuldlos bist, den Geist Ruotharis um Beistand zu bitten.“

Da rauschte es durch die Buchen und erschreckt eilte der Karhofer, ohne ein Wort zu sprechen, an der Seite des Vermummten weiter durch das Dunkel des Forstes. Bald hatten sie den zweiten „Wihistan“ erreicht. Aufgetürmt wie eine Pyramide ragten da mächtige Felsblöcke übereinander, oben einen leeren Raum lassend, der fast einer Kanzel gleicht. „Das ist das Mal Wittigs, des königlichen Schmiedes, des Sohnes Wielands,“ sagte abermals der Vermummte und fügte hinzu: „Auch der war ein Ruotwart,** wie noch heute seine Nachkommen am Ruotkreuzhofe es sind, und unser Erbdinggreve, der Wittig, ist sein Nachkomme. Bist du kein Verräter, so wird Wittigs Geist dich schirmen; rufe ihn!“

* Die folgenden Schilderungen der Örtlichkeiten — ebenso wie alle vorhergegangenen — entsprechen genau dem Zustande derselben, wie selbe heute noch sich dem Beschauer bieten, und sind, soweit sie hier in unzerstörtem Bestande beschrieben werden, auf Grundlage wissenschaftlicher Forschungen gewissenhaft ergänzt. Wer den ehrwürdigen Halgadam am Hohenstein nächst Rothenkreuz besuchen will, dem wird es ein Leichtes sein, jene Örtlichkeiten zu finden und zu erkennen.

** Rechtswart: ein Wahrer des Rechtes.

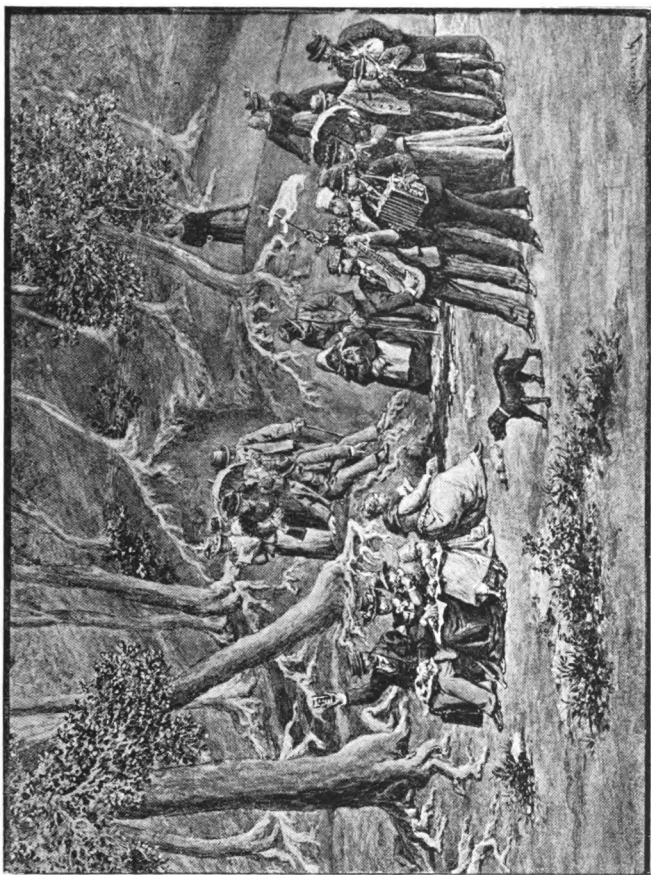


Abb. 24. Am Agnesbründl. (Nach einem Gemälde des Altwiener Malers Jäsaureß im Besitze des Verfassers.) Siehe S. 106.

 Der Einsiedel vom Hohenstein bei Rothentkruz.

Verirrte Mondesstrahlen umgaukelten den „Wihistan“ und im Forste brauste und rauschte es wie ferner Harfenklang, aber den Karhofer schüttelte es wie Fieberfroß und trotzig schritt er weiter. Bald darauf schwenkten beide nach links ab. Steil ging es die Höhe hinan. Dem Karhofer stand der Angstschweiß auf der Stirn, als der Vermummte stehen blieb, dem Karhofer den Hut vom Kopfe nahm, ihm einen Ledersack über den Kopf warf, der bis auf dessen Brust herabhing, und ihm dann die Hände auf den Rücken fesselte. Das geschah wortlos, denn der Vermummte brauchte es nicht zu sagen, daß der einer Schuld Gezielene, nur gefesselt die „heilige Ruot-Urt“* betreten durfte.

Am Abhange einer Steilfläche erhob sich der „Halistan“, der viel größer als der „Wihistan“ Wittigs auftragte aus dem vielhundertjährigen Buchenwald. Schweigend umstanden etwa hundert Mannen die altgeheiligte Freistatt und wichen, eine breite Gasse bildend, scheu zur Seite, als der Vermummte den Gefesselten hindurchführte, um ihn zum Freistuhl emporzuführen.

Durch die kunstvoll geschichteten mächtigen Felsblöcke, welche wieder zu einer Felspyramide getürmt waren, schlängelte sich ein schmaler Steig empor, bis zu einer von mächtigen Steinen überragten Kreisebene, in welcher der Freistuhl stand. Derselbe erhob sich unter dem „hängenden Stein“, einem halbkugelförmig ausgehöhlten Felsen, der nischenartig den Freistuhl überwölbte. Auf diesem Freistuhl saß der Dinggreve, rechts und links von ihm, auf gemauerten, halbkreisförmigen Steinsitzen je drei Freischöffen. Vor dem Freistuhl stand eine tischartige, viereckige Steintafel, das „fyrege“

* Ruot-Urt = rote Erde, d. i. „rechtlich besessene Erberde“. Im engeren Sinne der Halagadom und die Mal- oder Dingstätte; im weiteren Sinne die gesamte von Deutschen bewohnte und erbrechtlich besessene Erde. Daher auch „Ruotland“ = Rechtsland, und die „Ruotlands“ oder „Rolandsäulen“, die Malzeichen des „deutschen Rechtes“ im Gegensatz zum „römischen Recht“, als des altererbten Land- und Volksrechtes.

Der Einsiedel vom Hohenstein bei Rothenkreuz.

(Feuerauge, Gottesauge) genannt, und auf demselben lag der „Dag“ nämlich das Femschwert, und die „Wyð“, eine Schlinge, aus dünnen Weidenruten geflochten. Ein roter Seidenfaden war um das fyrege, den Freistuhl und die Schöffensitze gespannt, während auf drei Ecken des fyreges Fackeln brannten und nur die vierte, nördliche Ecke des „fyreges“ unbeleuchtet blieb. Die Zeugen, darunter die Leitenhoferin mit ihrem Hunde, standen außerhalb des roten Hegefadens an jener Ecke des fyreges, das mit einer Fackel erhellt war, der Karhofer an der nichtbeleuchteten anderen Ecke.

Nach all den umständlichen Fragen und Antworten, welche altererbter Brauch an das „Hegen und Pflegen eines freien Grevedings“ band, erhob sich der Dinggreve von seinem Stuhle, drückte mit dem rechten Zeigefinger auf die Feder des Dags, wodurch dessen Klinge sich gabelförmig in drei Klingen spaltete, und sprach, während der Dag sich öffnete: „Offen Dag!* Ich gebiete Recht und verbiete Unrecht! Wer Klage zu erheben hat wider den freien Eigenmann Rasso, den Karhofer, der trete vor!“ Darauf setzte sich der Dinggreve Wittel wieder auf den Freistuhl und forderte sitzend den Femfronden auf, die Kläger aufzurufen und die sich Meldenden vorzuführen.

Es waren dies mehrere freie Eigenmannen, die auf ihren Erbhöfen saßen und darüber Beschwerde führten, wie der Karhofer die Slawen allüberall begünstigte, wie er diese verhehle, selber slawisches Gefinde halte und seine Unrainer und Nachbaren** zu eigenen wie der Slawen Gunsten schä-

* Dag, daher „Dagun“, „Degen“ ist das Femschwert mit drei Klingen, die sich durch eine Feder öffneten; daher „open Dag“ = „offener Dag“; das war das sinndeutliche Zeichen für „offenen Tag“, d. h. für „eröffneten Gerichtstag“. Daher noch heute „Tagen“.

** „Nachbar“, entstanden aus: nahen Bauer, bezeichnete damals oft weit entfernte Ansassen, weil eben ihr Anwesen — als das nächste — trotzdem oft stundenweit entfernt lag.



Abb. 25. Siehe Seite 105. Das Riesenfäß des Chorherrenstiftes Klosterneuburg bei Wien.

 Der Einsiedel vom Hohenstein bei Rothenkreuz.

dige, indem er deren Höfe mit Brand und Mord und Raub bedrohe und auch bei dem zweimaligen Brand des Leitenhofes und der Ermordung des Eigenmannes Kunz vom Leitenhof die Hand im Spiele gehabt habe, und dies alles zu dem schmachvollen Endzwecke, die also verödeten Höfe von den neuen slawischen Herren zu Lehen zu nehmen, nicht nur allein um sich selber zu bereichern, sondern auch um des eigenen zeitlichen Vorteiles willen sein Volk den Feinden zu verraten und wehrlos auszuliefern. Die Mannen wurden darauf vereidiget, indem sie mit rechter Schwur- und Schwert-hand, und zwar mit den drei Fingern, den Dag berührten und die Eidesformel sagten.

Nun trat Frau Walburg vom Leitenhof vor das Fyregre mit ihrem Hofhund am Stricke und legte die drei Dachhalme auf die Steinplatte, worauf auch sie ihre Aussage ablegte. Als sie geendet, fragte sie der Dinggreve zu dreienmalen, ob das wahr sei, was sie ausgesagt, und ob sie es beschwören könne. Als sie dies dreimal bejaht hatte, setzte ihr der Dinggreve seinen „weisen Stab“* an die linke Brust, sie aber löste einen ihrer beiden Zöpfe vom Haupte, wickelte selben einige Male um ihre rechte Hand, und diese auf ihre linke Brust legend, sprach sie feierlich den gestabten Eid nach, den ihr der Dinggreve vorsagte, ihre Aussage beschwörend bei Brust und Zopf.

Jetzt ward dem Raffo vom Karhof die Lederkappe abgenommen und er vor das Fyregre gestellt, worauf ihn der Dinggreve fragte, ob er die Klagen vernommen und was er auf dieselben zu antworten habe, ob er für alle Fälle

* Der Gerichtsstab hieß der weise, eigentlich der weisende Stab, und war der „Kala“ entsprechend von weißer Farbe. Er war ein Sinnbild für das zum Rechte weisende Gesetz, ist darum von Holz, denn Holz ist Wyd (Weidmann, Weide, usw.), und Wyd ist Gesetz. Man sieht, wohin man im germanischen Altertum nur blicken mag, überall sinndeutliche Bilder zu einer vielsagenden Bildersprache geordnet.

 Der Einsiedel vom Hohenstein bei Rothenkreuz.

Eideshelfer unter der anwesenden „Centschaft“* aufrufen könne, um seine Unschuld zu beweisen. Aber er vermochte keine der Anklagen zu entkräften und alle seine leugnenden Einwände wurden von allen Seiten mit lauter Entrüstung zurückgewiesen, ja es fand sich nicht einer aus der Centschaft, der seine Ausreden gelten lassen wollte, und noch viel weniger auch nur ein Eideshelfer, deren er doch hätte sieben zum „Besieben“ bedurft, um durch deren siebenfachen Eid von der Anklage losgesprochen werden zu können. So erkannte er denn auch bald die Hoffnungslosigkeit seiner Lage und bat mit zitternder Stimme um Gnade, um Schonung seines Lebens, indem er sich zu jeder Buße, zu jeder Sühne bereit erklärte.

Doch der Dinggreve sagte ihm, daß er nur des Rechtes, nicht aber der Gnade walten dürfe, und stellte an jeden der Schöffen die Frage nach Schuld oder Nichtschuld, einzeln, der Reihe nach; der Älteste zuerst, der Jüngste zuletzt, sprachen diese ihr „Schuldig“ und erhoben als „redende Urkund“ die rechte Hand, indem sie mit dem Daumen den kleinen Finger berührten, die mittleren drei Finger aber ausgestreckt hielten, dazu sprechend: „Ich verdaume** ihn“.

Nachdem alle sechs Schöffen ihn also verdaumet hatten, legte der Dinggreve seinen rechten Daumen auf den Dag, dazu sprechend:

„So seiest du, Raffo der Karhofer, verdaumet und verfemet und dein Recht werde dir, der du dich außerhalb des Rechtes gestellt.“

Nochmals bat Raffo um sein Leben, doch abermals wies ihn der Dinggreve ab, indem er sagte: „Nur das Recht

* Siehe G.-L.-B. Nr. 2 A. „Die Armanenschaft der Urio-Germanen“, II. Teil.

** Daher unser Ausdruck: „verdammen“. Sonst galt auch der abwärts geführte Daumen für „verdaumen“ (verdammen), und der aufwärts gerichtete Daumen als Zeichen der Begnadigung.

 Der Einsiedel vom Hohenstein bei Rothenkreuz.

darf ich dir geben, nicht mehr und nicht weniger, und das soll dir werden, denn ich gebiete Recht und verbiete Unrecht!"

Und wieder zu den Schöffen gewendet, stellte er die Frage nach dem Ausmaße der Sühne.

"Tod durch die Wyd!" rief einer nach dem anderen wie vorher, worauf der Dinggreve zu Raffo sagte: „So bist du verdammet und verfermet und das Urteil lautet auf Tod durch die Wyd." Damit hob er seinen Weisestab, brach ihn mitten entzwei und warf die beiden Stücke Raffo dem Karhofer vor die Füße, dazu sprechend: „Du hast das Recht gebrochen, so sei auch über dir der Gerichtsstab gebrochen." Dann rief er zu dem Femfronden: „Tue, was Recht und Pflicht von dir begehrt." —

Gebrochen, mit erdfahlem Gesicht und schlotternden Knien, stand der verfermete Raffo vor den schweigenden Schöffen und ließ es mit stumpfem Gleichmuth geschehen, daß ihm der Femfronde die Schlinge aus Weidenruten über den Kopf warf.

Da tönte zu Häupten der Dingherren Geigenspiel hernieder. Hoch ober der Nische, unter welcher der Dingstuhl stand, auf der Spitze des „Halistans", stand Kalawiß der Gottesfronde und strich die Saiten der Fiedel; und als das Spiel verflungen war, sang er diese Verse:

„Ihm hätt nieme nüt getan
Hätt er kein Unfug trieben
Und nit sollch ein Übermuet;
Und wär er ehrlich blieben,
Den anderen lassen all ihr Guet,
So trieb ers aber viel zu viel
Bis ihm daraus erwachsen ist
Der feme Acht und Bann.“

Wieder fiel das Saitenspiel ein und dann sang die ganze Centschaft das Skaldenlied mit, daß es durch die Buchen

 Der Einsiedel vom Hohenstein bei Rothenkreuz.

rauschte wie ein Bardit,* womit sie alle im Chore dem geschöpften Urtheil des Grevedinges ihren Beifall zollten.

Der Bardit war verhallt und wieder trat Ruhe ein, doch das Geigenspiel währte fort und schien näher zu kommen. Kalawiß war vom Halistan geigenspieland niedergestiegen und betrat die Friedung des gehegten Grevedinges, den Steinfreis durchschreitend, am Fyregre vorbei, und an der anderen Seite die Rundung verlassend. Kaum hatte er an der anderen Seite den schmalen, abwärts führenden Steig betreten, als zwei Femfronden den zitternden Raffo erfaßten und zwangen, mit ihnen dem Gottesfronden zu folgen. Nun erhoben sich die Schöffen und schritten, der Dinggreve an ihrer Spitze, der den „offenen Dag“ in der rechten Hand trug, paarweise nach, worauf sich die Zeugen anschlossen und die Centschaft den Beschluß bildete.

Dieser seltsame Zug bewegte sich dann zur Rechten des Halistans aufwärts durch den Bergwald zum Haingarten. Bald war dieser erreicht.

Er lag mitten im Waldesschaten als eine Rodung, welche eine niedere Mauer, vor welcher dichte Hecken von Hagrosen eine zweite Umfriedung bildeten, umzingelte. In diese Friedung bog der Zug ein. Der Gottesfronde schritt auf ein merkwürdiges Bauwerk zu, das in der freiung, nahe am Rande einer jäh abstürzenden felsante stand, von der man einen weiten Blick auf die Berghöhen der Umgebung hatte, welche sich schon mählich aus dem bleichen Grau des heraufdämmernden Morgens hervorzuheben begannen. Immer geigenspieland, schritt der Gottesfronde voran, auf jenes Bauwerk zu, welches wie eine Halbfugel dastand und einen Eingang zeigte, den weder Tür noch Riegel schloß. Er betrat diesen Bau, ihm folgten Raffo und die beiden Femfronden, dann der Dinggreve mit den Schöffen und endlich auch die Zeugen, während die Centschaft schweigend in der freiung zurückblieb, der Rückkunft der anderen harrend.

* „Bar“ = Gesang; „Diet“ = Volk; „Bardit“ also: Volksgefäng.



Abb. 27. Siehe Seite 465. „Das Höllental.“ Der Verfasser im Jahre 1871.

 Der Einsiedel vom Hohenstein bei Rothenfrenz.

Der Raum im Kuppelbau war eine geräumige Halle, in deren Mitte ein Altar stand, auf welchem ein mächtiges Feuer brannte. Rund um die Wölbung gleich einem Simse, reiheten sich dichtgedrängt Schädel von Rindern, Pferden und Schafen, während über denselben menschliche Totenschädel hervorgrinsten, dazwischen verrostete Waffen, Helme, auch Hüte und gar manches anderweitige Geschmeide, wie Ketten, Hufeisen, Pferdegebisse und dergleichen. Hier nahm der eine Femfronde dem Versennten das Schwert ab, während der andere der beiden den Hut desselben auf den Altar neben das Schwert legte, worauf der Zug, unter fortwährendem Geigenspiel aus der zweiten Tür des Kuppelbaues, welche der Eingangstür gegenüber lag, wieder ins Freie zog.

Auch hier weitete sich — wie drüben die freie — eine Lichtung, welche von jener durch eine starke Dornenhecke von Hagrosen geschieden war und welche von dort her nur durch den Kuppelbau erreicht werden konnte, der beide Lichtungen gleichzeitig trennte und verband, wie das „Jetzt“ eben „Vergangenheit“ und „Zukunft“ trennt und verbindet zugleich. Diese Lichtung war so gewissermaßen das Jenseits, während die freie das Diesseits bedeutete.

In diese Lichtung, die aber viel kleiner als die freie war, eingetreten, erschauten grauend die Eingetretenen drei sonderbare Rundbauten. Die erste war ein Steinkreis, der drei Steinsitze umzingelte; der zweite war eine zirkelrunde Hohlfläche, auf welcher in einem Steinbecken ein mächtiges Feuer brannte, während die dritte Rundbaute der zweiten vollkommen glich, nur hatte sie statt des Feuerbeckens drei aufrechtstehende Pfähle eingerammt, welche oben durch Querbalken verbunden, die ein gleichseitiges Dreieck bildeten, sich als ein Galgen kennbar machten, bestimmt, jene aufzunehmen, welche die heilige Feme verdammt hatte. Das waren aber nicht Hinrichtungen im modernen Sinne, sondern die Versennten galten als dem Wuotan geweihte Menschenopfer, welche, der Gottheit ihr verfehltes Leben als

 Der Einsiedel vom Hohenstein bei Rothenkrenz.

Sühnopfer weihend, entsühnt zum Urfyr zurückkehrten. Darum wurden auch ihre Schädel, nachdem sie vom Galgen herabgefallen waren, nebst deren Hut und Waffen im Halgadome aufbewahrt und darum durfte auch von deren Untaten keine üblen Folgen ihre Erben treffen, so wie auch denselben über das Grab hinaus nichts Böses nachgesagt werden — sollte, was letzteres wohl kaum im vollen Umfange beobachtet worden sein dürfte. Auch damals vermochte die „Wihinei“, * trotz all ihrer im Volksgemüte wurzelnden Kraft, nur in den allersehtensten Fällen es zu erreichen, daß Haß und Rachsucht am Grabesrande verbrandeten und alle üble Nachrede zum Schweigen gebracht wurde. Menschen waren eben zu allen Zeiten nur Menschen, und werden auch in alle Zukunft nichts mehr und nichts weniger als Menschen bleiben.

Im bangen Schweigen harrten die in der Freilung Zurückgebliebenen der Rückkehr der Dingmannen durch die Türe des Kuppelbaues. Fortwährend tönte des Gottesfronden Fiedel hervor aus dem Haag. Es wurde immer heller und heller, und endlich glitten die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne über den Wipfeln der Baumriesen hinüber nach den ferneren Bergeshöhen.

Da zog wieder unter dem Geigenspiel des Gottesfronden die Schar der Femschöffen und Zeugen durch die geheimnisvolle Pforte des Rundbaues heraus in die Freilung, aber der Verfemte war nicht unter ihnen, denn der war zu Wuotan gefahren, während sein sterblich Teil an dem dreifüßigen Gerüste zwischen Himmel und Erde in den Lüften hing.

Lautlos zogen sie alle wieder zum Dingstuhl unter dem „hängenden Halistan“ zurück, wo die Dingherren wieder ihre Plätze einnahmen, und der Dinggreve den Tag schloß, worauf unter umständlichen Fragen, Gegenfragen und Antworten von den Dingsfronden der rote Seidenfaden einge-

* „Wihinei“, der vergessene altdeutsche Ausdruck für den Begriff: „Religion“.

 Der Einsiedel vom Hohenstein bei Rothenkreuz.

rollt wurde, wonach sich das Greveding auflöste und alle Centmänner nach ihren Heimstätten abzogen.

*

Im Karhofe herrschte Trauer und Verwirrung, denn nicht nur, daß Rasso, der Karhofer, seit gestern verschwunden war, ohne daß man wußte, wohin er geraten sein mochte, so war auch Herr Terzky von Lipa mit seinen fünf Knechten im Hofe und wettete und tobte, denn seine Rosse waren lahm und blöde, und niemand wußte zu raten, noch weniger zu helfen. Da auf einmal, man wußte nicht, wer ihn gebracht, lag der entseelte Körper des Karhofers mitten im Hof, aber es fehlte ihm der Kopf, dafür aber saß ihm ein Dolch in der Brust, und als man diesen aus der Wunde zog, bemerkte man auf der Klinge die gefürchteten Zeichen: „N N H H.“

Das war deutlich, und dem gestrengen Herrn Terzky von Lipa ging ein unheimlich Grauen an. Er wurde ruhiger und dachte schon daran, nach Brod hinüber mit seinen fünf Männern zu laufen, aber da fiel es ihm ein, daß dieses Nest von den Taboriten rein ausgeplündert und ausgebrannt worden war, so daß er dort schwerlich Rosse bekommen konnte und also wohl oder übel im Karhofe aushalten mußte, bis sich seine Rosse wieder erholen würden. Er ging darum nochmals in den Stall, um nachzuschauen, aber die Pferde standen mit hängenden Köpfen da, ohne sich zu regen und alles Bemühen um sie war vergebens.

Wieder ging er nach dem Hof, an der Leiche des Rasso vorbei, und merkte, daß der Dolch, den er nochmals gesehen wollte, nicht mehr bei dem toten Mann ohne Kopf liege. Er forschte nach, wer diesen Dolch wohl zu sich genommen haben mochte, doch jeder beteuerte, ihn nicht berührt zu haben, da allen davor gegraut hätte. Das war noch unheimlicher und es ward der Wunsch, recht bald fortzukommen von hier, immer lebendiger in Terzkys Brust; wenn er es nur gewußt hätte, wie und wohin.

 Der Einsiedel vom Hohenstein bei Rothenkrenz.

Unschlüssig und ärgerlich stand er unter dem Hofstor und schaute mit Unbehagen die Straße entlang, als er den Einsiedel langsam, auf einen Stab gestützt, daherschreiten sah. Bald stand dieser vor ihm und begrüßte ihn wie damals mit den Worten: „Gelobt sei Gott in der Höhe,“ worauf er weiter schreiten zu wollen schien.

Mit dem üblichen „In Ewigkeit, Amen,“ gab Terzky den Gruß zurück, und schon hatte sich der Einsiedel etliche Schritte entfernt, als dem Terzky einfiel, daß der Waldbruder neulich erwähnte, daß er nur den Wald, dessen Pilze, Beeren und Kräuter kenne, und da dachte er, wie es ja möglich sein könnte, des Einsiedels Kräuterkennntnis für seine rehen und blöden Rösse zu nützen. Er rief den sich Entfernenden zurück, der bedächtig stille stehend sich wendete und auf Terzky langsam zuging, indem er ihn mit blödem Gesichter fragend anblickte, ohne zu sprechen.

„Sage mir, Waldbruder,“ redete diesen Terzky an, „du kennst ja die Kräuter des Waldes, kannst du auch Rösse heilen?“

„Das kann der, den ihr fragt, wenn er die Rösse sieht und wenn ihnen noch zu helfen, gestrenger Herr,“ gab wieder fichernd der Einsiedel zurück; „ja, gestrenger Herr, er kann noch viel mehr als das, er kann Euch warnen vor Gefahr und Tod! Er hat den Karhofer auch gewarnt, der hat den einfältigen Einsiedel aber verlacht, und jetzt ist er tot und ohne Kopf, und kann geistern, so viel er nur immer mag, um seinen Kopf zu finden, den er ja haben muß am jüngsten Tag, bei der Auferstehung des Fleisches.“ Und fichernd bestätigte der Einsiedel das Gesagte mit einem: „Ja, ja, edler Herr, ja, ja!“

Dem Terzky ward es unheimlich, und hätte er gerne die Warnung zuvor gehört, ehe er wegen der Rösse gefragt, doch wollte er das nicht zeigen und sagte darum kurz: „Komm, Waldbruder, zu den Rössen,“ worauf er dem Einsiedel voraus nach dem Stalle schritt. Der aber lächelte pfißig wie

 Der Einsiedel vom Hohenstein bei Rothentkreuz.

einer, der weiß, was er weiß, und verbarg aber dieses Lächeln hinter seinem blöde scheinenden Gesicht, indem er dem Terzky folgte.

Nachdem der Einsiedel die Kasse beschaut und bedenklich fichernd den Kopf geschüttelt hatte, sagte er: „Das sagt Euch Gestrengen der arme Einsiedel, daß er nicht in Euerer Haut stecken möchte, trotz Eueres Goldes und Euerer Macht, denn Ihr reitet dem Tod entgegen, und noch dazu auf solchen müden Mähren, die für den Schindanger zu schlecht.“

Da lachte gezwungen der Terzky, und fragte nur so nebenbei, was denn der Einsiedel wohl meine, und wo und von welcher Seite denn ihm Gefahr drohe, worauf der andere sagte, daß er das so eigentlich nicht wisse, sondern nur sagen könne, wie er zukunftsblickend ihn blutig tot neben fünf Erschlagenen geschaut habe; übrigens wolle er sehen, was sich mit den Säulen machen lasse. Darauf holte er Wasser vom Brunnen, wusch den Rossen die Küstern und rieb selbe kräftig, hauchte ihnen auch hinein und murmelte unverständliche Worte, auch reichte er ihnen etliche Blätter, die sie gierig fraßen, und in wenigen Augenblicken zeigten sie schon Leben und vermochten die Glieder zu regen. Er ließ dann die Kasse durch die Reitersknechte zur Schwemme führen, und hieß diese, den Säulen so viel Wasser und so lange als möglich kübelweise über die Köpfe zu gießen, dann ihnen Nachtruhe gönnen, um morgen zum Ritte tüchtig zu sein. Mit wachsendem Staunen und zunehmenden Vertrauen in die Wunderkraft des Einsiedels fragte nun Terzky dringender nach Ursache und Gelegenheit der ihm drohenden Gefahr, und nicht zuletzt darum, wie er derselben zu entrinnen vermöchte, denn es begann ihm so allmählig bange zu werden. Doch mit absichtlich verworrenen Reden und geheimnisvollen Andeutungen wußte, unter dem Scheine der Einfalt, Kalawiß den Terzky derart die Sinne zu verwirren, daß derselbe von unbestimmter Angst getrieben die Frage stellte, ob denn die Säule nicht fähig wären, noch vor Einbruch der Nacht der

 Der Einsiedel vom Hohenstein bei Rothenkreuz.

Ritt nach Iglau zu tun, da es ihn dränge heimzukommen und die vorhabende Reise überhaupt aufzugeben. Mehr wollte ja Kalawiß nicht erreichen, und darum meinte er, daß dies wohl möglich sei, wenn der gestrenge Herr den Rossen in Iglau einen Rasttag gönnen wolle, vorausgesetzt, daß dieses Iglau nicht allzuweit entfernt sei, was er allerdings nicht zu sagen vermöchte, da er ja nur seinen Wald und dessen Pilze, Beeren und Kräuter kenne.

Der Einsiedel hatte seinen Zweck erreicht und schied sich an, den Karhof zu verlassen. Herr Terzky von Lipa aber wollte sich dankbar bezeugen und bot dem Einsiedel ein Goldstück, aber der wollte es nicht nehmen, da es ja doch nicht zum essen wäre, und er anderes nicht damit anzufangen wisse. Und so ging er, von Terzky mit herzlichen Worten bedankt, und verschwand bald dessen Blicken im nahen Walde.

Herr Terzky von Lipa aber hatte nichts Eiligeres zu tun, als selber zum Teiche hinüberzugehen, um nach seinen Rossen zu sehen, und war hocherfreut, als er sie frisch und munter im Wasser sich tummeln sah, als wenn sie niemals krank gewesen. Rasch ließ er sie heimführen, satteln und alles zum Aufbruche fertig machen.

Der Sohn des Rasso, der nunmehrige Karhofer, war wie niedergeschmettert von der ungeahnten Abreise des Terzky, da er auf dessen Schirm und Schutz gehofft, nun aber nur flüchtige, wenig tröstliche Worte von dem Angstbetörten zu hören bekam, der ihn auf bessere Zeiten vertröstete, dann aber wie rasend davonjagte, hinein in die heraufdämmernde Nacht.

Immer dunkler und düsterer wurde es auf der Waldstraße, denn der Mond war noch nicht aufgegangen, und die flimmernden Sterne auf dem schmalen Nachthimmel, der zwischen den Waldmassen sich hinzog, zeigten kaum die Richtung des Weges und ließen die Finsternis nur um so fühlbarer erscheinen. Aber von unbestimmbarer Angst getrieben gab Terzky seinem Rosse die Sporen, und im scharfen Trab

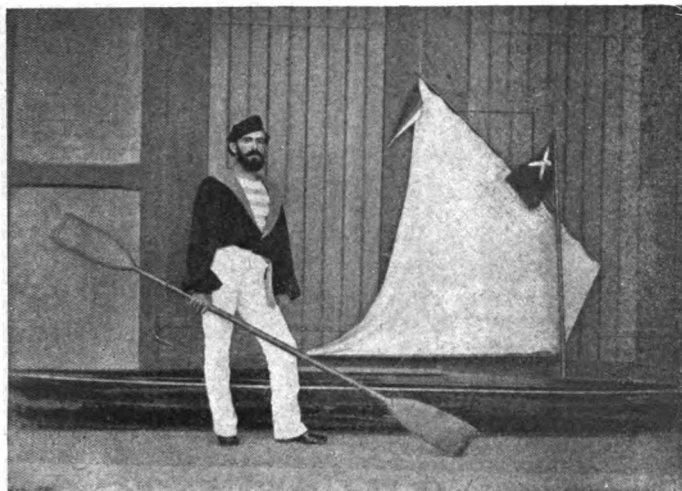


Abb. 28. Siehe Seite 276. „Der Venusberg bei Traismauer.“
Der Verfasser mit seinem Kanot im Jahre 1875.

 Der Einsiedel vom Hohenstein bei Rothenkreuz.

folgten die Reiterskneben ihrem Herrn auf dem nächtlichen Ritt.

Eine Lichtung, es war das Hofgereut des Ruotkreuzhofes durchritten, schloß sich wieder der Wald, und abermals nahm sie undurchdringliches Dunkel des Forstes auf, doch am Rande desselben stand die Ruotkreuzsäule halb-bemerkbar gleich einer gespenstigen Mahnerin. Terzky gab seinem Rosse die Sporen und jagte mit seinen Knechten vorüber; aber — da scheute das Roß. Neben der Säule stand plötzlich ein feuriger Mann ohne Kopf, den Kopf an den Haaren in der rechten Hand haltend, und aus den Augen schien Feuer zu strömen, als wären es zwei Laternenlichter.

„Hüte dich vor dem Ruotkreuz, vor Galgen und Rad, vor Schwert und Dolch!“ so rief mit donnernder Stimme die schreckliche Erscheinung. Doch von rasender Angst getrieben spornten die Reiter ihre Rosse und hieben in dieselben ein mit allem was sie just in Händen hatten. Da stieß Terzky einen gellenden Schrei aus, denn sein Roß war gestürzt, ebenso die Rosse der Nachjagenden und bald lagen sie im wirren Knäuel durch- und übereinander. Terzky hatte sich hinkend vom Boden erhoben und das nächste Roß wahllos ergriffen, ihm auf die Beine geholfen und war, nachdem er sich in den Sattel geschwungen, sinnlos davongeraßt, ohne sich weiter um die Seinen zu kümmern. Diese taten, so weit und gut sie es vermochten, dasselbe, und mehr oder minder schnell, so gut es auf hinkenden Mähren eben gehen konnte, folgten sie ihrem Herrn in sinnbetörter, wahnsinniger Flucht. — —

„Viel Glück zur Heimreise auf Zimmerwiedersehen!“ hatte da der feurige Mann ohne Kopf gerufen, sich dann die Kapuze zurückgeschlagen und den hohlen Kürbis, der den Kopf darstellte, als Laterne nützend, rollte er lachend das Seil ein, über welches die Rosse gestürzt waren, worauf er das Licht löschend den Weg nach dem Haingarten auf dem Hohenstein einschlug, um droben im alten Halgadam sein Heim aufzusuchen.

 Der Einsiedel vom Hohenstein bei Rothenkreuz.

Am nächsten Morgen sprach der Einsiedel wieder im Karhose vor, um Randmar, Raffos Sohn, zu sprechen und ihm Trost zu spenden, auch ratend zur Seite zu stehen, so er sich raten lassen wollte. Er fand ihn gefügiger als er gehofft hatte, zumal er schon durch Knechte des Ruotkreuzhofes die schaurige Kunde vernommen, daß sein Vater als feuriger Mann den eigenen Kopf in Händen tragend die Terzkysschen Reiter geängstigt und zu Fall gebracht hatte.

Randmar, der neue Karhofer, versprach denn auch die slawischen Knechte davonzujagen, wieder treu zu seinem Volke zu stehen und den Leitenhof aufbauen zu helfen, auch der Leitenhoferin Nutzvieh zu geben und ihr, so viel er es vermöchte, beizustehen, damit sie wieder zu Wohlstand käme.

Oftmals gastete noch der Einsiedler vom Hohenstein auf dem Ruotkreuzhof, wie auf den anderen Höfen der Centschaft im Bannkreise des Hohensteins, denn er war allen ein lieber Gast, weil er als Gastgeschenk seine schönen Mären zu bieten wußte, die besonders in den Spinnstuben gerne gehört wurden. Wenn er aber die gruselige Geschichte vom feurigen Mann, der den eigenen Kopf in der Hand trug, erzählte, da lächelte er immer so eigenartig, und auch der Ruotkreuzhofer Witteß nicht minder, der dann immer ein Besonderes aus seinem Kraußen trank und dabei zu Kalawiß sagte: „Ist besser doch so gegangen, als mit zu kurzer Hand über die Wyd gegriffen.“ Worauf dann auch Kalawiß einen guten Minnetrunk getan und dazu die Worte sagte: „Der Klügere warst und bist doch immer nur du; rohand Hofut ege Sola!“ Da hatten dann beide recht herzlich gelacht und sich treulich die Hände geschüttelt.

Herr Terzky von Lipa aber war niemals mehr diese Straße geritten, und erst als er unter den Toten lag, hatte sein Sohn — das war im Jahre 1443 — die Pläne seines Vaters wieder aufgenommen und die Stadt Brod erworben, die dadurch dem Deutschtum verloren ging.

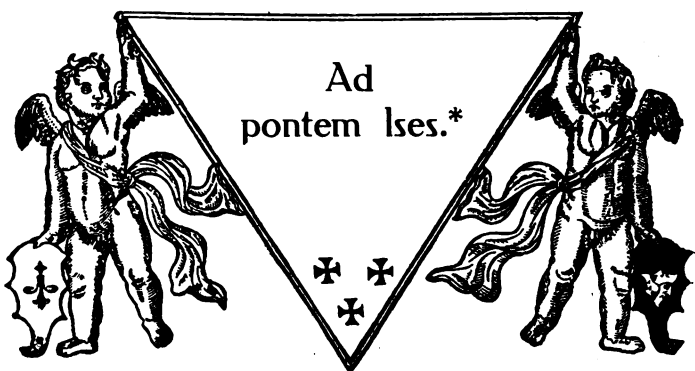
Der Einsiedel vom Hohenstein bei Rothenkreuz.

Erst im Laufe der Jahrhunderte verlor das Greveding am Hohenstein seine Macht und Geltung; es kamen traurige Zeiten für die deutschen Sprachinseln, und in solchen Zeitläuften ward auch von der Ruotlandsäule das Ruotkreuz geschlagen, um sie verstummen zu machen, was aber nicht gelungen ist.

Noch Jahrhunderte lang lebte unter der Verkleidung eines Einsiedels der jeweilige Gottesfronde droben im Haingarten, bis auch deren letzter heimgegangen zu Wuotans Heer, und der Halgadam samt dem Halistan und den Wihistanis im Waldschatten vergessen worden sind, bis ein neues Geschlecht sich ihrer erinnert und neues Leben aus den Ruinen erstehen läßt.

Die Sage aber weiß noch immer vom Einsiedel, vom feurigen Mann ohne Kopf und noch von vielen, vielen mehr zu künden, und wenn es uns geglückt, so werden wir von diesen wieder einmal erzählen. Auch die Nachkommen Witefs sind heute weit über den Rahmen einer Familie hinaus zum Stamme erwachsen, aber viele glauben hinter diesem Namen tschechische Abkunft zu wittern, doch sei es tapfer gehofft, daß diese Geschichte sie eines Besseren belehren möge.





Ein Teil der Sueven dient auch der Isis. Welchen Anlaß und Ursprung der fremde Dienst habe, ist mir räthelhaft geblieben; nur deutet das Bild der Göttin selbst in Gestalt einer Eiburne (Schiff) auf einen vom Auslande eingeführten Kultus.

Tacitus, Germania, cap. 9.

Soch hatte der Römer sein Roß nicht in den Wellen der Donau getränkt, noch hatten die Donauvölker nichts geahnt von der grim-migen Wölfin südwärts der Alpen, noch lief nicht der „Eimes“ längs dem blauenden Strom, und dennoch trug er schon Schiffe und dennoch blühten Städte an seinen Ufern, Städte, von denen die Nachwelt gemeint, der Römer habe sie erbaut, der Römer habe ihnen den Namen gegeben.

Auch gibt es etliche, die da meinen, der Name des Stromes, der Name Donau wäre keltisch; — „Dan — oba“, „donnerndes Wasser“, hätten die Kelten den ersten Germanen zugerufen, als diese bewundernd mit fragenden Blicken auf den brausenden Strom gedeutet. Das ist zwar, was die Namensdeute betrifft, richtig, unrichtig aber, daß

* Zuerst veröffentlicht als: „Der Deutsche Aizenglaube“, Wien, Heimat, 1884; Zürich, Bund, 1884, und als „Die Schifffahrt auf der Donau“, Wien, Deutsche Zeitung, 1889 in drei Fortsetzungen.

 Ad pontem Ises.

das Namenswort keltisch sei, denn es erweist sich als ein echtes und rechtes urariogermanisches Wortgebilde, dieweil es bedeutet: das lönnende donnernde Wasser des mächtigen Stromes, der im hehren Wogendrange das Land durchstößt als donnernde Na u!*

Welch anderes Bild mochte auch der stolze Strom in vorrömischer Zeit geboten haben, ehe noch durch die Verdrängung der Urwälder die modernen Kulturforste entstanden, welch erstere dem Strome mehr als das Doppelte seiner heutigen Wassermenge zuführten. Welch anderes Bild mochte da die Donau geboten haben, als deren Schönheit noch unentweiht durch Kunststraßen, Stromregulierungen und Gefolge, in ihrem stolzen Felsentempel unter Krone saß! —

Wenn man die erdgeschichtliche Bildung des Donauales auf einer guten Landkarte verfolgt und diesen dadurch gewonnenen übersichtlichen Eindruck mit den Beobachtungen

* Die erste Silbe „Don“ führt auf „Thun“, „Thon“, „Dun“ Donner zurück, die zweite „nau“ = Wasser, Strom, daher „Nau-fahrer“ = Schiffahrer, weshalb im übertragenen Sinne das Wort „nau“ auch das Schiff bezeichnete, als Wasserfahrzeug. In einer bayrischen Sage wird die Brücke, die zum Schlosse der „Sybilla Weiß“ führt, die „Thonbrücke“ genannt, was an die Donnerbrücke erinnert, welche als Gegenspiel des Regenbogens in das Reich Helias führt. Der Name „Thonbrücke“ weist nun auf den bei Fredegar genannten See „Dunum“, in welchen sich die Arula ergießt; dies ist der Thunersee im Berner Oberland. Am Vierwaldstättersee findet sich ein Gelände namens „Thun“, und am Hallwilersee gleichfalls ein „Thunfeld“; ebenfalls kommt der Ortsname „Thundorf“ sehr häufig und stets am Wasser vor. Die 1519 erneute Fischerordnung der Reichsstadt Eßlingen verbietet das Fischen „in den Thonauen“, auch heißen die Strudel unter den Wehren und Schleusen der Mühlen „Thonauen“, nämlich: donnernde Wasser, Strudel, Wirbel. — „In den Thonen unter den Mühlen, da das Wasser nach altem Brauch Thonau genannt wird“. — „Donen“, „dunen“, „aufdunnern“ ist noch mundartlich gebraucht für geräuschvollen Staat, für sonntagsmäßig pomp-hafte Kleidung. Der Begriff des Stromnamens will also die gewaltige hehre des mächtigen Stromes befragen, und dies mit gutem deutschen — nicht keltischem — Worte.

des Landschaftsbildes an Ort und Stelle vergleicht, so erkennt man ohne große Mühe, daß das Donautal ebenso wie dessen nördliche Flußtäler (Kremstal, Thayatal usw.) durchaus Auswaschungstäler (Erosionstäler) sind, welche sich das Wasser in mehrhunderttausendjähriger Wühlarbeit aus dem Boden der Ebene ausgewaschen hat. Vom Bord eines Donaudampfers aus betrachtet, erscheinen die Uferhöhen wie Berge; wenn man aber einen dieser Berge besteigt, wird man erstaunt bemerken, nicht auf den erwarteten Gipfel gekommen zu sein, sondern den Rand einer Hochebene erklimmen zu haben, welche hügelige Bildung zeigt und erst beim nächsten Flußlauf wieder sich schluchtartig jäh zur Tiefe senkt, um dort — im kleineren Verhältnis — wieder ein Auswaschungstal zu bilden. Auf jenen Hochebenen liegen Dörfer mit Acker- und Weideland und erst dort, wo der Wald beginnt, senkt sich der Boden wieder zu den Flußtälern, die selten durch Straßenzüge durchlaufen werden, da die Straßen oben auf der Ebene ziehen, woraus der eigentümliche landschaftliche Reiz, die oft geradezu urwaldgleiche Wildheit jener Flußtäler, z. B. des oberen Kremstales, des Thayatales u. a. sich erklärt. Zieht man nun aber erdgeschichtliche (geologische) Landarten zu Rate, so wird man bald das Rätsel dieser Erscheinung in den nacheiszeitlichen Binnenmeeren und Seebecken gelöst sehen; denn dort, wo eben die Donau gezwungen war, sich ihren Lauf mittels solch eines Auswaschungstales zu bahnen, dort war in jenen voreiszeitlichen Meerbecken entweder eine Untiefe oder möglicherweise sogar schon ein schmaler Streifen Festland, der durchbrochen werden mußte, um den Wassern zum Abflusse zu dienen. Je nachdem nun die gewaltigen Ablaufwasser dieser nacheiszeitlichen Meere, die durch das rasche Schmelzen der ungeheuren Gletschermassen, welche Mitteleuropa bedeckten, sich gebildet hatten, durch solche hemmende Untiefen sich wühlten oder durch den sandigen Meeresboden sich den Weg bahnten, je nachdem zeigt das heutige Donautal seine stolzen, oft grauig schönen fels-



Abb. 29. Frau Anna von List, geb. Wittef,
Gattin des Verfassers. (Nach dem Ölbilde von
E. W. Braunthal in Wien.)

 Ad pontem Ises.

schluchten oder seine idyllischen vielverästelten Auwaldläufe — die sogenannten Prater — in steter Abwechslung. Immer ist solch ein Felsen- und Bergpaß ein für sich abgeschlossenes Ganzes, dem eine lange Flucht von Auwaldbeständen folgt, bis ein neuer Abschnitt eines Engpasses kommt, der sich schon von weitem durch eine bergähnliche Erhöhung an beiden Ufern die Stromrichtung meist senkrecht durchquerend ankündigt, in welche Bodenerhöhung dann der Strom eintritt, sich durch diese den Durchzug bahnend.

Betrachten wir nun zuerst, wie ein Strom- oder Flußbett entstand, so ist in erster Linie als Ursache die massenhafte Wasserentwicklung durch das Abschmelzen jener riesig-großen Binnenlandgletscher Mitteleuropas ins Auge zu fassen,* welche Wassermengen heute kaum auszudenkende Überschwemmungen (Sintflut) zur Folge hatten. Dieses Meer suchte nun, dem Gesetze der Schwere folgend, einen Abfluß. Nachdem ein solches Seebecken weit seine Ufer überschritten hatte, stürzte mit mächtigem Schwall — weit wassergewaltiger als der heutige Niagara-fall — die Wassermasse über seine felsigen Ufer in tiefergelegene Bodensenkungen hinab. Dies dürfte bei unserer Donau in der Gegend des Kasanpasses oder beim Eisernen Tor gewesen sein. Dies währte solange, bis die Wassermasse den Felspaß ausgewaschen hatte und das Meer, das nun einen Abfluß gefunden, abgeflossen war. Der ehemalige Meeresboden verwandelte sich in Sumpfland, das bald mit Sumpfwaldungen sich bedeckte und so für den Menschen bewohnbar wurde, der von den Höhen niederstieg, auf dem durch die Sonne getrockneten Meeresboden sich niederließ und den neugewonnenen Grund und Boden dankbar als ein Geschenk des Sonnengottes in Besitz nahm. Der Katarakt, der an der Abflußstelle des Binnenmeeres verschwunden war, erschien nun dort wieder, wo

* Guido-Litz-Bücherei Nr. 4 (Völkernamen), Seite 3 ff. — Nr. 3 (Rita), Seite 58 ff.

£ i f f, Deutsch-Mythologische Landschaftsbilder.

das nächst höher gelegene Binnenmeerbecken die schmälste und tiefstgelegene felsbrücke vorfand, welche zwischen dem noch vollen oberen und dem nun entleerten unteren Becken die Scheidewand bildete; in unserem Falle also die Enge zwischen Hainburg und Theben, der Grenze zwischen der ungarischen Tiefebene und dem sogenannten Wiener-Becken. Nun wiederholte sich derselbe Vorgang zwischen dem Kahlenberge und dem Bisamberge, wodurch das sogenannte Tullner-Becken sich trocknete, welchem dann die Wachau und später jener Strompaß zwischen Persenbeug und Urdagger folgte, und so fort, bis alle Strompässe geöffnet, das letzte Binnenmeer abgelassen und das Strombett der Donau, so wie die Fluß- und Bachbetten ihres Zuflußnetzes in ihren Hauptlinien vollendet waren. Die Seebecken des Platten- und des Neusiedler-Sees, sowie die bayrischen Moose (Sümpfe und Sumpfwaldungen) sind die letzten Überreste jener Wasserbecken, welche in Urtagen fast den ganzen Kontinent überschwemmt hielten, während die Gletscher in unseren europäischen Hochgebirgen die letzten, sich immer mehr verringernden Überbleibsel des einstigen Eispanzers bilden, der zur Eiszeit unseren Erdteil umgürtete.

Aus dem Vorgesagten ergibt sich nun, daß die Wachau schon wasserfrei war, als noch in der Gegend des heutigen Persenbeug ein gewaltiger Wassersturz toste, während der obere Teil des Donaulandes noch unter dem Wasserspiegel schlummerte.* Zweifellos war aber die Wachau schon von Menschen besiedelt; denn es mochte Jahrtausende gewährt haben, bis die Wasser jene Schlucht ausgehöhlt hatten, welche das Donautal zwischen Persenbeug und Urdagger heute darstellt. Der Name Ad pontem Ises bezeugt den

* Genau so wie noch heute die Niagara-Seen oberhalb des Niagara-falles bestehen, der — nach Berechnungen — nach etwa 170 Jahren einstürzen wird, worauf sich die Niagara-Seen entleeren werden und Neuland hervortreten wird.

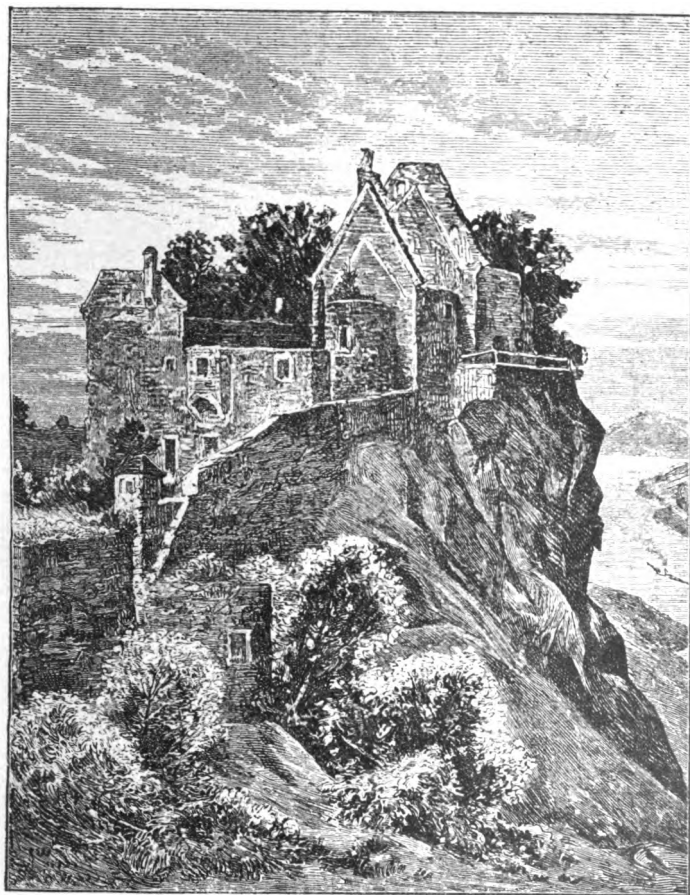


Abb. 30. Siehe Seite 215 u. 260 ff. Ruine Aggstein an der Donau.
(Nach einer Handzeichnung aus dem Skizzenbuch des Verfassers.)

14*

 Ad pontem Ises.

Kultplatz der Frau Ise, der germanischen Nirenmutter und der Name Persenbeug — der irrtümlich als die böse Beuge (pösin Poigen) gedeutet wurde — erklärt sich aus Pison = Wasser, Strom, Fluß und Poigen = Bogen, Sturz, also Wasserfall, Wassersturz, Katarakt; freilich auch eine böse Beuge. Dieser Wassersturz, den wir in der Edda den Sturzbach Sökwabeckr zur mythengeschichtlichen Vergleichung an die Seite stellen wollen, ist von großer Bedeutung zur Namensbestimmung; denn im Grimnismal 7 wird verkündet:

Sökwabeckr heißt die vierte,* fühle Flut
 Überrascht sie immer;
 Wuotan und Saga trinken alle Tage
 Da selig aus goldenen Schalen.

Mit Bezug auf diese eddische Stelle ergibt sich — wie hier nur kurz angedeutet sein soll — daß aus dem dritten Aggregatzustand der Materie, dem flüssigen (Element des Wassers), der vierte Aggregatzustand der Materie, das feste (Element der Erde), durch den waltenden Sonnengeist (Wuotan) erzeugt wurde. Daher dort jene Kultstätte des weiblichen, gebärenden Urwesens, während jenseits des Kataraktes das unnahbare Heiligtum des männlichen, zeugenden Sonnenurgesistes gedacht wurde.

Mähtlich sank der Wassersturz in sich zusammen, die Felsenschlucht tat sich auf, aber alle nur denkbaren Schrecknisse bot sie den kühnen Eindringlingen und heute noch bestaunen wir als die letzten Reste dieser großartigen Umgestaltung den Greiner-Schwall und den Struden, während noch im Jahre 1858 der seither verschwundene Wibel dräute. Kein Wunder daher, daß der Armenisch diesen Gegenden, der in der Wachau die ihm nächststehende, ihn sympathischer anmutende weibliche Gottheit waltend sich dachte, dort in jenem

* Es ist die vierte der zwölf Götterburgen oder Sonnenhäuser welche dem Zeichen des Widders (Y) des Tierkreises entspricht; Näheres darüber in Guido-Eist-Bücherei Nr. 5: Bilderchrift der Ario-Germanen.

Tale der Schrecken die Geheimnisse der zeugenden, bildenden Gottheit (des Weltenschöpfers Demiurgos) verborgen währte, und daher jenen Teil des Donautales eben dieser männlichen Schöpferkraft der Gottheit weihte.

Die Wachau ist nach der Donaunige Wachilde genannt, welche dem Riesen Wate (Wuotan) den Sohn Wieland gebär. Im Sturzbache Sökwabeck trinkt Wuotan mit Saga aus dem goldenen Becher des Überflusses; d. h. Wuotan, der die Hälfte der Toten (das Wal), die entkörperten Seelen erhält, vereinigt im Sökwabeck mit Frau Saga (Freya), welcher die andere Hälfte des Wal, die entseelten Körper, anheimfallen, Seelen und Körper zu erneuerter Wiedergeburt im ewigen Neuzeugen und Neugebären, um den Riesen Tod zu besiegen. Darum stand vor dem Sturzbache Pison-Poigen die Heilstatt der Frau Isa, das alte Ib-Isa (Ibbs, römisch verderbt in ad pontem Ises) nämlich: Bogen (Ib = Eibe = Bogen) der Isa, also: Pison-Poigen; Isa oder Ise ist aber das empfangende, gebärende Prinzip des Wassers, wie Gerda, Hertha usw. dasselbe Prinzip als Erde bedeutet. Als Wachilde ist sie genau dasselbe weibliche Urwesen des Wassers, denn: Wach = uach = ach = hervorkommen und hild (child = Kind), also: Gebärerin, die Kinder hervorbringt. Daher läßt eben Mythe und Sage die kleinen Kinder aus dem Wasser, dem Kindleinsbrunnen, hervorbringen und durch den Storch bringen, denn der Storch hieß Udebar oder Uthebar und athe = oth = Reichtum, Besitz, Gut und bar = geboren werden, tragen, bringen. Da aber Kindersegen als Reichtum galt, war Meister Udebar, der Storch, als Kinderbringer auch der Reichtumbringer und ward darum gefriedet, indem man ihm auf dem Dachfirle ein Wagenrad zum Nestbau anbrachte. Aber auch Wathe, dessen Name sich mit Wuotan deckt, war als die zeugende Urkraft, als Schöpfer, als Demiurgos (Weltbaumeister) der Schatzspender und daher Oski, der Erwünschte. Aber unter dieser Bezeichnung ist er immer der Licht- und Sonnen-

 Ad pontem Ise.

gott und darum muß seine Versinnbildlichung als die schöpfende, zeugende Urkraft des Wassers gefunden werden, um das männliche Gegengewicht zu Frau Isa zu bezeichnen. Als solcher läge, scheinbar König Iso, „ein vischer rich und wise (weise)“ des Märchens nahe; aber eben nur scheinbar, denn Iso ist nur einer der zahlreichen Nebennamen des großen Meer- und Wassergottes, der in seiner letzten Schlußfolgerung Wuotan = Ultvater selber ist.

Im Gebiete der Wachau finden wir ihn als Ogir (Agir, Agez) im Ortenamen „Aggstein“, und in dem Strompasse zwischen Persenbeug und Urdagger erscheint er als Hnifudr (Nifuz) im Ortenamen „St. Nikola“. Das ist kennzeichnend, denn Nifuz ist der Wogenherr, und in demselben Strompasse finden sich noch, stromab von dem kleinen Weiler Hirschenau gelegen, nächst den Höfen (Zierhof) (Ziuhof!) und Rottmeyer (Ruothmar!) das — freigericht Hirschena u !!! — Das ist wohl sehr bezeichnend, aber noch lange nicht so bezeichnend, wie die näheren Umstände der Burg Werffenstein* oberhalb St. Nikola.

Es wurde schon oben gesagt, daß St. Nikola eine wuotanistische Opferstätte war. Diese wurde selbstverständlich ebenfalls verchristlicht und wurde der Sitz der waltenden Armanen ebenso selbstverständlich in ein Kloster verwandelt. Das armanische „Waltungshaus“ ward zum Kloster „Waldhausen“. Dieses Kloster errichtete nun nächst Sankt Nikola ein Mauthaus, denn die freiwilligen Opfer der Wuotanisten wurden in eine unfreiwillige christliche Steuer (Maut) umgewandelt und das Kloster Waldhausen setzte seinen Mautvogt in jenes Mauthaus, das sich im Laufe der Zeit zur Burg Werffenstein erhob und erweiterte. Der Name „uarpfenstein“ hat seinen Ursprung vom „Auswerfen“ des früher freiwilligen Opfers und der

* Eigentum des hochbedeutenden verdienstvollen Rassenforschers Dr. Jörg Lanz von Liebenfels, des neuzeitlichen Alphilas, welcher die Burg zum Sitz „des Ordens vom Neuen Tempel“ ausgestaltet.

späteren zwangsmäßigen Steuer der Maut. Noch später ward aus der Mautburg eine Raubburg, welche als solche gebrochen und zerstört worden war.

Nur beiläufig mag erwähnt werden, daß es Herrn Dr. Jörg Lanz v. Liebenfels gelang, gestützt auf archivalische Forschungen, festzustellen, daß Burg Werffenstein im Besitze der Königin Helche, der ersten Gemahlin König Ekels, sich befand, sowie er ebenfalls den geschichtlichen Ruodegar (Rüdiger) von Bechelaren nachgewiesen hatte.

Weiter stromab, unterhalb der Burg Werffenstein kommt Ruine Sarmingstein in Sicht, deren alter Name Säbnichstein (Säben-nicha = Sonnen-nire), ähnlich wie Cheben (Seben) an der Donau an der Marchmündung an den Sonnenkult am Wasser erinnert. Weiter stromab liegt Freyenstein, die Burg der sonnigen Freya, der Besitzerin des Schwanenhemdes, wodurch der Sonnenkult mit dem Wasserreiche abermals in inniger Berührung zur Anschauung sich bietet.

Im Gylfaginning 15 der jüngeren Edda heißt es: „Bei der anderen (zweiten) Wurzel der Esche Yggdrasil hingegen, welche sich zu den Hrimthursen (Eisriesen) erstreckt, ist *Mimir s Brunnen*, worin Weisheit und Verstand verborgen sind. Der Eigner des Brunnens heißt *Mimir* (Mime) und ist voller Weisheit, weil er täglich von dem Brunnen aus dem Giallarhorn trinkt. Einst kam Allvater dahin und verlangte einen Trunk aus dem Brunnen, erhielt ihn aber nicht eher, bis er sein Auge* zum Pfande setzte. So heißt es in der Wöluspa:

Alles weiß ich, Wuotan, wo Dein Auge blieb:

In der vielbekannten Quelle Mimirs.

Meth trinkt Mimir jeden Morgen

Aus Walvaters Pfand: Wißt Ihr, was das bedeutet?

Der Brunnen Mimirs quillt aber dort, wo ehemals Ginnungagap — das Chaos — war, also wo die Schöpfung

* Näheres über diese Mythe: Guido-Liſt-Bücherei Nr. 1: Runen-geheimnis, Seite 5 ff.

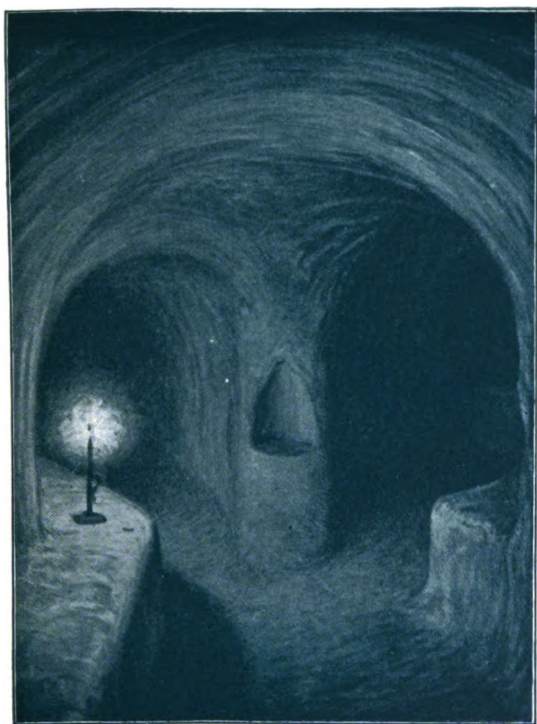


Abb. 31. Typische Szenerie aus einem niederöstr.
„Erdstall“. Stelle einer Ganggabelung. Um Mittel-
pfeiler eine Lichtnische. Rechts und links Sohl-Bänke.
(Photographie und Reproduktion der F. F. graphischen
Lehr- und Versuchsanstalt in Wien.) Siehe S. 39–42.

 Ad pontem Ises.

begann. Wenn nun aber der Edda zufolge die Götter bei der dritten Wurzel Yggdrasils, bei Urdas Born ihre Gerichtsstätte hatten, so ist es nicht auffällig, daß auch hier bei Ib-Isa oder Pison-Doigen, beim Spiegelbilde des Sturzbaches Söckwabeckr, wie des Bornes Mimir sich ebenfalls ein Halgadom, eine Gerichtsstätte, ein *f r e i g e r i c h t* findet; waren doch alle Halgadome Schulen, Kirchen und Gerichtsstätten in einem, und die Namen Zierhof = Ziuhof, und Rottmeyer = Ruotmar, d. i. Rechtswalter, sind dafür sprachgeschichtliche Denkmale von zwingender Beweiskraft. Da nun aber, wie wir aus der oben kurz geschilderten erdgeschichtlichen Entstehung des Strompassies zwischen Persenbeug und Urdagger erkannt haben, die Entstehung jenes Strompassies sich vollzog, als schon die Gegend bevölkert war, der Urbewohner der Umgegend Zeuge war, wie sich aus den Sinnungagap gleichenden chaotischen Verhältnissen nach und nach jener Strompaß bildete, so ist es von zwingender Notwendigkeit, daß die gewaltigen Bilder der Edda, welche aus beobachteten Naturvorgängen heraus dichterisch geschildert wurden, hier mindestens zu Vergleichen herangezogen wurden, wenn wir nicht geradezu annehmen wollen, daß sie hier angeichts jenes majestätischen Naturschauspiels selbst entstanden sind.

Es ist also im Sturzbache Pison-Doigen, dem Bogen der Isa (Ib-Isa, Pbbs, ad pontem Ises) das verkörperte Spiegelbild der geistig geschauten Mimirs-Brunnen unschwer zu erkennen und aus diesem Grunde ist die älteste und machtvollste Ausgestaltung der schöpferischen Urkraft des Wassers als Mimir oder Mime hier nicht nur gedanklich, sondern naturnotwendig auch namensmäßig festgehalten.

*

Dort, wo sich der uralte Markt Urdagger dehnt, dort stand schon in Vortagen eine germanische Siedelung, denn heute noch steht über ihm auf einem Berge die Wallfahrts-

kirche St. Ottilie. Das war ein germanischer Kultplatz, eine Heilstatt der Nornen, der Schicksalsgöttinnen. Und diese hatten alle Ursache, dort zu walten, denn alle die von dort aus sich dem tosenden Strome im schwanken Fahrzeug anvertrauten, alle diese hatten in jenen fernen Tagen nur zu sehr ein Recht, an das Schicksal eine Frage zu tun, vor Beginn der fährlichen Ausfahrt.

Zwei mächtige Urgebirgssäulen engen da plötzlich das Donautal. Starr und uferlos steigen die Felskolosse von bläulichem Granit aus den schäumenden Wassern, verborstet Föhrendickicht überwuchert die Schründe und ringt im wilden Kampfe um Luft und Leben.

Der letzte Hochzeitszug der „Windsbraut“ hat eine breite Gasse gerissen in die Föhrenmassen, gestürzte Baumleichen modern, vom Schlinggefräute überwuchert, anderen Nachkommen ihres Geschlechtes als Untergrund dienend. Dort wiegt sich ein niedergebrochener Stamm im grünlichschwarzen Gewässer, umspielt vom weißschäumichten Gischt, umdonnert vom tosenden Branden der wütenden Flut. Da bricht sich König Pezo brummend seine Bahn durch das verknautelte Gestrüpp und hoch oben horstet der mächtige Aar, der König der Lüfte. —

Solches zeigt der Blick, den der Kühne ferge hineinwirft in den gähnenden Schlund des furchtbaren Strompasses.

Vorbei ist das Spiel des herrlichen Blauwassers, vorbei sind die zahllosen Inseln mit ihrem im goldigsten Grünlicht leuchtenden Auwaldbestand, durch welche hindurch der freundliche Strom sich in neckischer Nirenlaune geschlängelt; vorbei wie das Spiel der Jugend, wenn die Kämpfe ums Dasein nahen. —

Vereinigt in ein Bett und dieses eine Bett zusammengedrängt zur kaum halben Breite, brausen und tosen die Wasser im wirbelnden Wogenprall hinein in das verdüsterte Felsentor, hinein in die sich fesselartig schließende Schlucht.

 Ad pontem Ises.

Da mochte den fergen wohl ein schütterndes Grauen angegangen haben, als er solchen Unblickes gewahr wurde; da mochte er wohl angeländet haben und hinaufgepilgert sein zur Heilstatt auf dem „Odiliensberge“, * um von den Heilrätinnen da droben Heilsrat zu erbitten; da mochte die Schar der Fahrtgenossen wohl das Los unter sich geworfen haben, welcher von ihnen durch freiwilligen Opfertod in den Wellen der anderen „Naumannsheil“ zu sichern habe.

Das Los war gefallen. Die Wala hatte den Opferfuchen in ebensoviele Stücke zerbrochen, als Fahrtmannen vor ihr gestanden, ein Stück aber in der Kohlenmenge des Opferbrandes geschwärzt. Abgewandten Angesichts und pochenden Herzens griff einer nach dem andern ein Stück des Kuchens aus dem Schurztuche der Wala. — Einer hatte das Opferlos gezogen. —

Da hatten ihn die andern entkleidet, an Händen und Füßen gebunden, aber blumenbefrängt vom Schiffe in die gurgelnde Flut gestürzt. Sein Gewand, seine Waffen und sein Hut wurden unter dem Gemurmeln von Segensprüchen vorne an den Schnabel des Schiffes genagelt. Diese waren zu Heilszeichen, zu Fahrtbeschützern geworden, sie bürgten für „fergenheil“.

Jetzt war das furchtbare überstanden; jetzt hub erst ein scharfes Zechen an und noch manche Opfergabe floss den Heilrätinnen am Odilienberge in ihren Heilumsfchat.

Udern Tags begann die Fahrt. — Die Hafttaue wurden losgeworfen, die Ruder knarrten und langsam schob sich das plumpe Fahrzeug vom Uferwasser hinein in den schäumenden, brausenden Strom. — Noch steht die Sonne tief hinter den blauen Bergen, aber golden leuchtet der Morgenhimmel durch den dichtverwachsenen Forst.

* Die der dritten Runengruppe angehörige Rune Odil oder Othil: gab jener Heilstatt den Namen, und bezeichnet sie als der Vergehungs- oder Todesnorm, der Helia geweiht.

Noch ist der Strom in sein heiteres Blau gekleidet, aber düsterer, drohender nähert sich die Felschlucht, sich immer mehr und mehr aufsperrend wie der heutegehrende Schlund eines gefräßigen Eintwurms.

Dumpfes Gebrause von fernher. Schon beginnt das Schiff zu schwanken. Gurgelnd und glucksend rauscht ein Wellenchaos dem Schiffe entgegen, als scheue es selbst, sich in den donnernden Engpaß zu stürzen, aber im Anprall nachdrängender Wogen brechen die kämpfenden Wellenkämme brausend in milchigem Gischt zusammen und branden in tobender Wut an den feuchtdunklen Felsriffen hinan.

Dem vielstimmigen Wogensange antworten Nachtigall und Kuckuck aus dem forstdunklen Bergland und darüber schwebt der unbestimmbare Brause- und Rauschesang des Waldes wie das Getöse und Geflinge der Winde um die einzelnen Felsennadeln aus den zerborstenen Steintobeln, die da stehen wie die Riesenpfeifen der Urweltssorgel. —

Da schießt das Schiff hinein in den Strudel; es bäumt sich und schwankt, die Ruder knarren, die Spanten ächzen, die Mannen rufen den Taktruf an den Rudern, aber kaum ist dies alles zu vernehmen vor dem Donner der Wasser.

Da brausen die schwarzgrünen Fluten über abgestürzte Felsentrümmer, zwischen welche sich bewältigte Baumriesen geklemmt, dort wälzen sich die Wellen schäumend und grollend in die selbstgebohrten kleinen Öffnungen der Felsbuchten, aus welchen sie wieder und immer wieder brandend zurückbrausen, um abermals weißgischte Wellenfränze zu schwingen im ewig unausgetanzten Wogentanz.

Da dreht sich wieder im Wirbel die graugrüne Flut wie das Schielaug eines ungeschlachteten Wasserriesen und darüber sträubt sich der Schaum wie eine borstige Braue. Dort rauscht das grüne Netz der räuberischen Ran und die neun Wellenmädchen scheinen im grimmen Spiel sich das stöhnende Schiff wie einen Fangball zuzuworfen.

 Ad pontem Ises.

Immer höher türmen sich die Felsen, immer brüllender tobt die Flut, da scheint sie völlig ins Sieden zu geraten.

Vorne steht ein zerklüftet felseneiland mittstroms, umtozt von dem Brüllen und Toben der furchtbaren Brandung. Ein tiefer, gründunkler Trichter tut sich auf, umbordet von einem greulichen Ringe weißschäumigen Gisches.

Da schleudert der ferge eine am Gehörne übergoldete Weißziege mit gewaltigem Schwung in den Wirbel, während die Mannen an den Ruderbäumen zerren, um aus dem Bereiche des alles verschlingenden Wirbels zu gelangen. Furchtbar ist der Tanz des Schiffes, aber die gefährlichste Stelle ist bezwungen. Schon blickt die Sonne milde verklärend über die zerklüfteten felschroffen herein, schon verhallen die Donner der Brandung im Rücken und nur ein scharfes Brausen und Sausen begleitet das Schiff, das den Holmgang bestanden.

Noch bäumen sich hie und da die schaummähnigen Wellenrosse, aber ihr Grimm ist gebrochen, das schwere Schiff gleitet ruhig, fast ohne Schwanken die Klaufe entlang. Da schiebt sich nochmals ein felsenziegel quer über das Bett und brüllend prallen die Wasser in scharfer „böser Beuge“ nach rechts. Jetzt atmet der ferge erleichterten Gemütes auf; die felsengasse öffnet sich, das felstal verschwindet im Rücken, lachender Auen Grün und blaulich-grünes Erlengebüsch überhöht glockig die wieder blaufröhlichen Wellen und in holder Schöne breitet sich ein weites Land vor den Augen des frohgemuten fergen. Die freundliche Heilstatt der holden Frau Ise, „I p - I s a“ ist erreicht.

*

Das Bild ist heute ein anderes geworden. An Bord der „Ariadne“ findet man den Strompaß von Urdagger abwärts „wirklich ganz nett“, bei Grein sogar „romantisch“, bei Struden „pittoresk“, dann findet man St. Nikola „allerliebste“ und ist beim Wirbel enttäuscht, denn man fährt mit dem Dampfer dort, wo ehemals

der Felsenriff des „Haussteines“, den Strom sperrend, den Wirbel erzeugt hatte. Der ward weggesprengt; die Donau wurde um eine gefährliche Stromschnelle, aber auch um eines ihrer reizendsten Landschaftsbilder ärmer.

Nun durchfaßt der Dampfer die weitere, natürlich „romantische“ Felsengasse und gelangt endlich zur Burg „Perfenbeug“ an der bösen Beuge. Der Dampfer umkreist die „Nbbser Scheibe“. Das Bild wird gähnend ein „freundliches“ genannt und der Tourist geht dann in den Salon, um ein Beefsteak mit Spiegelei sich zur Belohnung für den Aufwand von Naturbewunderung zu Gemüte zu führen.

Wie Urdagger oben, ist hier Perfenbeug (Bösenbeug) unten sozusagen die Warte am Ein- oder Ausgang des langen Strompasses. Wie Urdagger oben die düstere Nornenheilstatt „Odilienberg“, zeigt Nbbbs die heitere Nirenheilstatt der Frau Isa. Beide aber liegen je an einer Pforte zum Heilstumstuhl des Donaunires und der Donaunire, welche im niegefrierenden Wirbel und Strudel hausen, wo wir richtig wieder ein St. Nikola treffen, genau wie am Rhein dem Bingerloche eine Nikola-Kapelle folgt. Wie aber Nicuz der Nirenvater hier in „St. Nikola“ verchristlicht erscheint, so kommt er auch mit seinem anderen Namen im Stromnamen Ister vor, wie im Liede von: „Iso dem vischer guot und wise“; weiblich aber in Nehalania, Nicha, Nische, Ise und Isa vor. Diese beiden Namen scheiden sich in Gattungsnamen Nir und Nire, wie in die Personennamen Iso und Isa.

Der Dienst, von dem nun Tacitus spricht, war keineswegs der der ägyptischen Isis, sondern der unserer guten deutschen Frau Isa, welche das Volk heute noch als „Donauweibchen“ kennt, und welche in Nbbbs eine ihrer Hauptheilstätten hatte. Vielleicht bezieht sich gerade auf unser Nbbbs der Taciteische Bericht, der das Motto dieser Abhandlung bildet.

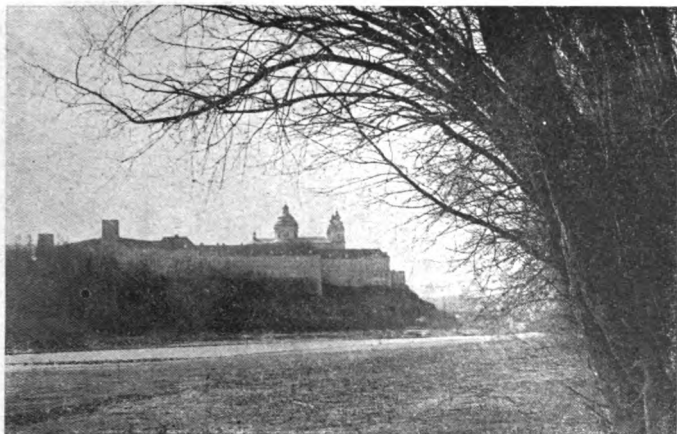


Abb. 32. Siehe Seite 214 u. 296. Die Benediktiner-Abtei Melk
an der Donau. (Wachau. — Photographie von Hatlanek in Wien.)

Ad pontem Ises.

Die Römer nannten den Ort „ad pontem Ises“, die älteste Schreibung des Ortes in deutscher Sprache lautet: 1075, Ipsburg, des Flüsschens aber: 837, Ivisa fluvius; also Ip-Isa.

Die „Tabula Peutingeriana“ berichtigt also den Bericht des Tacitus, indem sie ganz richtig Ises statt Isis sagt.

Aber, wie schon gesagt, hat das Volk sein „Donauweibchen“ nicht vergessen und Wien besitzt sogar in seinem Stadtpark ein reizendes Standbild des Donauweibchens, das freilich keine „Frau Isa“ ist, immerhin aber als solche gelten kann.

Betrachten wir einmal die „deutschen Niren“, da wir hier mitten in das Gebiet des Nirenglaubens hineingeraten sind, etwas genauer. Auch hier finden sich örtliche Abweichungen von deren nordischen Verwesentlichungen, wie uns solche die Edda bewahrte, gerade so wie bei allen Mythen-gestalten.

Die deutschen Niren sind nie zwergartig, sondern an Gestalt und Größe den Menschen gleich, und hierin liegt ihr Hauptunterschied von den nordischen Alfes, welche man sich übrigens auch nicht immer, obwohl meistens, zwerghaft klein denkt. Vorherrschend ist unter ihnen das weibliche Geschlecht. Nur Hauptflüsse haben in der Regel einen männlichen Niri; so der Rhein, die Donau, welchen aber eine weibliche Niri beigegeben ist, als deren Kinder dann die Niren der Nebenflüsse gelten. Doch auch diese Regel zeigt Ausnahmen, wie z. B. die Sage vom Wassermann (Niri) des Pulkauabaches und andere mehr beweisen.

Die weiblichen Niren sind durchgängig von strahlender Schönheit und an nur höchst geringfügigen äußeren Merkmalen als Niren kenntlich und von den Menschen unterscheidbar; sie haben nämlich grüne Zähne, auffallend große, grüne oder wasserblaue Augen und — fischblut. Lassen sie sich außer dem Wasser und dann bekleidet sehen, so macht sie der stets nasse

 Ad pontem Ises.

Kleidersaum oder der feuchte Zipfel ihrer immer blendend weißen Schürze erkennbar; auch sollen sie sich höchst vorteilhaft von ihren warmblütigen menschlichen Schwestern dadurch unterscheiden, daß sie auf ihren Spaziergängen weniger schwachhaft sein sollen als diese. Freilich entbehren sie des anregendsten Gesprächsthemas, das unseren Damen so reichlichen Stoff zu den geistreichsten Konversationen liefert, sie sollen nämlich — sicheren Nachrichten zufolge — keine Dienstboten halten; dies erklärt wohl viel.

Gefellen sie sich aber zu den Menschen, so sind sie sehr vertraulich im Umgange; sie kommen zu Märkte, um Lebensmittel zu kaufen, wo sie aber häufig Fischschuppen statt der Silbermünze auf den Zahlstisch legen. Auch besuchen sie die Menschen in deren Wohnungen und lassen sich wieder von diesen in den ihren besuchen. So mag auch daran erinnert werden, wie ein Bauer einst den ihm befreundeten Nix des Pulkaubaches nicht zu Hause fand und diese Gelegenheit benutzte, die vom Nix unter Glasglocken gefangen gehaltenen Seelen der Ertrunkenen zu befreien. Rasch warf der Bauer diese Glasglocken um und in Gestalt von Luftblasen stiegen die „armen Seelen“ empor.

Die jungen weiblichen Nixen kommen abends beim Mondschein in die Spinnstuben oder unter die Dorflinde, auch zum Kirchweih Tanz, und spinnen und erzählen und singen und tanzen gleich anderen Mädchen.

Über die Menschen haben sich sehr in acht zu nehmen im Umgange mit den Nixen, denn es geht durch fast alle Nixensagen ein dämonischer Zug von Bosheit, Hinterlist und Grausamkeit. Und es kann nicht anders sein; sind sie doch die menschlich gestalteten Eigenschaften des Wassers in allen Erscheinungen im Leben der Natur. Die männlichen Nixe als dessen kräftige und winterliche Eigenschaften, die weiblichen Nixen als Vertreterinnen des heiteren, lachenden, sommerlichen Charakters. Darum ist der Nix alt und grau behaart und bebartet dargestellt, darum ist er vom heiligen

 Ad pontem Ises.

Nikolaus verchristlicht, der am 6. Dezember seinen Einzug hält. Wohl ist er ein grämlicher Alter, aber doch gutmütig, denn er beschert den Kindern die Freuden des Winters, die letzten Früchte des Jahres: Apfel, Nüsse und „Kleßen“, nämlich gedörrte Birnen, und ähnliches. Aber er legt es in den „Totenschuh“.* Welch sanfte, liebenswürdige Mahnung an den Tod, ohne Sense und Klapperbein! Das Schreckhafte hat er dem Agez und der Ran überlassen. Aber auch das freundlichste, tändelndste Bäcklein mit seinen oft teichartig breiten Weibern, wie bösartig, wie grausam kann es oft werden, wenn es plötzlich schwillt und sich tobend über die Fluren wälzt. Dies alles spiegelt sich in der Mythe der Niren wider. Vom Allgemeinen zum Besonderen übergehend, sei noch erwähnt, wie so mancher arglose Fischer in ihre Netze fiel, und wie mancher kühne Ferge, von ihren schaumweißen Armen umschlungen, von ihnen zu Tode gefügt wurde. Dies ihre männerraubende Eigenschaft.

Schon der Umstand, daß den Niren Opfer, selbst Menschenopfer gebracht wurden und noch vielleicht heute gebracht werden, beweist, wie sehr man ihre Heimtücke fürchtete und durch Opfer versöhnen wollte.

Um dieses vielleicht übertriebene Wort jedoch vollkommen erklären und begründen zu können, mag hier gestattet sein, auf jene Zeit einen Rückblick werfen zu dürfen, welche unmittelbar der Einführung der Dampfschiffahrt auf der Donau voranging. Dies war vor dem Jahre 1830, in welchem Jahre der erste Dampfer von Wien nach Pest gefahren war. —

Alle Donauschiffe — mit Ausschluß der Dampfer natürlich, welche auf Kiel gebaut sind — haben flachen Boden, sind im Verhältnis zur Breite sehr lang und erweisen sich vollkommen schmucklos und ohne Anstrich, so daß das rohe

* Dieser „Totenschuh“ ist aber das Heilszeichen der Wiedergeburt. Näheres darüber G.-L.-B. Nr. 5, „Bilderschrift“ S. 337, 342.

Holz überall sichtbar ist, was dem Schiffe keineswegs ein freundliches Aussehen verleiht. Zudem fehlt dem Donauschiffe der stolze Schmuck von Mast und Segel, ja es entbehrt sogar der fröhlich wimpelnden Flagge. Ununterbrochene harte Arbeit bei steter Leibes- und Lebensgefahr machen den Ferch* ebenso gemüts- wie wetterhart und so bietet der schwerfällige „Hohenauer“, wie der Schiffzug genannt wird, keinesfalls jenen eigentümlich reizvollen Anblick, den sonst wohl ein Schiff unter Segel oder Ruder gewährt. Auch in der Talfahrt sind die hochbeladenen und beängstigend tief getauchten „Plätten“ und „Kehlheimer“, „Traunerln“ und „Wachauer“ oder „Regensburger“ nicht eben von schönem Ansehen. Je nach der Größe führen sie am Buge wie am Heck stets zwei bis vier und oft mehr furchtbar lange Steuerruder, richtig „Ruder b ä u m e“ genannt, deren jedes einzelne von drei bis sechs, auch mehr Mann bedient wird. Dies darum, weil das Schiff stromab mit dem Strome treibt, das heißt, ohne eigene treibende Kraft sich mit der Geschwindigkeit des strömenden Wassers weiterbewegt. Da das Schiff also keine eigene Triebkraft hat, entbehrt es naturgemäß auch des Steuerganges und wäre unlenkbar ein Spiel der Wellen, wenn die Steuerung nicht auf andere Weise ersetzt würde. Dies geschieht nun mit den oft über dreißig Meter langen Ruderbäumen, sowohl vorne als auch achterwärts. Mit Hilfe dieser Ruderbäume sind nun solche plumpe Schiffsungefacht unendlich leicht und rasch lenkbar und können sich bewunderungswürdig durch oft schmale und vielgewundene und vielverästelte Wasserläufe durchwinden, die zwischen sichtbaren und überronnenen, immer wechselnden Sandbänken hinziehen. Erst wenn man selbst auf solch einem scheinbar unbeholfenen Fahrzeug, das eher einer Arche Noe als einem Schiffe gleicht, eine Talfahrt

* Das mittelhochdeutsche Ferge des Nibelungenliedes ist in der Schiffmannsprache noch unvergessen, in welcher der Schiffnecht oder Schiffmann noch heute „ferch“ genannt wird.

 Ad pontem Ises.

mit erlebte, erst dann kann man es begreifen, daß alle und jede kunstgerechte Nautik auf der Donau undurchführbar und deren gewaltsame Anwendung ein nutz- und preislos Tun.

Vorne im Kranzel (Bug) steht ein Ferch mit der „Einsetzschale“, welche ihm das „Lot“ oder „Senkblei“ ersetzt. Das ist eine über zwei Klafter lange Stange, welche in sogenannte „G'minde“ höchst eigentümlich eingeteilt ist. Ein „G'mind“ wird heute mit sechs Wiener Zoll angenommen, doch hat dasselbe anderen Ursprung. Die aufgestellte Faust mit senkrecht emporgehaltenem Daumen gab ehemals die Maßeinheit des „G'mindes“. Diese „Einsetzschale“ ist schwarz gestrichen und zeigt am unteren Ende, von diesem drei Schuh (also sechs G'minde) entfernt, einen weißen Ring, der selbst wieder einen halben Schuh, also ein „G'mind“ breit ist. Diesem folgt ein gleich breiter schwarzer und diesem wieder ein gleich breiter weißer Ring. Bis hieher sind also neun G'minde kenntlich bezeichnet. Nun folgt, von der Spitze abgemessen, in einer Entfernung von fünf und einem halben Schuh, also elf G'minden, ein schmaler weißer Ring. Demnach laufen von der Spitze ab die G'mindnummern wie folgt: Am Beginne des ersten weißen Ringes 6, an dessen Ende 7, am Beginne des zweiten weißen Ringes 8, an dessen Ende 9 und endlich beim schmalen weißen Ring 11.

Diese Maßstange nun stößt der Ferch im Kranzel regelmäßig in das Wasser, wenn dieses seichter wird, und liest die „G'minde“ monoton ab, wonach der „Nautführer“, der Befehlshaber des Fahrzeuges dessen Steuerung laut befiehlt.

Unter dem Knarren der Ruderbäume und dem Taktruf der Ruderknechte: „Hö-ruckh!, Hö-ruckh!“ tönt das einförmige G'mind-Ablezen: „Siebene, halberachte, neune, fünfe, halberfünfe, sechse . . .“ und sofort. Hie und da hört man wohl den Schiffsboden über eine Schotterbank scheuern, aber flink wie ein Ual windet sich das dem Steuer so folgsame Ungeschlacht durch die Sandbänke hindurch bis es wieder

freie Fahrt vor sich hat, wo es dann wieder unbeweglich weiterrreibt und die Einsekschale außer Dienst gestellt wird.

Selbst die Dampfer müssen mit der Einsekschale und der alten Ferchenpraxis rechnen; die hohe Schule der Nautik läßt sich nun einmal unser eigensinniges Donauweibchen nicht hinaufdisputieren. — Wohl gibt es prachtvoll-gute und schöne Stromkarten der Donau, welche jede Tiefe, jede Stromgeschwindigkeit genau in Ziffern ausdrücken, jede Sand-, jede Schotterbank, jeden Haufen wie jede Insel verzeichnen, aber diese Karte war schon am Tage nach ihrer Aufnahme nicht mehr richtig, und am Tage nach ihrer Ausgabe geradezu falsch. Und dies darum, weil das Relief des Stromgrundes ebenso beweglich wie sein Wasser ist, weil da, wo heute eine Stromtiefe von mehr denn fünfzehn Schuh vorhanden, bereits morgen eine Sandbank liegen kann, und umgekehrt. Der Donauschiffer, ob Nautiker, ob Dampfschiffkapitän muß sich bei jeder Fahrt aufs neue den Weg suchen, will er nicht „lend“-fahren, und dies ist der Grund, warum auch die Donaudampfschiffahrt nachgeben und zur Ferchenpraxis zurückkehren mußte, welche ihre ersten Kapitäne vor einem halben Jahrhundert und noch etwas später höchst vornehm ignorieren wollten. Erst nachdem sie unzählige Male zum ungeheuerlichsten Vergnügen der alten Ferchen, aufgefahen, lendgefahen, ledgefahen waren, da nahmen sie altbewährte Donauschiffer, sogenannte „Nautiker“ zu Steuerleuten und siehe da — es ging. Seitdem kann bei der österreichischen Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft keiner ohne Ausnahme zum Kapitän vorrücken, der nicht mehrere Jahre vom Matrosen — also richtig vom Ferchen auf, tatsächlich und nicht nur angeblich gedient hat.

Was nun die Schiffsformen jener Donauschiffe anbelangt, so sind diese sicher uralt wie deren eigentümliche Handhabung; ja sie mögen schon lange vor den Römerzeiten kaum anders gewesen sein. Gewiß haben auch die Donauerferchen jener Zeiten die römischen Liburnier ganz auf ähnliche Weise

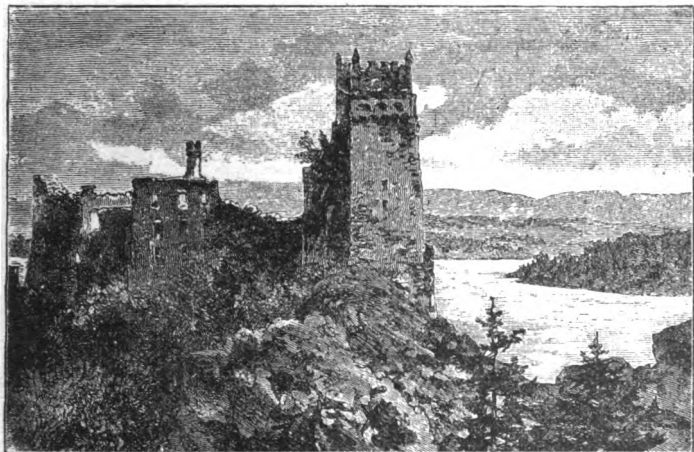


Abb. 33. Siehe Seite 214. Ruine Weitenegg an der Donau. (Wachau.)

 Ad pontem Ises.

verspottet, wie sie es etliche Jahrhunderte später mit den Dampfschiffkapitänen getan, und ebenso gewiß sind auch diese zu einem ganz gleichen Rückzug wie jene gezwungen gewesen.

Die Hauptgattungen der Donauschiffe nach der Größe geordnet, sind folgende:

„Kehlheimer-Platte“. Kranzel (Bug) und Achter (Heck) stark aufgezogen (aufwärts geschweift) und gespißt. Durchschnittlich 42 Meter lang, 7·6 Meter breit.

„Wachauer Gam s“. Kranzel scharf aufgezogen, scharf gespißt; Achter wenig aufgezogen, stumpf gespißt. 30·5 Meter lang, 4·75 Meter breit.

„Siebener Zille“ (geraffelt). Kranzel sehr stark aufgezogen und scharf gespißt; Achter stumpf gespißt und schwach aufgezogen. 38 Meter lang, 5·67 Meter breit.

„Regensburger Gam s“. Kranzel scharf gespißt, stark aufgezogen; Achter stumpf gespißt, nicht aufgezogen.

„Rosenheimer Platte“. Kranzel scharf gespißt, wenig aufgezogen; Achter breit, flach verlaufend. 22·75 Meter lang, 5·76 Meter breit.

„Schwaben Platte“. Kranzel stumpf gespißt, wenig aufgezogen; Achter breit, flachverlaufend. 22·75 Meter lang, 5·76 Meter breit.

„Trauner Platte“ (Traunerl). Gebaut wie die Rosenheimer-Platte. 24·66 Meter lang, 3·80 Meter breit.

„Salzburger Platte“. Voriger gleich, nur ist auch das Kranzel nicht aufgezogen. 22·75 Meter lang, 5·76 Meter breit.

„Essig Waidzille“. Gebaut wie das Traunerl. 8·85 Meter lang, 2·54 Meter breit.

Außer diesen behördlich festgestellten Hauptformen der Donauschiffe kommen auf diesem Strome noch flöße in Verwendung, welche wieder in Baum- und Ladenflöße sich unterscheiden, und sowohl in ihrer Breite, wie in der Anzahl ihrer Flügel verschieden sind.

Ist nun auch die Talfahrt dieser Schiffe sehr interessant, so ist solches bei deren „Na u-“ oder Bergfahrt in noch weit höherem Grade der Fall, indem ganz besonders bei der „Naufahrt“ das alte Junstzeremoniell des Donauferchen noch heute geübt wird. Auch dieses, wie sein ganzes Brauchtum ist uralte, und hat viele mythische, aus dem Wuotanstum stammende Züge bewahrt.

Seit Einführung der Dampfer sind die alten „Hohenauen“ oder „Hohenauen“, * wie die Schiffzüge gegen Stroms genannt werden, nur mehr auf ein Schiff beschränkt, während ehemals eine Hohenau aus vier aneinander gefeiltten Schiffen bestand. Die Gesamtladung einer solchen Hohenau betrug 6000 Zentner, in vier Schiffe nach erfahrungsgemäßen Verhältnissen verteilt. Jedes der Schiffe war $4\frac{1}{2}$ Schuh oder 9 Gminde tief getaucht und die Gesamt-Hohenau erforderte einen Krastaufwand von zwanzig Paaren schwerer Hengste, sogenannter „Pinzgauer“, welche noch an besonders reißenden Stellen, wie im Strudel oder Wirbel eine Vorspann von oft ebensoviele Zugochsen erhielten. Im Strudel wurden selbst den ersten Dampfschiffen noch zwanzig und mehr Paare Ochsen vorgespannt; erst die neueren Dampfer vermögen diese Stromschnellen ohne Vorspann selbständig zu nehmen.

Was nun solch eine alte Hohenau betrifft, so war sie streng nach altem Brauch gegliedert, und zerfiel von vornherein in zwei Teile, den Roßzug und den Schiffszug.

Der Roßzug unterstand den drei obersten Roßleuten, welche in der Ferchensprache „Merigamer“** genannt wurden. Der erste war, oder ist vielmehr heute noch der „Vorreiter“ genannt, der zweite „Afterreiter“,

* Die Betonung fällt auf das „nau“; also Hö-nau, Höhe-nau. Nau = großes Wasser u. im übertragenen Sinne Schiff. G.-L.-B. Nr. 5, „Bilderschrift“, Seite 29, 81, 264.

** Meri = Mähre = Pferd; gam = Mann (Bräutigam = Brautmann) also: Pferdemann.

 Ad pontem Ises.

und der dritte „Marstaller“. Jeder dieser Drei hatte einen Knecht, „Bock“ genannt, welcher daher Vorbock, Afterbock oder Marstallbock hieß. — Der Vorreiter führte den Befehl über alle Merigamer, und stand unmittelbar unter dem Oberbefehl des „Hohenaufestaler“, der die Hohenau befehligte und sich im Kranzel (Bug) des ersten Schiffes befand. Der Afterreiter ritt das letzte Roß in der Zwiesel, in welche das Zugseil geschoren war. Das war natürlich der schwerste Hengst des Zuges. Da der Afterreiter der letzte im Roßzuge war und alle Reiter vor sich hatte, so war auch er es, der den Zug antrieb und dessen Geschwindigkeit bestimmte. Alle sonst erforderlichen Reiter führten den Namen „Scharreiter“ und waren in „Fähnlein“ zu je drei Reiter abgeteilt. Der erste der Scharreiter war (und ist noch) der „Hundseilreiter“. Der Marstaller hatte mit seinem Marstallbock für die Verpflegung der Rosse während der Reise zu sorgen.

Von der Zwiesel, in welcher das Roß des Afterreiters ging, lief nun das Seil zurück zu den Schiffen. Da dieses aber zu lang war, um nicht durch die eigene Schwere vor den Schiffen ins Wasser zu sinken, lag es noch auf drei kleinen Zillen (Nachen) auf, ehe es das erste große Schiff erreichte. Diese drei ersten Zillen (auch Klobenzillen, Seilplätten genannt), waren von je einem Ferchen, dem „Vorfahrer“, dem „Mitterfahrer“ und dem „Vornaufahrer“ bemannt. Erst jetzt folgte das erste und größte Schiff, die eigentliche „Hohenau“, die dem ganzen Schiffszuge den Namen gab.

Dieses Schiff hatte 1750 Zentner geladen. Vorne im Kranzel der Hohenau stand der Hohenaufestaler mit der Einsehschale und befehligte den ganzen Zug. Die Besatzung dieses Schiffes bestand aus dem „Seilträger“, dem „Steuermann“, dem „Hilfssteuerer“, dem „Koch“, dem „Bruckknecht“ und dem „Seilbiegler“ nebst den übrigen nicht besonders benannten Ferchen. Der Bruckknecht und der Seilbiegler be-

fanden sich aber in dem kleinen Schiffe, das neben der Hohenau lief und die „Seilmuizen“ genannt war, weil sie das Aufstrickseil zu tragen hatte. Der Bruckfnecht hatte das Seil zu handhaben, das der Seilbiegler festknotete.

Diese beiden hatten (und haben heute noch) einen sehr lebensgefährlichen Dienst, da namentlich das „Wechseln“ des Seiles, wenn nämlich der Rofzug auf das andere Ufer übersezt, oder das Zugseil in einem anderen Winkel zur Kiellinie des Schiffes zu legen ist, große Geschicklichkeit, große Vorsicht erfordert. Bei dem „Wechseln“ des Seiles schlägt dieses oft unberechenbar aus, oder wirft Schlingen, und nicht selten kommt es vor, daß es dem einen oder anderen einen Fuß abschlägt, oder ihn gar zu Tode trifft.

Das zweite Schiff, das nun im Schlepptaue der Hohenau folgte, war der „Hohenaunebenbeier“, der eine Ladung von 1450 Zentnern führte. Dessen Mannschaft bestand aus dem „Nebenbeifahrer“ im Kranzel, dem „Hilfssteuerer“, dem „Hangersfnecht“ am Seil und dem „Wasserer“; am Uchter dieses Schiffes hing die „Kuchelzille“, das Fahrzeug des Kochs.

Diese beiden ersten Schiffe bildeten die vordere Abteilung des Zuges; nun folgte die rückwärtige Abteilung am „Schwemmerseil“, woher sie der „Schwemmer“ hieß. Auch diese bestand aus zwei Schiffen. Das erste dieser beiden hatte 1550 Zentner geladen und ward der „Schwemmhohenauer“ genannt. Seine Mannschaft bestand aus dem „Schwemmerseftaler“, dem „Schwemmerbruckfnecht“ und dem „Schwemmersteuerer“.

Das vierte und letzte Schiff, der „Schwemmernebenbeier“ mit 1250 Zentnern Ladung war bedient vom „Schwemmernebenbeier“ und dem „Schwemmerhängersfnecht“, der auch der „Krümer“ oder der „verlorne Mann“ genannt wurde. Am Uchter dieses letzten Schiffes hing eine große Zille, die sogenannte

 Ad pontem Ises.

„H a f e r g a i ß“, in welcher der Hafer für die Rosse geladen war.

Daß solch vielfach gegliederter Zug auch ein eigenartiges Zeremoniell zur Abfahrt herausbilden mußte, ist selbstverständlich, und ist dieses auch heute noch, wo die „Hohenau“ nur mehr aus einem Schiffe besteht, im vollen Schwunge.

Schon sind die Rosse beschirrt und beritten, da bringt der Seilträger, der mit der Seilmuße von der Hohenau kommt, einen Steinkrug, den sogenannten „Plutzer“* voll Wein und füllt damit einen kleinen Becher an. Der Vorreiter hält nun sein Roß an, und diesen grüßt der Seilträger mit folgenden Worten: „Bring Euch den heiligen J o h a n n i s s e g e n.“ Darauf trinkt er den Becher bis auf einen kleinen Rest leer, den er nun durch eine Armschwenkung über seinen Kopf hinweg nach rückwärts ausgießt. Den frischgefüllten Becher leert nun der Vorreiter, wie vorher der Seilträger, und gießt den Rest wie dieser hinter sich über seinen Kopf hinweg. Dann gibt er den Becher zurück, indem er spricht! „In Gottes Namen den heiligen Johannissegens.“ So macht es jeder Scharreiter, bis der Usterreiter den letzten Trunk der Merigamer tut. Da spricht der Scharreiter: „In Gottes Namen fahren wir.“

Und nun wird das Aufstrickseil in die Zwiesel des Usterrosses eingeschoren, und fährt der Seilträger unter beständigem Seilauswerfen mit der Seilmuße zum Hohenauer zurück, wo er das Seil dem Hohenaufestaler übergibt, der es nun seinerseits in die „S c h w i n g“ einschirrt und das Zeichen zur Abfahrt gibt.

Jetzt übergibt der Seilträger den Weinplutzer dem Hohenaufestaler, welcher nun dem Seilträger den Johannissegens unter genauer Beobachtung des gleichen Zeremoniells zutrinkt, wie solches vorher der Seilträger den Rosfleuten

* Dies ist ein sehr dickbauchiger Steinkrug mit engem, kurzem Hals, Henkel und schmalem Boden.

getan. Der Seilträger trinkt nun dem Bruckfnecht, dieser dem Seilbiegler und dieser den anderen ferchen genau der Rangstufe nach zu, welche alle ebenfalls den letzten Tropfen über den Kopf hinweg nach hinten ausgießen.

Im Frühjahr, wenn die Mannschaften der Schiffszüge für das laufende Jahr zusammengestellt werden, und die erste Fahrt ihre Ausreise anhebt, da nimmt sich jeder ferch wohl in acht nicht über Bord zu fallen, denn der „Erste“ ertrinkt immer; sein Ersatzmann ist schon an Bord, das ist der verlorne Mann. — Man ist beim Ketten dieses „Ersten“, selbst heute noch sehr langsam und kommt immer zu spät. Daß man sich überhaupt den Anschein gibt, als wolle man Hilfe leisten, hat nur seinen Grund, um sich der Behörde gegenüber rechtfertigen zu können; „mir habn gleiwelscht alles tan, aberscht 's war halt nit möglich!“ Früher, als die Gerichte noch nicht so neugierig wie heute waren, und es ganz selbstverständlich fanden, daß dann und wann einer an zuvielm Wassertrinken verstarb, da gab man sich auch gar nicht den Anschein, als wolle man retten; selbst die Hand reichte man dem „Ersten“ nicht, um ihm zu helfen, man ließ ihn ruhig ertrinken, und rief ihm zum Troste die Worte zu: „Nandl (Ferdinand) gib dich, der Herr wills nicht anders haben.“ Dies war der Abschiedsgruß für das Opfer, das der Strom sich selbst gewählt, der Abschiedsgruß, der heute noch ertönt, wenn nicht unbequeme Zeugen in der Nähe.

Die anderen aber rufen: „fangts den Hut und laßts den Schelm rinnen!“ Den Hut des Ertrunkenen muß man haben, selbst mit Lebensgefahr wird derselbe aus dem Wasser geholt, um vorne am Kranzel der „Hohenau“ angenagelt zu werden.

Der Ruf „Nandl“ oder „Jagghel gib dich!“ ist darum zum Neckworte dem ferchen gegenüber geworden, das ehe-

 Ad pontem Ises.

dem blutiger Ernst war, und auch heute noch nicht viel von diesem Ernste verlor.

Solches kann nur der ermessen, der im Ruderboot lange die Donau befuhr, der in den Ferchenherbergen selber mit den Ferchen gezechet, der mit den Ferchen dabei war, Ferchen zu retten, der selbst von diesen aus Wassersnot gerettet worden; nicht aber der, welcher an Bord der „Ariadne“ gähmend sein „wildromantisch!“ ruft und dabei im „Donauführer“ nachschlägt, ob die nächste Stromstelle ein oder mehrere Sternchen zeigt, damit er danach die Grade seiner „Naturbewunderung“ abzumessen vermag. —

Dies nur so nebenbei.

Hat die Hohenau die drei Donaustromschnellen Wirbel, Strudel und Greinerschwall glücklich im Rücken, und befindet sich ein neuaufgenommener Ferch, ein sogenannter „Stinker“ auf seiner ersten Fahrt begriffen im Zuge, so wird dieser vom „Taufersch“, dem Führer seines Zuges, getauft und erhält seinen „Spitznamen“, der ihm dauernd bleibt. Wer denkt hier nicht an die Neptunstaupe am Äquator?

An der nächsten „Lände“ muß der Taufersch dem von ihm getauften Stinker einige Gläser Wein zahlen, von welchen er ihm jedoch das erste zur Befräftigung der Taufe wie des Spitznamens über den Kopf gießen muß, worauf die Kellnerin dem Getauften einen Blumenstrauß auf den Hut steckt. Auch in Bayern herrschte ähnlicher Brauch nach Durchfahung des „Strum“ nächst dem Kloster Greiffenstein.

Aus all diesen Gebräuchen der Donauerferchen, wie aus noch anderen minder deutlichen Zügen, blicken ziemlich unverhüllt altwutonantische Opfer- und Weihegebräuche hervor, welche kaum der Deutung bedürfen.

Wem wird es da noch befremdlich erscheinen, wenn „Frau Isa“ in Gestalt eines Schiffes verehrt wurde, welches Schiff auch heute noch vom Volke unvergessen ist? Doch davon später.

Geschichtlich erwähnt ist solch ein Ertrinken des „Ersten“ aus dem Jahre 1739, in welchem Jahre Kurfürst Karl Albrecht von Bayern seine „höchst vergnügliche Raif“ tat, wie das darüber geführte Tagebuch berichtet:

„Nach Unbei ist auch den 17. dito (17. Juli 1739) hienach zwischen der Stadt Passau und dem Hochstift Passau; Schloß Neuburg am Rhnn, ein Vorreither des vorletzten Zugs mit 2 Schiffs-Pferden Von einer Ungepahnnt-föhligen Höhe in den Rhnn-Fluß hinabgestürzt und elendiglich ertrunken, ohne daß hierinfahlß ein hilff zue leisten megliehen gewest, Zumahlen man bemüßigt ware, Umb die übrige — diesen Zug zugeordnet — geweste Leith und Pferd, von der bevorgestandten gleichmäßigen Gefahr Zeitlichen zu salviren, das Zug-Saill nur geschwindt abzuhaben: Indem die zurückgeruhneren leedige Schiff, GOTTE Lob, bald wieder an dem Pordt; mithin solche, und wer von denen Hoff-Bedienten in größtem Forcht und Schröckchen sich darauff befunden, in sicherheit gebracht worden. Demnach man darumb nicht unterlassen wollen, dem Gedencknuß von dieser Surgetragenheit, eine Nachricht anhero einzuschalten.“ —

Nun, der Mann hätte allerdings gerettet werden können, trotzdem das Aufstrickseil abgehauen werden mußte. In solchem Falle wird der Anker geworfen, und das Schiff steht, wo es auch sei, fest und gefahrlos. Zudem waren gerade diese Schiffe überzählig, fast doppelt bemannt, und gab es auf ihnen der müßigen Hände mehr als genug um zu retten — ja! wenn man hätte retten wollen! Der Vorreiter war eben der „Erste“ dieses Schiffszuges, und durfte allem Ferkchenbrauch gemäß, nicht gerettet werden.

Der Hof-Historiograph, der wußte dies freilich nicht, weil es ihm niemand gesagt, und schrieb daher in sein Tagebuch, was man für gut befunden, ihm über diesen Fall zu sagen: dictum scriptum. —

 Ad pontem Ises.

Aber wie es schon so die Art des Deutschen und daher auch die Art seiner Mythologie ist, daß neben dem furchtbarsten Ernst der koboldigste Scherz einherhüpft, so findet sich das Menschenopfer, das der Stromnig unerbittlich fordert, eben dieses Opfer auch gerade zum Ferkenschertz geworden, der natürlich bärenmäßig unfein sich äußert.

Die Haupt-Stromschnellen, Strudel und Wirbel, gelten als die Wohnstätten des Donaunires, und diese dulden nichts Unreines, nichts Sündhaftes. Wer sich ehemals schuldbeladen mußte, verließ dort das Schiff und bestieg es erst wieder, nachdem diese Schwälle im Rücken waren.

Noch heute ist es für den Ferkchen ein Hauptspäß, gerade dort die im Schiffe befindlichen Mädchen um ihre Unschuld zu befragen; hat das Mädchen solche nicht bewahrt, dann muß es sich durch ein Geldstück lösen oder das Schiff verlassen. Das Volkslied: „Schwäbische bayrische Dirndeln — Suche — muß der Schiffmann fahren“ spielt verdeckt auf diesen Schifferbrauch an. Daß solche Examen jedoch weit weniger diskret als das Lied diese heikle Angelegenheit behandeln, ist wohl begreiflich; der Ferk hat eben keine Ahnung von dem, was man Glacé-Handschuhe nennt.

Wenn hier auch nie vom Nix besonders, sondern stets nur vom „Strom“ gesprochen wurde, so ist dennoch immer der Nix oder die Nixe gemeint, und nur die Ahnungen dieses unausrottbaren und grausamen Ferkchenaberglaubens durch Kirche und Gericht haben den Ferkchen vorsichtig gemacht. Er spricht daher vom Strom und meint den Nix; — auch das ist „Kala“.

Immer wird die Wohnstätte des Nires oder der Nixe in den Stromschnellen gedacht — in der Donau besonders im Strudel und Wirbel — weshalb auch in solchen das Fischen verboten ist, wie viele Fischerordnungen bezeugen. Das Heiligtum des Gottes darf durch die Gewinnsucht des Menschen nicht entweiht werden, und wie das Heiligtum dem fliehenden Menschen zur Freistätte ward, so sollte auch

das fliehende Tier, das am Heilthumsstuhl der Gottheit Schutz suchte, dort gefriedet sein vor seinen Verfolgern.

Daß somit Wirbel und Strudel der Donau eine hochheilige Heilstatt gewesen sein muß, bezeugt — wie schon erwähnt — der gerade von Ferchen hochgehaltene Wallfahrtsort St. Nikola, von dem schon Merian in seiner Topographie vom Jahre 1677 schreibt: „Nachdem man aber durch (Strudel und Wirbel) gefahren, so stehet auff einem Berg St. Niclas-Capell, und ein Haus viere darbei, und fahret ein Mann mit St. Niclas-Bild herbey, welchem ein jeder nach Belieben ein Allmosen giebet.“

Jener „opferheischende St. Nikola“ ist aber der vorchristliche Nifuz, der Nirenvater, aus dessen Namen sich Nidus, Nidusja, also Nir und Nire bildete. Dieser Nirenvater berührt sich jedoch wieder mit dem Göttervater Wuotan, ja, geht in diesen sogar auf, wie ja alle Unter- und Nebengottheiten immer wieder zu dem höchsten Götterpaare Wuotan und Frouwa zurückführen.

Es bedarf zur Vergleichung und Befräftigung dieses Wortes nur an die gleichartigen Ergebnisse der Abhandlungen über „Aggstein“ und „St. Christophen“ dieses Buches erinnert zu werden.

Über auch als Gespenst ist dieser Stromnir nicht vergessen und sogar urkundlich sichergestellt. Der „graue Mönch“, der 1045 dem Bischof Baturich von Würzburg (nach anderen dem Bischof Bruno von Regensburg), als derselbe mit Kaiser Heinrich III. die Donau herabfuhr, vom Hausstein ob dem Wirbel herab so furchtbar drohte, war eben jener Nifuz, der alte Donaunir.

Der Loreleysage der Donau gedachten wir ebenfalls schon bei Aggstein, wo wir die vollständige Übereinstimmung mit der Rheinsage zeigten und nur beklagten, daß das Volk den Namen der Nire vergessen und sie kurzweg „die Wahnsinnige von Aggstein“ nennt. Wie die Loreley sitzt auch sie am Felsen, ihr goldenes Haar kämmend, ihre berücksenden

 Ad pontem Ise.

Lieder singend, während sie sich Rosen ins Haar flicht. Wehe dem Schiffer, der ihren wollustatmenden Liebesfang erlauscht; er vergißt Steuer und Strömung und versinkt mit seinem Fahrzeuge in der gurgelnden Brandung, von den weißen Armen der männerraubenden tollen Nire umschlungen und zu Tode geküßt.

Sehr zu hüten haben sich die zum Beistande für freigehende Nirstrauen von dem männlichen Nir geholten Wehemütter, daß sie sich nicht nach den aufgehäuften Schätzen gelüsten lassen, welche ihnen der Nir bietet. Wehe ihnen, wenn sie sich mehr nehmen, als ihnen die Menschen für solche Dienste zu zahlen pflegen. Das Mädchen, das mit dem Nir tanzt, muß sehr vorsichtig sein, daß sie der „Grünzahn“ nicht entführt, genau wie der Mann, der die Nire im Reigen dreht. So reizend auch die Nirenfräulein im Mondlicht wie auch im Sonnenglanz badend am Ufer oder schleierumduftet auf den nahen Bäumen oder Felsen sitzen, der Jüngling muß sein Herz bewahren, denn selten führt solche Liebe zu einem glücklichen Ziele. Er muß entweder sein Leben lassen, wenn er sich unter die Wellen ziehen läßt, oder das Wellenmädchen wird von ihren eigenen Nireltern getötet, wenn diese das süße Geheimnis entdecken. Die Niren sind eben gegen ihresgleichen nicht minder grausam als gegen die Menschen. Viele Sagen melden, wie dann ein Blutstrahl aufstieg und das ganze Wasser rötete; da mußten die Liebenden oder eines von beiden das Leben einbüßen; selten steigt statt des Blutes Milch, ein Apfel oder eine Blume als günstiges Zeichen auf.

Eine Verflachung des Nirenglaubens aus christlicher Zeit ist die in Volkes Meinung oft gehörte Ansicht, die Nirenweiber wären verführte Menschenkinder gewesen, weshalb diese oft, sogar unter eigener Lebensgefahr, Menschen zu retten suchen, bevor diese der Nir zur Tiefe entführt. Diese Meinung ist aber eine mißverstandene Fortbildung der Nirenmythe und steht auf keiner mythologischen Grundlage.

So wie aber die Nythe vom männlichen Nir in Nifus sich mit der von Wuotan berührt und in dieser aufgeht, ebenso leitet die weibliche Nirenmythe über Frau Isa, die Nirenkönigin, hinüber zu jener der Himmelskönigin Frowa. Ganz so wie Tacitus den Kult der Göttin Nerthus beschreibt, welche er ausdrücklich als Erdmutter erwähnt, ganz so wie er vom Kulte der „Isis“ spricht, ganz so ward hier im Lande der Kult der Frau Isa gefeiert. Und der hervorragendste Ort des Kultes an der Donau und höchstwahrscheinlich sogar jener, von dem Tacitus erwähnt, war unser Ip-Isa, das römische „ad pontem Ises“, unser heutiges Pöbs.

Der Göttin Sinnbild war ein Fahrzeug, halb Schiff, halb Wagen, mit dem sie zur Zeit, wo das Eis den Strom, der Schnee die Straße freigab, die Lande durchzog. Sie wurde mit Festlichkeiten, Musik und Tanz, Schmäusen und Gelagen geehrt, alles Metall, nämlich jede Waffe wurde verschlossen, kein Krieg ward begonnen oder weitergeführt, nur fröhliche Menschen wollte die Göttin sehen und beglücken. Unter ihrem Schutze fanden Verlobungen und Trauungen statt und ihr fest führte nach ihrem Sinnbild*, dem Wagen-Schiff, dem Car-Naval den Namen Karneval noch bis auf den heutigen Tag.

Dieser Umzug des Wagenschiffes aber ist noch heute in vielen Orten Österreichs, namentlich den österreichischen Alpenländern üblich, wo noch hie und da sogar mehrere Orte eine gemeinsame Feier seit Alters her begehren und von Form und Ritual keineswegs abweichen.

Immer ist das Fahrzeug der Göttin ein als Schiff ausgestalteter Wagen, auf dem Vernummte sitzen, hinter welchen sich allerdings nur mehr Zerrbilder alter Volks-erinnerungen bergen. Nebstbei sei erwähnt, daß eben jenes Wagenschiff es war, das dem Sebastian Brandt vorschwebte, als er sein „Narrenschiff“ schrieb. Deutlicher als der Volksbrauch bewahrte die Volks Sage die Erinnerung an die Feier der Göttin.

* Car = Karren, Wagen; Naval = Navis, Schiff.

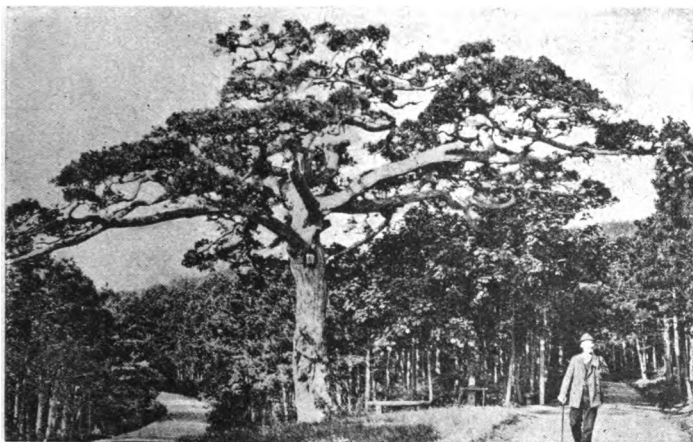


Abb. 35. Siehe S. 375. „Der Brühl.“ Die breite Föhre im Unninger-
gebiet bei Mödling. (Nach einer Photographie von Weingartshofer in
Mödling.)

 Ad pontem Ises.

Aus den vielen Volksagen, welche des Umzuges der Göttin mit dem Schiffe gedenken, mag hier nur einer der kennzeichnendsten Erwähnung geschehen, um zu zeigen, wie das Volk sich heute noch des Götterzuges erinnert.

Man erzählt, daß nicht ferne des hohen „Thor“ oder Dachsteins der sogenannte Hartfogel, eine halbe Wegstunde von dem Dorfe Mitterndorf, ein teils aus kahlen Felsen, teils aus dichter Waldung bestehender Berg der Wohnsitz des wilden Gjaid oder des wilden Jägers sei. Diese bösen Gespenster fahren auf einer Art schiff förmigen Schlittens, der eine scharfe Schneide wie eine Pflugschar hat, durch die Luft. Als Zugtiere sind böse Dienstmägde angespannt, die sich mehr gegen ihre Herrschaft herausnahmen, als sich gehört, die Ladung aber besteht aus wahrhaftigen Teufeln, aus schlechten Menschen und solchen Dienstmägden, die unter dem Jahre gestorben sind und noch nicht vorgespannt werden konnten, weil sie erst in der heiligen Christnacht beschlagen werden können. Zu Mitterndorf lebte noch zu Ausgang des 18. Jahrhunderts ein Schmied, der Stromer genannt, ein alter, dicker Trunkbold. Zu dem kam das wilde Gjaid alle Weihnachtsabend gegen elf Uhr, spannte dort aus und nun arbeitete der Schmied bei verhängten Fenstern. Da gab's ein Geheul und Geschrei, denn er besserte den Mägden, die schon im Auge standen, die Huf- oder Fußseisen aus, maß aber den neuen an. Diese heulten und wimmerten bei diesem Tun aber ganz erbärmlich. — Wenn alles fertig war, hielt der Kassen-teufel dem Schmied einen Beutel voll Geld hin und hieß ihn, sich seinen Lohn nehmen; allein der alte Stromer hütete sich wohl, mehr als er verdient zu nehmen, er mußte es, daß ihn sonst das wilde Gjaid sofort mitgenommen hätte.

Sehr bezeichnend ist hier die schiff ähnliche Gestalt des Fahrzeuges wie dessen Beziehung zum Pfluge, als auch der Anteil der faulen Dienstmägde.

Noch bezeichnender ist eine andere, und zwar eine Obbsersations- oder Lokalsage, welche uns Pater Reginald Mähner in seinem Wandertagebuche durch Oesterreich zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges bewahrt. Er schreibt:

„9. Augusti anno 1635.

... und kamen Abends zu Ips an. Ips ist eine Schiffslände und allda ein Maut. Ausser der Stadt an dem Wasser liegt ein Franziscaner Closter, in welchem ich P. Friedericum di Soli, meinen alten Bekannten angetroffen. Wir waren die Nacht in dem Würtshaus lustig beisammen. Nach mitter- und ganz finsterner Nacht hörte ich ein groß Geschrey, als wann eine Hohenau (Schiffzug) hinauf fahren dethe. Fragte derwegen morgens, ob man bei so finsterner Nacht auch fahren künde, bekam aber die Antwort, daß es Teuffels-Gespenster seien.“

Sehen wir also hier in Obbs das Schiff der Göttin sagenmäßig nachgewiesen, und zwar als „Schiffszug“, so sahen wir in den Sagen, welche mehr landeinwärts gehen, das Wagenschiff vorherrschen, ja sogar in mythenhafte Beziehungen zum Pfluge treten. Dies mag als Beweis dienen, wie eben der Dienst aller weiblichen (wie auch der männlichen) Gottheiten ineinander floß und immer und immer wieder in der obersten Götterdreiheit seinen Höhepunkt findet, von welcher er, einer Sonderverwesentlichung dienend, ausgegangen war.

Nicht zu übersehen ist ein hochbedeutsamer Zug, den uns Tacitus vom Umzuge der Göttin Nerthus berichtet und der jedenfalls auch bei dem der Frau Isa Platz gegriffen haben wird. Die Göttin fuhr in einem mit Tüchern verhangenen Wagen durch die Lande und wenn sie ihres Umzuges müde, ward sie wieder zurück zu ihrem heiligen See gefahren. Dort wurde die Göttin gebadet, die Sklaven aber, die dabei dienten, verschlang

der See, denn der Anblick der Götter war Sterblichen nicht gegönnt.

Diese bisher noch zu wenig gewürdigte Überlieferung bietet aber den Schlüssel zur Lösung mancher Fragen in mythologischer Beziehung, namentlich aber den Leitfaden zur Bestimmung der Göttlichkeit eines der bekanntesten der Sagenhelden, nämlich zur Erklärung Lohengrins.

Melusine war eine Nixe und gebot ihrem Manne, sie an gewissen Tagen nicht zu sehen, ansonsten sie sich von ihm auf ewig trennen müßte. Der bekannte Sage zufolge übertrat er das Gebot und die Trennung erfolgte. Erst jahrelange Buße vereinigte ihn wieder in seiner Todesstunde mit der geliebten Melusine durch — den Todeskuß der Nixe.

Ähnlich das Märchen von Amor und Psyche. Letztere hatte ebenfalls das Verbot übertreten, ihren unsichtbaren Geliebten zu sehen; sie überraschte ihn im Schlafe und erschied. Erst im Tode — denn dieser ist, wenn auch verdeckt im Märchen unter den vielen Büßungen und Läuterungen dargestellt — erst im Tode vereinigte sich wieder Psyche mit dem Geschiedenen.

Eine Koboldsage erzählt, daß in einem Hause ein Hausgeist weilte, welcher der Magd in allen Dingen behilflich zur Seite stand, ihr aber immer, trotz ihrer dringendsten Bitten unsichtbar geblieben war. Endlich versprach er ihr, sich zu zeigen, wenn sie mit zwei Kübeln voll Wasser in den Keller kommen würde. Sie kam, da sah sie dort ein nacktes Kind liegen, dem kreuzweise zwei Messer in die Brust gestossen waren. Mit einem Schreckenschrei stürzte die Neugierige zusammen. Da lachte der Kobold und goß ihr die zwei Kübeln Wasser, die sie mitgebracht hatte, zur Ermunterung über den Kopf.

Diese wenigen Beispiele zeigen, daß Menschen — wie es der Dienst der Nerthus ausdrücklich besagt — Götter in deren wirklicher Gestalt nicht sehen dürfen und daß der Anblick von Göttern nur dem Todgeweihten gegönnt war.

So verschlang die Slaven der Nerthus der heilige See, so konnten sich erst im Tode Amor mit Psyche und der Graf von Lusignan mit Melusine wieder vereinigen. In der späteren Koboldsage ist dieser Zug abgeschwächt noch erkenntlich.

Auch Lohengrin mußte von Elsa scheiden, nachdem ihn diese nach „Nam und Art“ gefragt. Dieser Zug zeigt seine göttliche Abstammung, die Richard Wagner sehr wohl gewußt oder mindestens geahnt hatte. Daß Lohengrin damit aus dem Rahmen der Graals Sage heraustritt, ist ziemlich nebensächlich; es ist ein ganz gleicher Fall wie mit Siegfried und Brunhilde des Nibelungenliedes. Auch Lohengrin kam als ältere Mythengestalt in eine neuere Dichtung als Sagen-gestalt; er wurde vergeschichtlicht wie Tannhäuser.

Nun aber weist eben der Schwan, der den Lohengrin begleitet, auf das Wasserreich; er ist also ein Nix, wie Melusine eine Nixe ist. Beide erscheinen den sie liebenden Menschenkindern in einer nur angenommenen Truggestalt und dürfen nur in dieser des kurzen Liebesglückes mit den Menschen genießen; wird die gestellte Bedingung übertreten, dann müssen sie scheiden. Diese Bedingung ist nicht immer an das Sehen allein geknüpft.

So drückte einmal einen Mann eine Trude. Er erwachte und sah eine Flaumfeder auf seiner Brust liegen. Rasch entschlossen sprang er auf und verstopfte das Schlüsselloch der Stubentür. Da saß eine wunderschöne, nackte Frau weinend auf seinem Bette und bat ihn, ihr den Ausgang nicht zu verwehren, denn es sei Gesetz bei Geistern und Gespenstern, daß sie dort, wo sie hereingeschlüpft, den Ausgang wieder nehmen müßten. Dem Manne gefiel die Frau, er gab ihr Kleider und lebte viele Jahre glücklich mit ihr. Einmal wollte er erproben, ob sie ihre Federgestalt wieder annehmen könnte, und zog den Pfropfen aus dem Schlüsselloch. Da sanken ihre Kleider auf ein Häufchen zusammen, ein plötzlicher Windstoß trieb die Flaumfeder so rasch durch

 Ad pontem Ises.

das Schlüßelloch, das der Erstaunte nimmer zu schließen die Zeit gefunden hatte. Sie kam nie wieder und ließ ihn und die Kinder, die sie ihm geboren, auf Nimmerwiedersehen zurück.

Die Flaumfeder erinnert an das Schwanhemde Freyas und wird ehemals sicher diese selber die Stelle der Trude jener Sage eingenommen haben. — Auch in dieser Sage ist die Berührung des Schwans — in der Flaumfeder — mit der Lohengrinsage erkennbar.

Aber als Schwanjungfrau berührt sich auch Freya wieder mit Frau Isa, der Vertreterin des Wasserreiches, wodurch sich der Bezug Lohengrins zu diesem immer deutlicher hervorhebt, denn auch er ist durch den Wasservogel, den Schwan, als dem Wasserreiche verwandt bereits erkannt worden. Lohengrin ist als ein göttliches Wesen, das zum Wasserreiche Beziehungen hat, erkennbar und fällt daher in die Gattung der Wanen.

Da nun Fró ein Sohn des Wanen Njord ist, also selber ein Wane, der erst später in die Reihe der Asen aufgenommen worden war, so darf man an dessen Brauttschaft mit Gerda denken. Gerda wird von den Winterriesen gefangen gehalten; auch Elsa befindet sich durch Telramund in höchster Not, aus welcher sie Lohengrin befreit. Sie heiratet den Schwanenritter, wie Gerda den Sonnenhelden zum Gatten nimmt; beider Ehe ist kurz. Fró wird — als Valder — getötet; Lohengrin muß die Geliebte verlassen, weil sie nach „Nam und Art“ gefragt. Die Schicksale beider sind also gleich, nur die Scheidung ist anders begründet. Nun aber ist hervorzuheben, daß Elsa allen anderen Gottesbräuten entgegen kein göttliches Wesen, sondern ein Menschenkind ist und als solches als menschliche Stammutter der Grafen von Cleve gilt, wie Melusine als göttliche Stammutter der Grafen von Lusignan, wobei der clevische Stammvater göttlicher, der lusignanische aber menschlicher Abkunft ist.

Trotz dieses Unterschiedes im Gegensatz von Göttlichkeit und Menschentum in beiden Stammsagen sind sie mythisch gleich begründet und bilden eine andere Form der Stammsage alter Königsgeschlechter, deren eine wir bei den Grafen Wurmbrand kennen gelernt. Wie dort der erste Wurmbrand sich als der Ostermann, als Zeizzo der Schöne, nämlich als Balder oder Fró entpuppt hatte, der eine menschlich Geborene zur Gattin nahm, um ein edles „Kotings-Geschlecht“ zu zeugen, so erscheinen in diesen beiden Sagen ebenfalls aus ganz gleichen Gründen je ein göttliches Wesen mit einem menschlichen gepaart. Durch die Verbindung eines Gottes, gleichgültig ob männlichen oder weiblichen Geschlechtes, in Liebe oder Ehe mit einem menschlich Geborenen andern Geschlechtes, zum Zwecke der Erzeugung eines höheren Stammes, wird selbstverständlich eine von den anderen Mythen abweichende Sagengruppe bedingt, welche mit dieser nur lose in Zusammenhang gebracht werden kann, da eben der menschlich geborene Gatte hier in der Weiterentwicklung der Mythe zur Ewigkeit und Wiedergeburt durch seine Endlichkeit hemmend eintreten muß.

Da man nun keine vollkommenen Übereinstimmungen und Gleichartigkeiten herzustellen vermochte, so mußte die Melusinen- wie die Lohengrinsage natürlich keltischen Ursprunges sein, um die Unerklärbarkeit leichter los zu werden.

Wie man nun in der Wurmbrandsage das Ende des Ahnherrn naturgemäß erwartet, weil der erste Wurmbrand in der Sage menschlich gefaßt ist, aber die Sage sofort lückenhaft erscheint, wenn man den mythenhaften Ahnherrn als einen Gott erkennt, weil eben die Mythe uns über dessen Abschied von der Gattin nichts meldet, während man sonst stillschweigend dessen Tod als selbstverständlich voraussetzt, so mußte in jenen Stamm- und Wappensagen, welche die Göttlichkeit des Ahnherrn oder der Ahnfrau noch betont, auch an das Scheiden des unsterblichen Teiles des

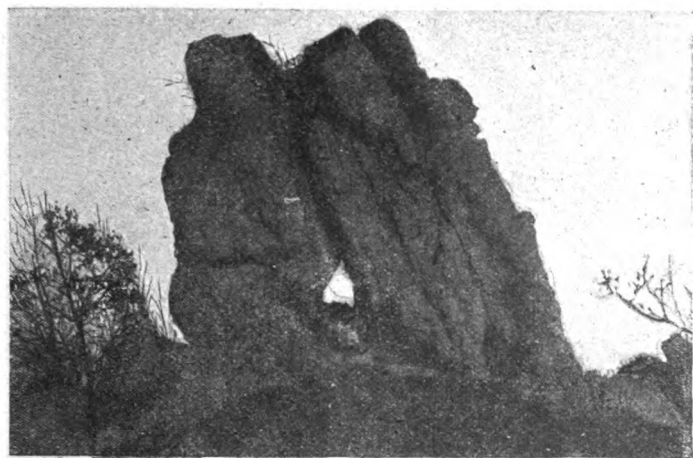


Abb. 36. Siehe Seite 377—383. „Der Brühl.“ Das „Mutterhörndl“
oder der „Pfennigstein“ im Anningergebiet bei Mödling. (Nach einer
Photographie von Dr. Lanz von Liebenfels.)

 Ad pontem Ise.

Ahnenpaares gedacht werden, das an die Stelle des menschlich notwendigen Todes treten mußte.

Dadurch lassen diese Mythen nur bezüglich der Art des göttlichen Wesens, des unsterblichen Theiles des Ahnenpaares Schlüsse zu, während die Entwicklung der Liebe zur Ehe wie der Lösung des Bündnisses zwischen Gott und Mensch ein sehr verschiedenes, an kein mythisches Vorbild gebundenes ist.

Die Wurmbrandsage kennt die menschliche Stammutter nicht und da sie vergessen hat, daß der Ahn göttliches Wesen besaß, so vergaß sie auch der Lösung des Ehebündnisses. Der Art der Sage nach dürfte diese vielleicht eine Erdentrückung gewesen sein, zu welcher Annahme der Name des Berges hinter dem Wurmbauer, nämlich des „Hutberges“, berechtigt.

Unders in der Melusinen- wie in der Eohengrinsage.

In beiden ist die Göttlichkeit des einen der beiden Gatten unvergessen, in beiden erweitert sich das Liebesverhältniß zum Ehebunde. Da nun solches Bündnis nicht der Tod lösen darf, so muß eine begründende Ursache diese herbeiführen, welche naturgemäß nur von Seite des sterblichen Theiles verschuldet werden kann.

In diesem Umstande liegt nun, wie schon gesagt, die Ursache des eigentlichen unmythischen Abschlusses der Sage.

Haben wir in Wurmbrand den Sonnensohn (Balder, Ostermann, Zeizzo) mythisch erkannt, so finden sich Eohengrin als Wane, als der dem M e e r e entstiegene Sonnengott, also als Frö erklärt, welcher vom Schwane gezogen aus dem Meere emporsteigt und mit demselben Tiere wieder untertaucht. Da aber nach mythologischer Regel alle Verwesentlichungen immer wieder auf Wuotan-frouwa zurückleiten, so liegt auch hier wieder kein eigentlicher Unterschied zu-

118, Deutsch-Mythologische Landschaftsbilder.

17

grunde und alle diese Ahnen erweisen sich als verjüngte Gestalten Wuotan-fruowas in ihren Auffassungen als Stammväter und Stammütter berühmter Königsgeschlechter der germanischen Vorzeit.

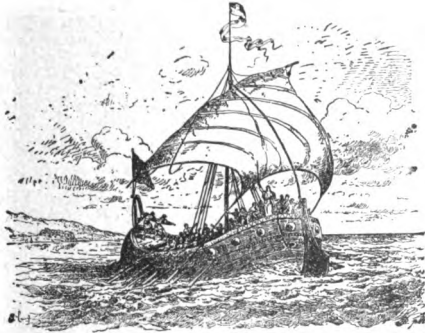
Somit ist Lohengrin in erster Linie ein Nix, aufsteigend ein Wane, endlich der Nordsohn Fró, als der aus dem Meere emporsteigende junge Sonnengott, und im weiteren Verlauf der jugendliche Wuotan selber; da er als solcher unsterblich, so mußte sein Scheiden vom sterblichen Weibe ein begründetes sein, denn sonst hätte er dieses vergöttlichen, das heißt, ihm die Unsterblichkeit verleihen müssen, wozu die deutsche Mythologie kein Beispiel kennt. Genau dasselbe Ergebnis in entgegengesetztem Geschlechtsverhältnis bietet die Melusinesage, indem sich in mythischer Erweiterung die Nixe Melusine zur Frau Isa, diese zur Hüterin des Jungbrunnens Frau Holda und über diese hinaus zur Göttermutter Frouwa entwickelt.

Daher bildet den richtigen Abschluß der Melusinesage die verbotene Belaufung Melusins und jener der Lohengrinsage die Frage nach „Nam und Art“, wie sie Richard Wagner richtig betont.

Nun wären wir am Schlusse dieses dem Nixenglauben und dem Kulte der Frau Isa gewidmeten „deutsch-mythologischen Landschaftsbildes“ angelangt. Namentlich in der Charakterisierung des niederen Nixenvolkes, welche uns durch zahllose Nixensagen ermöglicht wird, bietet sich ein vollkommenes, bis in die kleinsten Züge ausgeführtes Bild von der Verwesentlichung des Wassers im fließenden oder stehenden Zustand. Es zeigt sich freundlich, zum Genusse einladend, dienstbereit und lebenswürdig, aber launenhaft, selbst jähzornig und grausam. Mit Bewunderung überblicken wir eine hochentwickelte dichterische Auffassung eines bestimmten Naturgebietes, sehen ein reiches dichterisches Gestaltungsvermögen hier zur duftigsten Blüte gedeihen; mit freudigem

Ad pontem Iles.

Staunen überblicken wir dieses reichgegliederte Bild, das uns zur Bestätigung dienen mag der unerreichten Innerlichkeit des Gemütes unserer germanischen Voreltern, welchen in dieser Beziehung nur noch ein Volk der alten und der neuen Welt ebenbürtig an die Seite gestellt werden kann und dieses eine Volk sind die alten Urio-Indier, die mit uns eines Stammes, die mit uns Urier.





Duna war von der Weltesche gesunken; die grüngoldigen Schleier waren der freundlichen Göttin geraubt und im frostigen Eisverließ schmachtete Gerda, gefangen von dem furchtbaren Winterriesen. Eine dichte Schneedecke lagerte über dem Forst. Baum und Strauch trug gebeugt die winterliche Last und wie gefrorene Tränen hing das Eisgezapf hernieder in den verharschten Schnee. Das waren die Eisfesseln, womit der Schreckliche die Natur in Winters Bann gelegt. Drunten am Strom lag vielzackig der Eisstoß im blaugrünen Geflimmer; das waren die „Eisketten“, mit welchen der fürchterliche die holde „Isa“, das liebe Donauweibchen, gefesselt hatte, das war die Riesenmauer, mit der er den Strom hatte abbauen wollen. Ein rauher Nord strich durch den Forst mit langgezogenen Tönen wie flagernder Harfenklang, wie Trauergefang der Gefangenen in des Schrecklichen Eisverließ. Droben aber in den Lüften umkreifte eine Schar hungriger Raben des Aggstein trümmergekröntes Steinhaupt.

Der Schnee knirschte unter den Tritten der Aufsteigenden und klirrend splitterten die Eiszapfen von den Bäumen in den Schnee. Da lichtete sich der Wald, ein scharfer Windstoß trieb uns sandartigen Schnee ins Gesicht, und zur Einken

* Zuerst veröffentlicht: Wien, Heimat, 6. Oktober 1882. Wien, Deutsche Zeitung, 7. März 1889.

Aggstein an der Donau.

zeigte sich zerborstenes Mauerwerk; der Aggstein war erstiegen. Kreischend drehte sich der Schlüssel im verrosteten Schloß, knarrend öffnete sich das schwere Tor; wir standen in der Torhalle. Die sah düster genug aus. Gar manchem, der da eingegangen, mochte das Knarren der Torangeln etwas Ähnliches zugefreischt haben, was Dantes Dichterauge über dem Höllentor gelesen: „Ihr, die ihr hier eingehet, laßt alle Hoffnung zurück!“

Aber mögen es immerhin die einstens hier genisteten ritterlichen Raubgeier arg genug getrieben haben, so ist doch der Fluch des Schreckens, der Aggsteins Trümmer umweht, älter als es die Sage will, und reicht in weit frühere Zeiten zurück, als in jene, in welchen „Herr Jörg Scheckh vom Wald“ hier oben raubritterte.

Wenngleich die Burg erst Anfang des zwölften Jahrhunderts entstand, wenngleich das Siegel „Bertholds von Aegstain“ einen Felsblock (Stein) mit darüber schwebender Art zeigt, so ist doch der Name selbst älter als der Bestand der Burg, und auch anders zu deuten, als solches das Siegel (Art-Stein) sagen zu wollen scheint.*

Der Fels Aggstein liegt im Aggs w a l d, den der Aggs b a c h durchrauscht; erst von diesem Felsen ging der Name auf die Burg über, die seinem Haupte entwuchs. Ganz ebenso stand der Aggsbach zu Pate, als die Karthause, das Dorf und der Markt Aggsbach entstanden und nach ihm benannt wurden. Von diesen drei Ortsnamen aber kam aus den frühesten Zeiten nur der Name „Aggsbach“ urkundlich auf uns, und zwar als: „Achispach locus“ in einer Urkunde vom 6. Oktober 830. Das Grundwort „Achis“ (sprich Afis) ist das gotische „agis“, das althochdeutsche „aifis“ und bedeutet Schrecken; somit bedeutet der Name Aggstein richtig

* Über die Bedeutung solcher Wappenbilder, besser gesagt solcher Wappensprache, vergleiche des Verfassers: „Die Bilderschrift der Ario-Germanen“, G.-L.-B. Nr. 5, Verlag der Guido von List-Gesellschaft, Wien, 1910.

Aggstein an der Donau.

Schreckensstein und liegt folglich dieser Schreckensstein im Schreckenswald am Schreckensbach.

Nun aber heißt der Fels im Meere, auf dem der furchtbare Wasserries der deutschen Mythe, Agir, wohnt, „Aggstein“; es ist dies der im Märchen oftgenannte Magnetberg, der den Schiffen das Eisen auszieht, so daß sie zerfallend versinken. Dieser Schreckensstein im Meere, der magnetische Thronstein des Wasserriesen Agir, paßt gar wohl zu dem Schrecklichen, der ja auch den Agis-Halm besitzt. Hier nun trug der schreckliche Agir den Lokalnamen Agez, mit welchem er noch im Märchen abgeschwächt zum „Meisterdieb“ auftritt; denn auch er mußte es, gleich den übrigen Vermenschlichungen der deutschen Mythe, dulden, daß er, seiner göttlichen Eigenschaften entkleidet, immer mehr vermenschlicht wurde, je mehr das Christentum in der Volksseele Wurzel schlug und der Wuotansglaube in steter Entwicklung vom „Uberglauben“ zum „Uberglauben“ herabsank.

Somit sehen wir, daß der Name Aggstein ein vorchristlicher ist, der weit in die vorrömische Zeit zurückreicht und enge mit einem gefürchteten elbischen Wesen in Beziehung steht.

Die Namensgebung aber fällt in eine Zeit, in welcher es noch keine willkürliche Namensgebung gab. Der hohe Sinn unserer Altvordern, der noch in ganz anderer Weise die Natur belebt dachte, als die Zeiten eines Humboldt, bevölkerte Wald und Lu, Meer und Strom, Luft und Erde mit überirdischen, geistigen Wesen, und dies je nach dem Eindruck, den das Landschaftsbild in ihm erweckte, mit freundlichen, gütigen Göttern oder mit den feindlichen, bösen Gewalten, mit welchen ihre guten Götter im steten Kampfe gedacht wurden.

So führt denn auch das Donautal von Melk bis Spitz den schon am 23. Juni 823 zuerst urkundlich genannten Namen „Wachau“ und heißt ein felsberg nahe bei Dürrenstein „Wattstein“. Noch viele altmythische Ortsnamen birgt

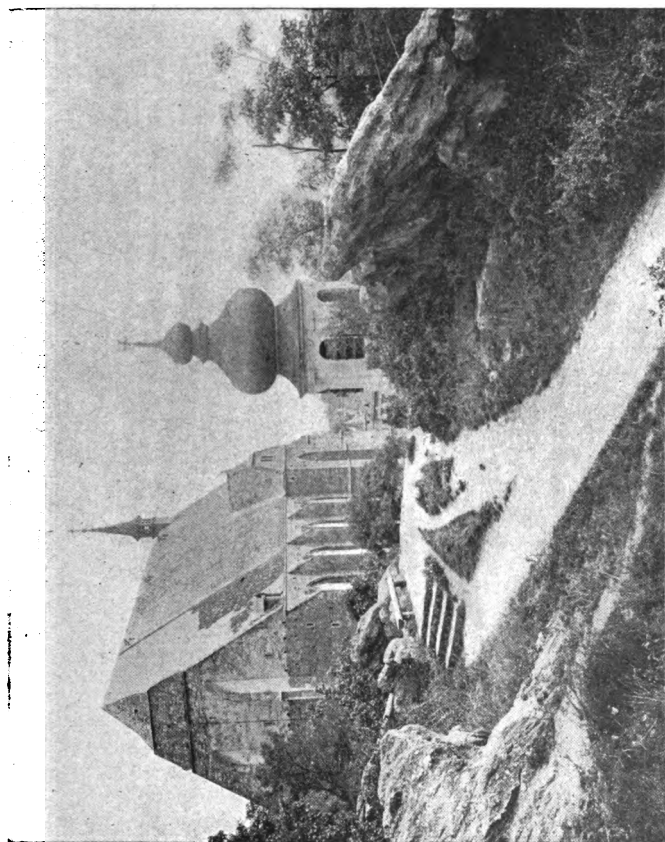


Abb. 37. Siehe Seite 383. „Der Brühl.“ Der Tempelweg in der Brühl.
(Nach einer Photographie von Hatlanef.)

Aggstein an der Donau.

die Wachau, aber nur diese beiden außer Aggstein mögen heute genannt sein.

„Wachhilde“ war eine Nixe, ein Meerweib, und der Riese „Wate“ zeugte mit ihr seinen Sohn Wieland. Diesen Sohn Wieland aber trug Wate über das Meer zu den schwertschmiedenden Zwergen, damit auch er die Kunst des Schwertereschmiedens erlerne. Als aber später er der Kunst Meister geworden und ihn die Zwerge nicht freigegeben wollten, da überlistete er dieselben und erschlug sie. Nun ist es keinesfalls als Zufall anzunehmen, daß hier in der „Au Wachhildens“ (Wachau) der „Wat-Stein“ steht. — Doch Jahrhunderte hindurch strebten die Germanen nördlich der Donau den Donau-Übergang an; endlich trug Wate seinen Sohn Wieland, nämlich sein Volk, über den Strom zu den Zwergen, zu den schwertereschmiedenden Mittelländern in den Alpen. Hatten nun die Germanen die Donau einmal überseht, so drängten sie auch die Mittelländer und Romanen immer mehr südwärts, so daß diese heute nur mehr in den verstecktesten Alpenwinkeln als Volkstrümmer haufen. Im Traisental wie im Pielachtal aber liegt je ein Wielandsdorf, und das sind nachgewiesen uralte Schmiedestätten. Doch schon in vorrömischer Zeit hatte dieser Germanenzug stattgefunden, zu einer Zeit, wo der Auszug noch anders sich vollzog, als zur Zeit der sogenannten Völkerwanderung.

Aber der Übergang über die Donau war nicht so leicht, wenngleich Wate sein Volk über den Strom trug. Man hatte gewartet, bis die Winterriesen die Eisbrücke gebaut hatten, das heißt, bis die treibenden Eischollen sich gestaut und zur Eisdecke zusammengefroren waren. Jetzt konnte der Völkerzug über den Strom setzen. Solcher Eisbrücken bedienten sich die Germanen noch häufig, auch die Römer verschmähten sie nicht, ja selbst heute noch hat man ihrer nicht vergessen.

Damals aber glaubte man diese Wohlthat einem bösen, dämonischen Wesen danken zu müssen und fürchtete dessen Hinterlist. Was war natürlicher als die Meinung, solch ein

 Aggstein an der Donau.

launenhaftes Wesen durch Opfer milde zu stimmen, sich seine Gunst zu erkaufen. Gerade hier an der Donau weisen zahlreiche Sagen darauf hin, welcher Art diese Opfer waren.

Der Teufel baute nach der Sage Brücken, Burgen, sogar Kirchen, wofür er sich zum Lohne die erste oder auch die drei ersten Seelen jener bedang, welche zuerst den Bau betreten würden. Meist ward der „dumme“ Teufel dadurch betrogen, daß man einen Wolf oder Hund, Katze und Hahn zuerst über die Brücke, in die Burg oder Kirche jagte. Ja, heute noch ist es üblich, daß der Bauer, der ein neues oder neu erworbenes Haus bezieht, ehe er selber es betritt, Hund, Katze und Hahn über die Schwelle jagt. Das ist uraltgermanischer Brauch und ein Abglang der alten Opfergebräuche.

In jenen Zeiten aber, wo des Riesen Eisbrücke der Germanenzug übersehte, war der Glaube noch nicht in unverstandenen Förmlichkeiten erstickt, wagte man noch nicht solchen Betrug zu üben, ward wirklich der Erste, oder die drei Ersten, die das jenseitige Ufer erreichten, dem schrecklichen Agez zum Opfer gebracht, und zwar auf dessen Opferstätte, dem Schreckensstein im Schreckenwald. Wie diese Opfer gehalten wurden, das sagt uns wieder die Sage. Der Raubritter „Schreckenwald“, der lange Zeit für den geschichtlichen „Jörg Schedh vom Wald“ der Namensähnlichkeit wegen gehalten wurde, der aber kein anderer als Agez der Schreckliche, der Meisterdieb selber ist, soll die Gefangenen, auf Knebel reitend, über den Überhang des Felsens gehangen, oder in sein „Rosengärtlein“ gestoßen haben. Dieses nun ist eine unzugängliche, schmale felsplatte, wo die „Opfer“ entweder verhungern mußten, oder vom Schwindel erfaßt in die Tiefe stürzten. Die Sagen vom „Raubritter Schreckenwald“ beziehen sich also auf die „Opferstätte im Schreckenwald“, während „Schedh vom Wald“ ganz unverdient zu jener außergewöhnlichen Auszeichnung vor seinen „Berufsgenossen von der Sattelnahrung“ kam, dieweil ers nicht milder und nicht wilder, sondern just ebenso trieb als die andern alle.

Uggstein an der Donau.

Merkwürdig und beachtenswert zugleich ist der Umstand, daß vom Schlosse „Schreckenstein“ an der Elbe bei Tetschen genau dieselben Sagen im Schwange sind, wie vom Uggstein an der Donau, wobei ganz besonders zu beachten, daß beide Namen sich decken durch gleiche Bedeutung.

Über noch zwei andere Momente sind erwägenswert, das ist die Uggsteiner Mauth und das Recht der „Grundruhr“. Es ist bekannt, daß alle Einkünfte der altheidnischen Opferstätten und Heilstätten entweder in den Genuß der Kirche oder des Landesherrn übergegangen waren, nachdem das Christentum das Heidentum verdrängt hatte. Die Opfer des Ugez milderten sich im Laufe der Jahrhunderte in demselben Maße, als die steigende Kultur dem Stromübergang die Schrecken benahm, womit dieser häufiger unternommen wurde. Diejenigen, die früher unerbittlich geopfert wurden, konnten sich nun mit dem „Wehrgeld“, ähnlich der altgermanischen Geldbuße, lösen, und so entstand die Maut ganz von selber. Mit dem Entstehen der Maut im allgemeinen hängt auch das sogenannte „Grundruhrrecht“ zusammen. Auch das hat seinen wuotanistischen Ursprung, und zwar in der Heiligkeit des Bodens einer Götterstätte. Freilich wurde es in christlicher Zeit arg mißbraucht und die eigentliche Ursache des Lebens vom Stegreif. Schon Tacitus (Germ. Kap. 9) berichtet von dem heiligen Hain der Semnonen,* daß derjenige, der in demselben strauchelte und fiel, sich nicht mehr erheben durfte, sondern auf dem Boden liegend sich herauswälzen mußte. Er hatte heiligen Boden be-„r ü h r t“, er war von der Gottheit selbst auf diesen niedergedrungen und durfte daher erst außer den Grenzen des Heiligtums sich wieder erheben. Das erweiterte sich im Interesse der habgierigen Grundherren so weit, daß alles Eigentum, das auf

* Semnonen ist verderbt aus Semann, d. i. „Se“ = Sonne; „manen“ = Männer; also: Sonnenmänner oder „Armanen“. — Näheres darüber siehe G. L. B. Nr. 2 und 2 A, „Die Armanenschaft der Ario-Germanen“.

deren Grund und Boden durch „Grundruhr“ (Berührung des Grundes), z. B. durch Sturz eines Wagenpferdes oder durch Radbruch verunglückte, „in aller Form Rechtsens“ in deren Besitz überging. Der wegelagernde Ritter führte durch Zufall solch eine Grundruhr herbei, indem er ein Wagenpferd niederschoss, und — er war kein Räuber mehr, sondern übte lediglich sein „wohlererbtes grundherrliches Recht“. Darum der Kampf des Adels gegen die landesherrlichen Verordnungen wider ihre Gerechtsame, gegen die stupide Auffassung der Städte und Städtebünde, welche solch „adles Recht von der Sattelnahrung“ auf gleiche Stufe mit ganz gemeinem Straßenraub stellten.

Nebstbei sei bemerkt, daß das „Grundruhrrecht“ ein Zwillingsbruder des „Strandrechtes“ ist, das allerdings eines längeren Lebens sich erfreute.

Also auch daraus geht hervor, daß der hochwohllede und gestrenge Herr Jörg Schedt vom Wald durchaus in seinem Rechte war und keineswegs deshalb von seinem Besitz getrieben wurde, weil er es vielleicht doch gar zu bunt getrieben; die Ursache seiner Vertreibung von Uggstein liegt lediglich in den damaligen Gebräuchen der Konvertierung von Staatsanleihen. In Ermangelung von Obligationen gab man nämlich Städte, Burgen, ja oft ganze Provinzen gegen Darlehen in Pfandbesitz. Nachdem nun der Pfandbesitzer davor keine Kupons abtrennen konnte, wie dies in unseren hochkultivierten modernen Zeitläuften üblich, so suchte er von den Untertanen die Zinsen und womöglich auch das Kapital herauszuschinden und das Grundruhrrecht zur Wahrung der landesherrlichen Rechte, die er doch jetzt vertrat, auf das nachdrücklichste zu üben. Nun aber brauchte der Staat wieder Geld und hatte nichts mehr zu verpfänden; was tun? Da fand sich nun bald ein Vorwand, so einen unbequemen Pfandinhaber als „Parteigänger“ in Acht und seines Besitzes für verlustig zu erklären. Ein neuer Pfandinhaber, der eine bestimmte Summe lieb, war bald gefunden,

Uggstein an der Donau.

der verjagte den ersten und raubtritterte so lange, bis ein dritter kam, der dem zweiten tat, wie dieser dem ersten, und so ging's fröhlich weiter, und mußte jeder froh sein, wenn's ihm nicht erging wie dem Baumkirchner zu Graz, dem man den Kopf — wie einen Coupon von der Obligation — abschneidet und vor die Füße legt. So ging's auf Uggstein dem Jörg Schedl vom Wald, nach ihm dem Hans von Stein, den Ulrich von Gravenegg ablöste, um es auch seinerseits bald wieder zu verlieren. Doch das gehört eigentlich in das Gebiet der Nationalökonomie und nicht in eine mythologische Studie.

Wenn wir nun Uggstein als den Felsstern des schrecklichen Alpege erkannt haben, als ein Gegenstück zum Magnetberg, der fabelhaften Insel Ugstein und anderer gleicher Deutung, so ist, abgesehen von den schon berührten Ursachen seiner Namensgebung und Widmung, doch noch die Frage zu beantworten, ob der landschaftliche Anblick auch tatsächlich den Anforderungen entspräche, um auf die empfängliche Seele eines Naturvolkes derart einzuwirken, um in derselben das Gefühl des Schreckens, des Grauens so nachhaltig hervorzurufen, um zu dem zu werden, was Uggstein war und, wenn auch abgeschwächt, noch heute ist. Denn noch heute scheut sich der Einheimische selbst bei Tage vor den Ruinen und nichts vermöchte ihn dazu, vor einem „geheizten Hahn“* dort droben eine Nacht zuzubringen. „Nicht um ein G'schloß!“

Ja, die Gegend ist danach, das Gefühl des Schreckens im empfindsamen Gemüt des Naturfindes wachzurufen. Wenn Alpege, der Schreckliche, überwunden, wenn die holde Frau Isa wieder von den Eisfesseln befreit, wenn wieder die blauefröhlichen Wellen das Donautal entlang rollen, dann mag es jeder versuchen, welchen Eindruck der Uggstein auf sein Gemüt hervorruft. Wer sich dazu berufen fühlt, der

* Lagerfeuer des Alpenjägers.

 Aggstein an der Donau.

versuche die Donaufahrt von Melf durch die Wachau im Ruderboot; da sieht es sich besser, als vom Deck der „Uriadne“, auch fühlt sich's anders im schmalen Skuller oder Kanot.

Wie da die Donau, die ungefüge Tochter deutscher Alpen, hereinbraust durch das Stromtor bei Melf in die goldene Wachau, die Au der Nire Wachhilde!

Von föhrendüsteren Waldbergen eingengt, winden sich die dunkelschäumenden Wasser herein in einen düsteren, fratergleichen Kessel; des Stromes Zulauf und Abfluß ist dem Auge verborgen, das die Donau gefangen wähnt, verwandelt in einen wilden Hochalpsee.

Mitten aus den dunklen Waldbergen, aus den schwärzlichen Fluten, strebt plötzlich ein finsterner Felskloß gegen die Wolken, drohsam trübsig sein zinnenbekröntes Steinhaupt erhebend. Das ist der Aggstein.

Selbst bei heiterstem Sonnenglanz haftet diesem Unblick etwas eigentümlich Düsteres an, das sich jedoch bis zum Beklemmenden steigert, wenn die Abenddämmerung ihre geheimnisvollen Schleier um der Berge Kulme faltet. Geradezu schaurig aber wirkt dieses landschaftliche Charakterbild dann, wenn die Gewitterstimmung schwül die Luft bedrückt, wenn jene eigentümlichen Farben- und Lichtwirkungen um die Klippen spielen, Blitze durch die zerborstenen Mauern zucken und die alten Föhren sich stöhnend dem Wettersturme beugen. In solchen Augenblicken geht selbst dem Kulturmenschen ein leises Ahnen von dem auf, was einst mit unbewußter Macht unsere Altvordern zur Andacht zwang, was ihnen den festen Glauben abrang, daß hier ein Feind der Götter und Menschen hause, was sie nötigte, den Fels den Schreckenfels im Schreckenwald zu nennen.

Wenn der Sturm durch den Forst saust, daß die Stämme stöhnen, die Felsen wimmern und die Wellen rauschen, dann tönt es durch das Tal wie gewaltiger Harfenklang und das

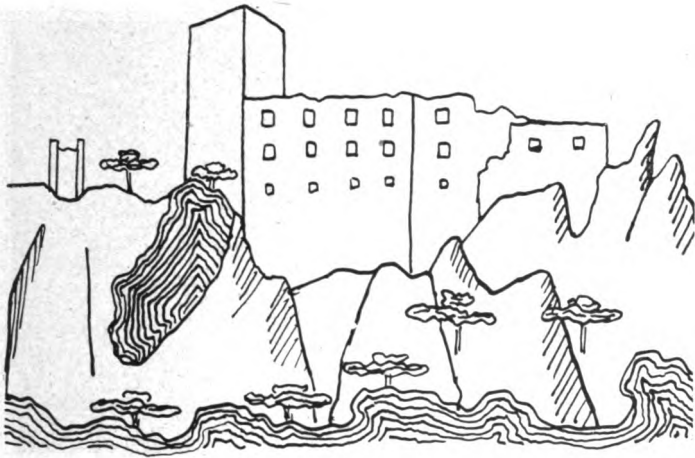


Abb. 38. Siehe Seite 395. „Das Helenental.“ Die Ruine Rauhenstein
bei Baden in Niederösterreich.

Aggstein an der Donau.

poetische Gemüt der Volksseele in ihrem Kindheitstraum hatte da vermeint, die Niren singen zu hören.

Und wahrhaftig, hier beschleicht den fühlenden Menschen, der noch etwas von dem sein Eigen nennt, was die anderen nicht verstehen, eine ganz ähnliche Stimmung wie vor dem Eurlay-fels am Rhein. Das ist aber auch nicht Zufall, denn vom Aggstein gilt Zug für Zug die Eurlay-Sage, nur hat das Volk der Nire Namen vergessen und nennt sie die „Wahnsinnige von Aggstein“. Auch diese Donau-Nire sitzt oben in hellen Mondnächten, wohl auch in leuchtenden Sonnenglanz und kämmt sich ihr goldenes Haar und singt Lieder von Liebesleid und Liebeslust. Wenn aber der betörte Ferge des Ruderns vergift, dann lacht sie wild auf und stürzt sich in die Flut, den Ertrinkenden mit sich hinunterwirbelnd in ihren grauisigen Wasserpalast, um dessen Seele unter einer Glasglocke gefangen zu halten. Diese Nire aber ist keine andere, als des schrecklichen Agez räuberisches Weib, die fürchterliche Ran.

Auch sie hat einem Bach, der sich schäumend in die Donau ergießt, ihren Namen gegeben; es ist die Ranna, die Ran-Uche, der Bach der Ran.

Während sie aber droben auf der Felsenspitze ihre Zauberlieder singt, tanzen ihre neun Töchter unten auf den Stromeswogen ihren verführerischen Reigen mit schmeicheln-dem Sang. Zwar hat auch das Volk die Namen dieser neun Wellenmädchen vergessen, aber anderswo sind sie aufgezeichnet worden, und mag es unbenommen sein, ergänzend das heimische Bild durch fremde Vergleichung zu frischen. Bezeichnend genug sind diese Namen.

Den Reigen der Neun eröffnet „Himinglaffa“, die „Himmelanstürmende“, welcher „Dufa“, die zur „Tiefe sinkende“, folgt; als Dritte schließt sich „Blodughadda“, die „Blutdürstige“, an und dieser als Vierte „Hefring“, die „sich Erhebende“. Im weiteren Reigen drängen heran die

fünfte: „Udur“ (Untergang), die Sechste: „Raun“ (Raunen, Rauschen), die Siebente: „Blygia“ (Sturm), die Achte: „Dröbna“ (die Drohende), und als letzte der furchtbaren Neun: „Kolga“ (die Flut, Überschwemmung).

Diese Namen zeigen deutlich die Gefahren und Schrecken des Meeres oder des Stromes. Nun aber ist das Wasser nicht immer abschreckend, oft, ja meistens freundlich und spiegelnd, aber der leiseste Hauch vermag den Spiegel zu trüben. Darum dachte sich das Volk die Nixen schön und sanft von Ansehen, doch launenhaft, boshast und schadenfroh von Charakter.

Aber nicht immer ist Ugez fürchterlich, ja er versteht es sogar, sich den Göttern und Menschen zuweilen angenehm zu machen. Er besucht die Götter in Asgard und ladet sie wieder nach drei Monaten zu sich zu einem gewaltigen Trinkgelage ein, auf dem es hoch hergeht. Mit Goldlicht läßt er seine Halle beleuchten, in welcher der fröhliche Donar den Meistertrunk trinkt. Das Goldlicht aber ist eben die Sonne, welche jetzt in den Tiefen des Meeres oder der Erde weilt, es ist das Saatkorn, das den Winterschlaf in der Erde unter der Schneedecke schläft, es ist der Nibelungenhort, den Hagen in den Rhein versenkte, es ist der Amelungenhort, der unweit von Aggslein in den Fluten der Donau ruht, um aus diesen in der Götter-Morgen-Dämmerung emporzusteigen zur strahlenden Sonne Uraharis! —

Wie aber das Volk solche Schatzmythen zu Schatzsagen verwandelte und dadurch zu dem reichgegliederten Schatzgräberaberglauben gelangte, dies sollen andere Landschaftsbilder anschaulich gestalten.

Wir aber wollten dem alten Ugez einen Besuch abstatten zur Zeit, in welcher er die Donau, mit seinen Eisfesseln belastet, die vielholde Fraue Isa im Eisverließ seiner Burg gefangen hält, zur Zeit, wo er es versucht, den Strom mit seiner „Teufelsmauer“ abzubauen.

Aggstein an der Donau.

Das Tor* schloß sich schier unwillig hinter uns, und drohsam klang sein Gefnarre, als wolle es Einspruch tun gegen unser Gehn, als wolle es die Frage erheben, wo denn Ugez' Opfer bleibe. Im weiten Bogen führte uns der Weg durch den verharsteten Schnee unter düsterem föhrendunkel, das neben dem blinkenden Schnee schier schwarz erschien. Bald standen wir an der Donau.

Da, zwischen dem blaugrünen Geflimmer der Eisobeliske im Strome, da tauchten sie auf, die neun Wellenmädchen, und das grüne Netz der Ran rauschte dazwischen gar grausig. Drüben aber stieg der Jauerling mit seinem Tyregg empor, als wollte er des prahlenden Ugez spotten, denn die untergehende Sonne ließ den verschneiten felsgipfel wie den Kamm eines feurigen Hahnes erglänzen. Das war ein tröstlich Mahnen. Enger hüllten wir uns in unsere Pelze und freuten uns, daß nun bald „Heimdolds“ Hahn mit goldenem Kamm krähen werde, bei dessen Hahnfrat der Riesenbau zerfallen wird und unsere fröhliche Frau Isa mit ihrem lieblichen Gefolge von Schneeglöckchen und Veilchen ihren Einzug halten kann in ihre lachenden, herrlichen Donau-Auen, in unser schönes Ostarland.

* Wer sich über die Burg Aggstein, deren Geschichte, Sagen wie Architektur näher unterrichten will, dem empfehlen wir die fleißig gearbeitete Monographie: „Die Burg Aggstein in Niederösterreich“ von Ignaz Franz Kaiblinger, im VII. Bande der Berichte und Mitteilungen des Altertumsvereines in Wien, Seite 98 ff, und die ausgezeichnete neueste Arbeit über diesen Gegenstand: „Die Burg Aggstein an der Donau in Niederösterreich“. Erforschung und Beschreibung ihres jetzigen Zustandes und Entwurf für deren Konstruktion. Von Architekt Eduard Reithmayer. Wien. Anton Schroll & Komp., 1912. Preis Kr. 20.—. Für vorliegende Studie lag eben die Burg als solche, wie deren eigentliche Geschichte allzuferne.





Nun aber wollen wir heben an,
 Vom Ritter Cannhäuser zu singen,
 Und was er Wunder hat getan
 Mit Frauen Venusfinnen.

Das war eine herrliche Fahrt im kleinen Kanot herab von Passau längs der silberfunkelnden Nibelungenstraße! Redlich lachte vom Mast des kleinen Fahrzeuges die „rote Flagge mit dem weißen Andreaskreuz im oberen Stangenfeld“, als es pfeilschnell dahinglitt, einsam wie Lohengrins Schwan. Da öffnete sich die Mündung der Traisen zwischen lauschigen Auen und dem einsamen Fergen 303 ein Scheffelscher Sang durch die Erinnerung:

Und flüsternd hör' ichs durch die Blätter rauschen,
 Verfahr'ner Mann, Dir sind die Toten hold,
 Folg' dieser Spur und Du wirst Schätze heben,
 Nicht weit von hier blinkt Nibelungengold.

Im weiten Bogen fiel das kleine Boot vom Kurse ab und lief die Mündung der Traisen an. Da gab's gute Schiffmannsarbeit; mit dem pfeilschnellen Dahingleiten war's gründlich vorbei. Schwer arbeitete sich das unscheinbare Ding gegen die Strömung, doch an Land zu gehen und das Boot zu ziehen oder gar zu tragen, das wäre entschieden nicht

* Zuerst veröffentlicht: Wien, Deutsche Zeitung, Nr. 4847.
 4. Juli 1885.

 Der Venusberg bei Traismauer.

„sportsmanlike“ gewesen. Nach schwerem Rudertagewerk lag endlich auch eingebettet in liebliches Grün, beschienen vom freundlichsten Abendrot, der uralte Marktflecken Traismauer vor dem einsamen Ruderknaben.

Da lag sie, die stolze Ekelsburg.

„Die war viel weite, die war viel wohlbekannt,
Geheiß'n Trafinnuore; Frau Helke saß da eh,
Und pflac so großer Tugenden, das wahrlich nimmer ergeh'“.

Was für Erinnerungen weckte nicht da der Name Traismauer — Trafinnuore! — Der Ort wird schon unter Karl dem Sachsenschlächter genannt, und gehört daher nach Ausnahme derer, welche nur auf das schwören, was in bunter Schnörkelschrift auf eines toten Esels Rücken durch die Jahrhunderte und die Archive geschleppt und der Nachwelt überliefert worden, zu den ältesten Orten im Lande. Diesmal haben sie zwar auch recht, aber dennoch ist der Ort weit, weit älter als jene Herren es gelten lassen wollen. Karl schenkte den Ort an Passau; auch ward hier vor der St. Martinskirche der vertriebene Nahrenherzog Privina vom Grenzgrafen der Ostmark, Radpot, aufgenommen und zur Taufe bewogen. Im Jahre 984 erscheint der Name als „civitas Traisma“. Unter den Römern aber war der Ort „Trigisanum“ benannt.

Und trotzdem ist Trafinnuore noch weit älter, denn es reicht in weit, weit vorrömische Tage zurück. —

Weiter zog das kleine Boot vorbei an stillem Auwaldgrün; da wölbte sich ein unscheinbarer Hügel in die dämmernden Abend Schatten, so unscheinbar wie tausend andere, an welchen sonst wohl das Auge vorübergleitet, da keine Sondereigenschaft ihn merflich hervorhebt.

Und doch — welcher süße Reiz umspielt nicht diesen Hügel!

 Der Venusberg bei Traismauer.

Sanfte Dunstwölkchen huben sich empor aus den leise plätschernden Wellen, als huschten leichte Frauengestalten schwebend ob den Wassern um das leichte Boot. Dann schwebten sie aufwärts zum Kulme des Hügels, hinter dem langsam der volle Mond heraufstieg, einsam wie das Boot und sein Ferge.

Einsam! Ja das war sein Los; einsam zog er oft wochenlang in seinem schmucken Mahagoniboot die breite Donau stromauf, stromab; seine Ruderkommilitonen lachten ob seinen Schrullen, und doch war er glücklich — allein. Allein? O nein! Welch sonnigbeglänzte Gesellschaft aus Duft und Äther geboren, versammelte sich da um ihn zu traulichem Zwiegespräch! War es seine Schuld, daß der anderen Auge diese nicht sahen, der anderen Sinne diese nicht fühlten? Und so wähten ihn die anderen einsam, und doch war er im erlesensten Ringe himmlischer Geister. So auch heute.

An stiller Au, im weiten Strome
Zog einsam ich im schwanken Boot,
Mein Blick verlor sich fern im Dome
Wo Mond und Stern herniederloht.

Vielhundertjähr'ge Ulmen streben
Wie Pfeiler zu den Sternen auf,
Und lange tiefe Schatten weben
Durch Wiesen sie, durch Wellenlauf.

Und drüber quillet silbern nieder
Des Mondes sanfte Ätherflut,
Die Wellen werfen mondwärts wieder,
Dem Ballspiel gleich, die bleiche Glut.

Und wie die Fünkchen aufwärts sprühen
Im reichen Regenbogenfranz,
Erhascht an Gräsern sie verglühn
Im demantsprüh'nden Farbenglanz.

 Der Venusberg bei Traismauer.

Und wie der Aeolsharfe Klänge,
 Entlockt des Westwinds Schwingenpaar
 Der mitternäch't'gen Au Gefänge,
 So sehnsuchtschaurig wunderbar.

Und dort!? — Dort auf den Wassern schweben —
 Ist's Wahrheit? — Oder ist es Traum?
 Die Elfen leicht wie Duftesweben,
 Gestalten zart wie Wellenschaum.

Der Augen süße Blicke funkeln
 Wie Sterne klar im sanften Licht,
 Und Mondlicht ist es, was die dunkeln,
 Die weh'nden Locken mild durchflücht.

Im sinnverwirrend üpp'gen Reigen
 Sie gleiten hin wie Rosenduft,
 Wie Veilchendüfte mondwärts steigen,
 Durchschweben sie das Reich der Luft.

Und leiser Sang in sanften Schwingen
 Durchflüstert Au und Menschenbrust,
 Wir wollen Dich dem Leid enttrüngen,
 Dem Du verfallen, unbewußt.

O komm' zu uns, zur Mondeshelle,
 Wo wir im muntren Reigen zieh'n,
 Wo wir ob klarer Silberwelle
 Der Menschheit Freud' und Leiden flich'n.

Du ruhst so sanft in Hutbergs Grunde,
 Tief drinnen in des Berges Schacht,
 Vergessen ist dort jede Wunde,
 Verschmerzt in wonnigstillen Nacht.

Und wenn die Blümlein blüh'n im Maien
 Dann folgst uns Du zu luft'gem Tanz,
 Zu ätherduft'gen Elfenreihen
 Bei Mondenschein und Sternenglanz.

Und hast Du Dich emporgeschwungen
 Zur leichten hellen Elfenschar,
 Und hast Du ihr Dein Lied gesungen,
 Der holden Freya leidensbar,

 Der Venusberg bei Traismauer.

Dann bist Du glücklich! Liebeahnend
 Du sinkst zurück in Freyas Dom,
 Und steigst empor, wenn wieder mahnend
 Der Lenz die Blumen weckt — komm! komm! —

Leise plätscherte der Ruder Schlag über den Wellen, und
 im vollen Mondenglanze lag der „Venusberg“ vor dem
 Entzückten, eingerahmt vom nachdunklen Auwaldschatten.

Nun aber wollen wir heben an
 Vom Ritter Tannhäuser zu singen,
 Und was er Wunder hat getan
 Mit Frauen Venussinnen.

Es ist nicht eines der geringsten Verdienste Richard Wagners, daß er den höheren Schichten der Gesellschaft die alte Germanenmythe wieder nähergerückt, welche von diesen wohl schon vergessen war, daß er sie wieder in die Mode brachte, wie sie es vor einem halben Jahrtausend war, wo die Minnesänger an allen Höfen und Höfchen das Lob der „Frau Venus“ sangen, wie solches nun heute von deren Nachfahren auf allen Opernbühnen vor neuem geschieht, während die unteren Volksklassen die mythischen Überlieferungen treuer bewahrten und heute das alte Tannhäuserlied in zahllosen Variationen noch unausgesungen von Mund zu Mund fliegt.

Die an zahllose Örtlichkeiten gebundene Sage, die noch heute weite Verbreitung des Liedes bezeugen, daß wir uns vergeblich bemühen würden, für die Tannhäusersage einen geschichtlichen Hintergrund zu suchen, in Tannhäuser selbst eine geschichtliche Persönlichkeit zu vermuten. Wohl hat man es versucht, den 1270 verstorbenen Minnesänger Tannhausen mit unserem Tannhäuser zu verbinden, doch war dieser zu untergeordneten Ranges, zu unbedeutend, als daß es gerechtfertigt erschiene, in ihm den Ursprung jener mythischen Gestalt zu suchen. Wenn der Sage nun keine geschichtliche Grundlage gefunden werden kann, muß diese sich im mytho-



Abb. 39. Der „schwarze Turm“ im Brühl bei Mödling. (Nach einer Photographie von Hatlanek in Wien.) Siehe S. 373.

Der Venusberg bei Traismauer.

logischen Gebiete finden und bleibt dann nur die Frage offen, welche Göttergestalten hinter „Frau Venus“, dem „edlen Tannhäuser“ und dem „getreuen Ekkehard“ verborgen sind.

Daß es germanische sein müssen, beweist vorerst nicht nur die tiefgewurzelte Sage in allen Gauen der schwäbisch-bayerischen Völkerfamilie, sondern beweisen auch die zahlreichen Ortsnamen in deren Ländern. Um nur einige zu nennen, seien verzeichnet: Venusberg. a) Eine Einsicht, Bayern, Landgericht Vilsbiburg; b) Dorf und Bad bei Innsbruck; c) Dorf bei Zwickau, Sachsen, d) ein Hof bei Waldsee in Württemberg; e) Dorf bei Breisach im Breisgau; f) Dorf in Niederösterreich bei Traismauer; g) Dorf, ebenda, bei Drasdorf (im Jahre 868 Druosinindorf geheißten), beide im Viertel ober dem Wienerwald, und endlich h) ein Dorf bei Nürenstein, gleichfalls in Niederösterreich, im Viertel ob dem Mannhartsberg. Mit dieser Aufzählung ist deren Zahl noch lange nicht erschöpft, aller Namensverstümmelungen, wie Venetsberg, Veniluf usw., nicht gedacht, so wenig als jener Ortsnamen, an welche wohl die Sage gebunden erscheint, deren Deutung aber auf anderer Basis beruht. Der bekannteste der letzteren, der „Hörselberg“ in Thüringen, soll hier nur nebenbei erwähnt sein. Eine ähnliche Liste ließe sich zusammenstellen von solchen Ortsnamen, welche die Namen „Tannhäuser“ und „Ekkehard“ in den verschiedensten Verbindungen und Verstümmelungen enthalten.

Aber nicht nur das Volk in allen seinen Schichten kannte die „Venussin“, sondern diese selbst lebte trotz des Christentums als allegorisches Wesen bis ins späte Mittelalter fort. Es mag hier nur an den steierischen Minnesänger Ulrich von Eichenstein und an dessen abenteuerlichen Venuszug erinnert sein, um zu zeigen, wie lebendig die alte mythische Anschauung das mittelalterliche Leben beeinflusste.

Einigen näheren Aufschluß über die Venusmythe finden wir in den Liedern des 1450 verstorbenen Minnesängers Hermann von Sachsenheim, der in den meisten seiner Dich-

 Der Venusberg bei Traismauer.

tungen sich mit Frau Venus, oder wie er sie zumeist nennt, mit der „Venussin“ beschäftigt. Im „Schach“, führt ihn ein „Martinsvogel“ zu einem „Zwerge“ und dieser in den „Venusberg“, wo ihm die Venussin eine zwölfzackige Krone für seine Geliebte schenkt, welche von deren zwölf Jungfrauen gearbeitet wurde. Im „Altswert“ erhält er von Frau Venus Unterricht, wie alte Schwerter den neuen vorzuziehen, sowie ältere erprobte Männer den noch unerfahrenen Jungen. Die neue Minne des Elsaßes befinzt er in ihrem Auftrage im „Kittel“. In der „Mörin“ (Mohrin) schildert er die Hofhaltung der „Frau Venus“ und erscheint Brunhilt als deren erste Hofdame genannt, der „getreue Ekkehard“ als deren Hofmarschall und König Tannhäuser als deren Gemahl. Der Dichter schildert in diesem Gedichte, wie er gewaltsam von einem Ulten und einem Zwerge entführt und vor Frau Venus gestellt wird, und von dieser durch deren „Fürsprecherin“ (Vertraute), welche eben die Mohrin ist, vor König „Danhäuser“ geführt wird, wo er sich seiner Unbeständigkeit in der Liebe wegen zu rechtfertigen hat.

Gehen wir weiter zurück, so finden wir in der „Dilcina-Sage“ die Nachricht, daß Ekkehards Gemahlin „Bolfriana“ geheißten habe, und daß sie sich nach Ekkehards Tod mit Wielands Sohn „Wittich“ vermählte. Wittichs Burg aber hieß „Treborg“ (Holzburg oder Waldburg), auch „Thornburg“ (Dornburg), das ist eine durch Verhaue geschützte Wohnung im Walde, und als solche schildert auch Herman von Sachsenheim in der „Mörin“ die Burg der Frau Venus, den Venusberg.

Wie man den edlen „Tanhusaere“ zu vergeschichtlichen versuchte, ebenso wollte man auch für den „getreuen Ekkehard“ eine geschichtliche Grundlage ausfindig machen, und glaubte diese bald in jenem „getreuen Ekkehard“, den wir als „Bundschuh“ aus der „Hohenstauffensage“ kennen, bald in jenem Ekkehard II., Markgrafen von Meißen, gefunden, den Kaiser Heinrich III. 1041 „fidelissimum fidelem“

 Der Venusberg bei Traismauer.

nennt. Beide Annahmen sind unrichtige. Um meisten Ähnlichkeit findet sich mit jenem Markgrafen gleichen Namens, dem Pileger der Harlunge, der freilich auch keiner geschichtlichen Wesenheit entspricht und, wie wir sehen werden, mit unserem getreuen Ekkehard die Blüte eines gemeinsamen Stammes ist. Seine Sage ist bald erzählt. Als Diether, König Ermanrichs Bruder, starb, setzte er zum Vormunde seiner unmündigen Kinder den getreuen Ekkehard. Ermanrich bemächtigte sich ihres Reiches und (Harlungen-)Schazes, belagerte sie in ihrer Burg, die er erstürmt, und läßt die gefangenen Neffen auf dem Burgberge aufhängen. Der Name jener Burg ist Breisach. Lange wogte der Streit um die geographische Frage zwischen Breisach im Breisgau, Harlungoburg (Niederösterreich) und Brandenburg an der Havel, das in alten Urkunden ebenfalls Brisia, terra Briscorum, terra Brisia wohl Brennenburg genannt ist, wie die Brandenburger selbst die „Brennen“. Auch diese Frage ist gleich jener des Venusberges keine geographische, sondern eine mythische, wenngleich ober dem Tore Brandenburgs an der Havel folgende Inschrift stand: „Rex Harlungorum quondam tua moenia cingit, te rex conuertit Carolus et magnificavit, Otto fundavit, dotavit, pontificavit, Pontificem primum statuit ibi Caesar Udonem“, und vor deren Toren der Harlungenberg liegt, auf dem Ermanrichs Blutrat vollzogen worden sein soll. Alles dies findet sich noch öfter im deutschen Land, und zwar überall mit gleichem Rechte, weil der Hintergrund kein geschichtlicher, sondern ein mythologischer ist.

Aber so wie Treborg und Brisach ist noch Fritila als Burg der Harlunge genannt, gleichfalls ein geographischer Zankapfel. Man sucht sie in Fritzlar, Friedberg am Rhein, Vercelle und Feltre, überall mit gleichem Recht und Unrecht, wie eben bei Brisach erwähnt wurde. Fritila ist ein Name, der mit der Endsilbe „thilia“ gebildet wurde, wie Fritilo, einer der Harlunge selbst, denselben Namen mit

Der Venusberg bei Traismauer.

männlicher Biegung trägt und die erste Silbe „fri“ auf „fria, Volfriana“ zurückzuführen ist, wie Freitag, fritac, dies Veneris. Auch bemerkt die „Vilcina-Sage“ ausdrücklich, daß die Währinger diese Burg „fridsaela“ (Totenheil) nennen, was eben wieder ein sich deckender Begriff ist.

Sowie Berchtana oft für Berta, Huldana (auch Hlodana) für Hulda steht, kann man für Volfriana, Ekkehard's Gemahlin „Vol fria“ setzen, woraus sich die „huhlende freya“ erklärt, da „boul“ im Altsächsischen Buhle, bol hingegen im Nordischen böse bedeutet.

Der Name von Freyas Sonnenhaus „Volfwang“ (folfvagr) bedeutet „Volks-Anger“ und ward früher auf die mit Menschen erfüllten Acker gelegentlich der Ernte gedeutet. Dies ist aber unrichtig, wie aus Späterem erhellen wird. „Volfwang“ bedeutet allerdings „Volks-Anger“, aber im Sinne unseres heutigen Friedhofes, des Totenackers. Freya und Wuotan teilen sich in die in der Schlacht Gefallenen; jedes wählt die Hälfte. Diese Teilung aber erfolgt so, daß Wuotan die körperlosen Seelen nach Walhall, Freya hingegen die seelenlosen Körper nach Volfwang führt. Der Saal in Freyas Burg wird „fensaal“ (fensalir) genannt. Auch dieser Name ward als „Sumpfsaal“ fehlgedeutet; indem man an die nordischen Vennen, Sümpfe von „fen“ ableitend dachte. Man übersah dabei, daß jener Name von „fan“, „fanin“, „fen“ = Funke, Brand, Feuer, Zeugung abgeleitet wurde, und daher „fensaal“ eigentlich Brandsaal, Feuer-saal, „Zeugungs-saal“ bedeutet.

Wie die deutsche Mythologie auf der Dreizahl „Geburt, Leben, Tod“ aufgebaut ist, begegnet sich im Gedanken der Wiedergeburt nach dem Tode, Ende und Anfang (Alpha und Omega) aller Dinge, darum vereinigt Freya im fensaal als „Brand-saal“ (Scheiterhaufen, Leichenbrand) die Toten, um sie aus dem fensaal als „Zeugungs-saal“ zu neuem Leben hervorgehen zu lassen. So schließt sich der Ring der Ewigkeiten, so sproßt neues Leben aus dem Tode.



Abb. 40. Siehe Seite 97 und 399. Zerstörung einer Ymenschul durch
den Frankenkönig Karl.

 Der Venusberg bei Traismauer.

Da nun Freyas Halschmuck „Brisigamen“, auch das „Breisachergold“ genannt wird, so stimmt dieser Name zum Saalnamen „Fensaal“, den wir durch uralte örtliche Überlieferung als Breisach, Brisia, Brandenburg und andere kennen gelernt haben. Wenn sich nun Volfriana mit Wittich zum zweitenmale vermählt, so finden wir, daß der Name Wittich der im „Walde hausende“ bedeutet (althochdeutsch: Witigouwo, altsächsisch: Widga). Sowie der Begriff „forst“ sich von forcht, föhre herleitete, und ehemals nur einen Föhrenwald, heute jedoch überhaupt einen Wald ohne Unterschied der Baumart bezeichnet, ebenso, nur minder gebräuchlich, das Wort „Tann“; auch dieses deutete früher einzig auf einen Tannenwald, während es heute gleichbedeutend wie forst gebraucht wird, und somit ist Wittich der im „Tann hausende“ Tannhäuser.

Volfria aber ist des Königs Drasians (Tresian im Wolfdietrich) Tochter, woher ihre Burg Drasinburg (Tresinburg) genannt ist, welche wieder in Trechlinburg am Rhein aus schon öfter erwähntem Irrtum gesucht wurde. Im Wolfdietrich heißt diese Burg aber auch Treisenmure und befindet sich in der Gewalt von Ruodwin, Wittichs Neffen.

Nun aber haben wir neben dem einen Venusberg in Niederösterreich T r a i s m a u e r liegen, das im Mittelalter „T r a s i n m u o r e“ genannt wird, und im „T r a i s m a s e l d e“ liegt, wie die „Harlungoburg“ im „Harlungefeld“. Der zweite „Venusberg“, ebenfalls in Niederösterreich, liegt aber gleichfalls neben einem „D r a s d o r f“, das im Jahre 868 als „D r u o s i n i n d o r f“ genannt erscheint.

Dies kann nicht Zufall sein und ist die Ursache der Namengebung hier wie bei allen gleichen Fällen auf mythische Überlieferungen, auf germanisch-wuotantische Kultplätze zurückzuführen.

Eine andere Spielart jener Sage, die uns hier ausschließlich beschäftigt, ist an brandenburgischen Boden gebunden und lautet: Markgraf Iron von Brandenburg er-

warb diese Markgrafschaft, nachdem er seine Heimat verlassen mußte. Er läßt sich mit Volfriana in ein Liebesverhältnis ein und findet seinen Tod durch deren betrogenen Gemahl, den treuen Ekkehard. Irons Gemahlin hingegen ist die getreue Isold von Brandenburg, welche ihn, als Sänger verkleidet, aus der Gefangenschaft des Königs Salomon befreit, dafür aber von Iron nach seiner Heimkunft der Untreue angeklagt wird.

So wie wir aus Wittich den Tannhäuser entstehen sahen und aus Volfriana die buhlende Freya, die germanische „Venus vulgivaga“, müssen wir noch eine Brücke suchen, welche von dieser zu „Frau Venus“ leitet. Im Mittelalter und noch heute in Volksagen führt die „Venussin“ einen zweiten Namen, und zwar den der „Frau Fene“, den in Süddeutschland gleichfalls Freya führte und der in Venetsberg, Veniluck, Veniloch nachklingt, wobei bemerkt werden muß, daß das „V“ dieser Namen wie „f“ ausgesprochen wird.

Freya war, wie die griechische Venus, gleichfalls „schaumgeboren“. Sie ist die Mondgöttin, die allnächtlich aus den Wellen emporsteigt. Im uralten Zauberglauben finden wir sie mit den runden Zauberspiegeln in Verbindung gebracht, mittels welcher schon im grauen Altertum die Chessalierinnen den Mond zur Erde herniedergezogen haben sollen. Ähnlicher Zauberkunst begegnen wir in unseren Hexenprozessen. L. Becker und J. v. Hefner veröffentlichten im 14. Hefte ihres interessanten Werkes: „Kunstwerke und Gerätschaften des Mittelalters und der Renaissance“, Frankfurt, 1853, die Abbildungen von zwei runden Handspiegeln aus dem 14. Jahrhundert, deren Kapseln aus Elfenbein geschnitten, die Frau Venus vorstellen, und zwar keineswegs in antiker Auffassung, sondern in unserer volkstümlichen, der Überlieferung entsprechenden Gestaltung.

Magdeburg bewahrt das Andenken an Freya in seinem Namen. In der Chronik des Christoph Entzelt von Salsfeld

Der Venusberg bei Traismauer.

(1579) schreibt der Chronist: „Carolus (der Frankenkönig) zerstört in putena, in castello putenae phanum et imaginem Veneris, da stund auff einem Wagen ein Bilde eines schönen nackichten Weibs, gekrönt mit einem Kranz von Myrto, auff der Brust eine brennende fackel, in der rechten hand hielt es eine runde Kugel (man denke an den Mond und an die Zauberspiegel), in der linken drei gulden Äpfel, nach ihr stunden drei blosse Megde, mit (ineinander) geflochten Armen mit abgewendeten Angesichtern, und trug eine jede einen golden Äpfel, der andern den reichende. Den Wagen zogen drei Schwanen oder Tauben. Die Sachsen hießen es die Magadeburg.“

Da nun Frau Venus, Frau Fene als „Freya“, und zwar als „buhlende Freya“ gleich der „Venus vulgivaga“ aufgefaßt erscheint, also einer Göttin entspricht, und zwar einer solchen aus den Zeiten des Niederganges der Wuotansmythe, wo diese schon ausartete und verflachte, so müssen naturgemäß sowohl Ekkehard wie Tannhauser (Wittig) gleichfalls Göttergestalten verbergen. Es ist bekannt, daß Freyas Gemahl Hermod (Hermodr), Odr, Zeizzo (der Schöne) war, der zur Erde gesandt, um die Menschen den Gesang zu lehren, aber von neidischen Zwergen ermordet wurde.

Nun aber kennt die Wuotansmythe den „stillen Waldbewohner W i d a r“, denn:

„In Widars waldigem Wohnland wächst
Hohes Gras und Grün“

(Edda, Grimnismál)

den jungen Sonnengott, der in der kürzesten Nacht des Jahres, der Weihnacht, geboren wird, und der unbeweibt gedacht ist, welche Annahme so lange aufrecht erhalten wurde, als die Götterdämmerung noch nicht hereingebrochen war. Als diese anbrach, als die Götter zu Helden oder Dämonen verblakten, war es auch möglich, daß jenes unschöne Lied der Edda „Vegisdrekka“ geschrieben werden konnte, welches die

ist, Deutsch-Mythologische Landschaftsbilder.

19

 Der Venusberg bei Traismauer.

Götter verhöhnte, ähnlich wie Lucians „Göttergespräche“ zu einer Zeit verfaßt wurden, in der die olympischen Götter gleichfalls schon ihre Göttlichkeit eingebüßt hatten.

In jenem Lied nun schleudert der boshafte Loki der Freya folgende Beschuldigung beim Gastmahl des Oger (Uge) ins Gesicht:

„Schweig doch, Freya, Dich vollends kenn' ich,
 Dir mangelt kein Mafel!
 Jeder der Asen und Alben hier innen
 Schon nahm Dich zum Schächel!
 Schweig doch, Freya, Verführerin Du!
 Verderben-Anbieterin!
 Durch Liebestrank band'st Du den leiblichen Bruder
 Zum Hohne der Himmlischen!“

War doch Frö ihr Gemahl und Bruder zugleich, und so konnte Loki das hohe Geheimnis verraten. W i d a r ist aber niemand anderer, als der nach sieben Monaten wiederkehrende Frö, um sieben* Monate bei ihr im „Venusberge“ zu bleiben, er ist ihr zweiter Gemahl, der im „Tann hausende“ Tannhäuser, während ihr erster Gemahl Odr, Hermut, Zeizzo, der nun natürlich alte Sonnengott, der getreue Ekkehard ist.

Somit wäre die ganze Tannhäuser-Sage auf ihren mythischen Ursprung zurückgeführt, bis auf den einen Umstand, der von der Unversöhnlichkeit des Papstes Urban erzählt und vom Grünen des dürrn Stabes. Aber auch dieser Zug ist in dem Gedichte von der „Rabenschlacht“ erhalten.

„Immer wieder,“ so steht in f. v. d. Hagens Heldenbuch, „hat sich Dietrich von Bern mit Wittich versöhnt, nur in der Rabenschlacht nicht mehr, nachdem er den Bruder

* Die Mythe rechnet eben immer nach sieben oder neun Monaten oder Jahren, wobei die Übergangsmonate des Herbstes entweder zum Winter oder zum Sommer geschlagen werden; daher sieben (oder neun) ewige Nächte, das ist Wintermonate oder ebenso viele Sommermonate oder Tage.

 Der Venusberg bei Traismauer.

Diether und die Söhne Ezels erschlagen hat. Er schoss seinen Schaft (Wurfspeer) nach ihm, und dieser steht grügend noch heutzutage, daß jeder ihn sehen mag, der dahin kommt."

Somit fand sich die „Teufelinne Frau Venus“ als Frau Fene und Volfriana in der Heldensage als treulose Gemahlin des getreuen Ekkehard, der nun warnend vor ihrer Burg sitzt, als „buhlende Freya“ aus der Zeit des Niederganges der Wuotansmythe, endlich in der Blütezeit dieser letzteren erkannten wir in ihr die schaumgeborene Mond- und Liebesgöttin Freya. Ihr erster Gemahl Ekkehard ist der unter den Menschen wandelnde Odr, Hermut, Zeizzo, während ihr zweiter der im „Tann hausende“ junge Sonnengott ist.

Nachdem aber der junge mit dem alten Sonnengott doch wieder Eins ist, so ist der im „Tann hausende“, der in „Widars waldigem Wohnland, wo hohes Gras und Grün wächst“, wohnende Tannhäuser, eigentlich „der im Grabe der Wiedergeburt entgegenschlummernde seelenlose Tote“. Darum heißt Widar, dessen Name deutlich genug auf die „Wiederkehr nach dem Tode“ hindeutet, der „schweigende Ase“, denn der im Grabe Schlafende ist „schweisam wie der Tod“. Dann aber, wenn er wiederkehrt:

„Zur Vatterache, von Rosses Rücken
Steigt da der starke Sohn.“

Widar wird als der „stärkste Ase“ nach Donar geschildert, das ist er auch, nachdem er den Tod überwunden hat. Kaiser Rotbart, der im Untersberg schläft, wird ja auch, wenn er wiederkehrt, allen Feinden obsiegen, und das kann nur der Starke — der Starke von oben! —

Die Tannhäuser-Sage in ihrer mythologischen Reinheit aufgefaßt, bedeutet also das Ruhen im Grabe mit der Auferstehungshoffnung, der Übergang vom Tode durch die Geburt zu neuem Leben.

Der Venusberg bei Traismauer.

Aus diesem Ergebnis folgert sich weiter, daß die Sage, auf rein mythischer Basis beruhend, Eigentum des ganzen deutschen Volkes und daher an kein geographisches Gebiet im geschichtlichen Sinne gebunden sein kann, und alle Erinnerungen, lägen diese nun in Ortsnamen, in Urkunden oder sonstigen Überlieferungen verborgen, sich nur auf altwuestamische Kultstätten beziehen können.

Die mit dieser Sage so enge verflochtene Harlungen- oder Amelungen-Sage ihrerseits fordert zu bedeutsamen Vergleichen mit der Nibelungen-Sage heraus, indem beide sich um einen Schatz drehen; doch während die Nibelungen Mächte der Finsternis bedeuten, sind die Brisinge oder Amelungen Lichtgottheiten; während die Nibelungen die Zeugung hemmen wie das Abendrot den Tag, so fördern die Brisinge die Wiedergeburt im Morgenrot. Darum heißt der auf dem Nibelungengolde liegende Drache Fafnir (Fa = Zeugung, nir = nie, enden), darum ist der Nibelungenhort das Abendrot, das Breisachergold aber der Hoffnungshort der Wiedergeburt, der Auferstehung im Morgenrot, darum erscheint das Verdammen der Götter an die Nibelungen gebunden, während das Herausdammen der Götter — die Götter-Morgen-Dämmerung! — mit den Amelungen im Zusammenhange steht. Es ist nicht Zufall, daß jene Amelungen eben die Ostarleute sind, deren Hauptort Asturis war!

Darum endlich leuchtet in der Morgenröte das lichte
Sonnengold Briffigamen als strahlendes Halsband um den
milde verschimmernden Mond, denn:

„Die Du Kinder und Früchte erzeugst — im Überflusse hehre
Göttin — Ostara,
Dein allein ist das Recht, das Leben zu geben, zu nehmen!“

Wie verstand es nicht der Germane solch fürchtbar erhabene Gedanken in einfache reizende heitere Bilder zu kleiden! Die Todesgöttin als freundliche Liebesgöttin!

 Der Venusberg bei Traismauer.

Und doch, doch mußte solch erhabenes Bild ver-
 schrumpfen, mußte die holde goldblonde kornblumenblau-
 äugige Freya — nach Heyne! — zur „Teufelinne“ werden:

„Frau Venus ist eine schöne Frau,
 Liebreizend und anmutreiche,
 Wie Sonnenschein und Blütenduft
 Ist ihre Stimme, die weiche.

Ihr edles Gesicht umringen wild
 Die „glühend“ „schwarzen“ Locken;
 Schaun Dich die „schwarzen“ Augen an,
 Wird Dir der Atem stocken!“



Die Schalaburg.*

In Land, welches Jahrhunderte hindurch von Heervölkern durchrast wurde, dessen Eigenart es war, als Völkertor zu dienen, ein solches Land mußte von dieser Sturm- und Drangzeit notwendig Erinnerungsmalstätten bewahren, welche unvergängliche Spuren bis in die spätesten Alter weitererben mußten. Wer uns bis hieher gefolgt, der bedarf außer dieses Hinweises keiner tieferen Begründung für solches Wort.

Wir sind die „Eisenstraße“ nach dem Süden gezogen, wir haben auch einzelne der „festen Schlösser“ besucht, welche die Talpforten des „Zeizzogebirges“ gegen die „Wiener-Neustädter-Ebene“** verschlossen, durch welche Ebene, über Carnuntums Trümmerstätte her, eben jene waffenstarrenden Völkerströme romwärts fluteten; aber wir haben noch keinen Blick hinter diesen Gebirgswall getan, der uns gezeigt hätte, was denn eigentlich jene „festen Schlösser“ an den Talpforten verschlossen.

Der Pergamenthistoriker ist sofort bereit, die Antwort zu erteilen; er sagt: „Das durch die Völkerwanderung verödete, namenlose Land ward von Carolus Magnus dem deutschen Lande gewonnen, kolonisiert und Ostmark ge-

* Zuerst veröffentlicht: Wien, Neue Welt, Nr. 26, 1883.

** Siehe: „Der Brühl“, „Das Helenental“, „Merkenstein“ und „Auf der Eisenstraße“.

Die Schalaburg.

nannt. Die Ebene ostwärts des Gebirges (die heutige Neustädter Ebene vor dem Gebirgszuge des Wienerwaldes) ward aber zur Wüste gemacht, während hinter den Talpforten das neue Staategebilde seinen Anhub nahm."

Ein Körnchen Wahrheit steckt in dem. — Aber nicht Karl tat dies: der Gebirgszug der Zeizzoberge ward schon lange vor dem Einfall der Römer und somit auch lange, lange vor Karl zum Schutze des Hinterlandes befestigt und diese Befestigung sofort nach des Römers Abzug von der Donau neuerdings in alter Anlage wieder hergestellt. Auch war die Ebene lange nicht so wüste, als man annimmt, obwohl sie stellenweise Sumpfland, selbst Seespiegel war. Es könnten sonst uralte Orte nicht auf derselben vorfindbar sein, auch war sie zu einladend zur Pferdezucht wie zum Ackerbau. Aber immerhin hatte man mehr Vertrauen zum Gebirgslande als zum flachen Lande für die Zeiten der Not und darum sicherte man die Talpforten, hinter welche sich die Bevölkerung der Ebene beim Heranzuge von Feinden retten konnte.

Schon die Vita santi Severini des Eugippius bietet einen Fingerzeig nach dieser Richtung.

Das Römertum war im Sinken begriffen, die noch nicht gefallenen Römerorte konnten sich nur dadurch retten, daß sie in ihren Mauern germanische Kriegsmänner aufnahmen und sich in deren Schutz begaben. Es war dies eine ganz natürliche folgeerscheinung, eine Nachahmung im kleinen, was vordem der römische Staat im großen getan durch die Errichtung der Auxiliartuppen, welche dem modernen Begriffen der fremdenlegion entsprachen. So hatte z. B. ehemals in Carnuntum, nach dessen Zerstörung in Vindobona (Wien) der Präfect der „Gentes Marcomanorum“, der „markomanischen (Hilfs-) Leute“ seinen Sitz.

Die verlassenen Municipien an der Donau, wollten sie nicht zerstört werden, mußten diesem von Rom selbst gegebenen Beispiel um so eher folgen, als sich gegenüber jeder

Die Schlaburg.

römischen Donaustadt am germanischen Ufer eine Germanenstadt drohsam erhob. Dies ist die Entstehungsurache aller Schwesterstädte an der Donau. So z. B. Passau-Innstadt, Urfahr-Einz, Mautern-Krems, O.-Szőni-Komorn, Pest-Ofen usw.

So hatte der Rugenkönig Feletheus in Chremisa, dem heutigen Krems, seinen Sitz und bedrängte von dort aus Fasiana, das jetzige Mautern, wo eben der heilige Severin meistens weilte. Von Fasiana zog Odovakar nach Rom, wo er als der erste Deutsche, als König von Rom den Thron der Cäsaren bestieg. Von diesen Schwesterstädten Fasiana-Chremisa (Mautern-Krems) ging die Macht des Rugenreiches an der Donau aus und breitete sich über das Land strahlenförmig bis über das Zeizzogebirge hinaus.

So ward das heutige Krems als Sitz des Königs der Mittelpunkt des neuen germanischen Rugenstaates, der selbstverständlich den Gebirgswall im Osten (die Zeizzogebirge, den heutigen Wienerwald, oder das Kahlengebirge) als Befestigungslinie nützte, ohne jedoch diese als Landesgrenze zu setzen. Da nun die folgenden Zeiten sehr unruhig wurden, indem nicht nur germanische Völker vom Norden, sondern auch avarische, hunnische und mongolische vom Nordosten und Osten anprallten, so erwies sich der Gebirgswall hinter der Neustädter Ebene als Ostschild Germaniens wie von der Natur geschaffen, und ward dieser Teil des heutigen Niederösterreich naturgemäß schon lange vor dem Jahre 791 zur wirklichen Ostmarke des Germanentums. Hinter dem Walle der Zeizzoberge nun entwickelte sich das germanische Leben zu reicher Blüte und daher treffen wir auch dort reiche und bedeutende Heilstätten.

Eine der bedeutendsten mag wohl das heutige Benediktinerstift Melk gewesen sein, das in den ältesten Urkunden gleiche Namensform wie Medling* verrät, nämlich Magilicha.

* Siehe: „Der Brühl.“

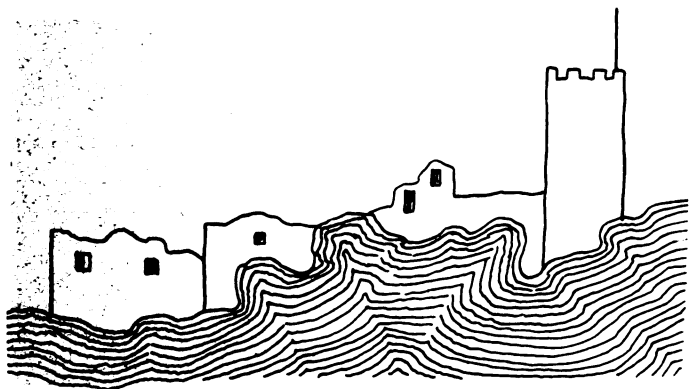


Abb. 41. Siehe Seite 392—395. Raasdorf bei Baden in Nieder-
österreich.

Die Schalaburg.

Darum ward es auch die erste Klostergründung in diesem Landstriche.

Rund um diese altgermanische Heilstatt gruppierten sich deren viele; so jene der Ostara (Osterburg) des Wuotan (St. Leonhard),* des „Ugez“ (Uggstein)** und die gewaltige auf „Schalaburg“.

Da aber zur Zeit des Römerauszuges das Christentum schon Wurzel geschlagen hatte, wenngleich es die alten Götter noch nicht zu verdrängen vermochte, so war der Glaube an diese doch schon zu sehr erschüttert, als daß diese Heilstätten als nachrömische erkannt werden könnten; vielmehr liegt die größte Wahrscheinlichkeit sehr nahe, daß deren Gründung aus den Zeiten des Königreiches der Noriker (Noricum) herüberraagt, daß sie in den Römerzeiten fortbestanden und später erst zu erhöhtem Glanze gediehen, als das Römerjoch abgeschüttelt war.

Der Berg, der die noch heute stolze „Schalaburg“ trägt, beherrscht weit und breit das Land, die Ebene bis Melf, während er sich als Vorposten einer bewaldeten Bergesreihe zeigt, hinter welcher, der alten Verteidigungsart entsprechend, das Volk samt seiner Habe bei Feindesnot Schutz suchen konnte. Denn nicht nur Orte der Andacht waren die heiligen Tempelstätten allein, nicht nur Trost, Erhebung und Recht fand bei ihnen der Gläubige, sondern auch Schutz gegen Feinde, denn ein kriegerisches Volk konnte auch nur wehrhafte kriegerische Götter verehren.

Auch die Römer, die einen so glücklichen Blick zur Wahl jener Punkte bewiesen, welche zur Stütze ihrer Herrschaft dienen konnten, erkannten die strategische Wichtigkeit dieses Berges, der ihnen zwei Straßen decken konnte. In erster Linie die Heerstraße selbst, welche von „Trigisanum“ (Traismauer) nach „Namare“ (Melf) führte, und in zweiter Linie

* Siehe dieses.

** Siehe dieses.

 Die Schalaburg.

die Reserve- oder Handelsstraße, welche beide erstgenannten Plätze über die Orte: „St. Andrä“, „St. Pölten“, „Grafendorf“, „Hürm“ und „St. Leonhard“ verband und mehrere Straßenabzweigungen südwärts entsandte.

Schalaburg — der römische Name ist nicht mehr bekannt — deckte somit hinter Namare (Melf) die Gabelung der beiden Straßen und bildete mit der Befestigung von Namare und jener von Mauer (auch hier fehlt der römische Name) ein festungsdreieck. An die Zeiten des Römerdienstes, den Schalaburg leistete, erinnern mehrere Grundmauern und Gräber römischen Ursprunges am Fuße des Burgberges, an der Straße nach Mauer sowie Mauerteile an den ältesten Bauten, wie am Turme der Burg, welche mit großer Wahrscheinlichkeit für römische Baureste gelten. Die folgende Geschichte der Burg ist für unsere Zwecke belanglos und nur daraus der Umstand von Bedeutung, daß sie seit den ältesten Zeiten im Allodialbesitze der Landesherren sich befand, was auf ihre alte Heiligung hindeutet, denn der Landesherr oder die Kirche waren es, welche die entweihten Wuotansheilstätten nach dem Sturze des Heidentums in Besitz nahmen.* —

Doch dies gehört der Geschichte an und was in dieser nun weiter folgt, entfernt sich immer mehr von dem Ziele, dem wir zustreben; auf das aber, was wir bis jetzt über die Schalaburg gesagt, wollen wir später wieder zurückkommen.

Das war so eine eigene Sache. — Vor beinahe zwanzig Jahren mochte es gewesen sein, als ich mit einem lieben Freunde selbender von „Loosdorf“ hergezogen kam, einen gemeinsamen Freund, Herrn Eduard v. H. zu besuchen, der Verwalter auf Schloß Schalaburg war.

* Genau so, wie ein Jahrtausend später, bei Einführung des Protestantismus, die katholischen Kirchen und Klöster aufgehoben und ihr Vermögen eingezogen wurde, welches gewinnbringende Tun die Ausbreitung des Protestantentumes mehr förderte als gemeinlich zugestanden werden will.

 Die Schalaburg.

Da wir eine mehrtägige Wanderung durch die reizenden, eigenartigen Täler und Wälder um Melf uns vorgenommen hatten, so blieb diesmal das Ruderboot zu Hause und statt der Bootsmannstracht kleidete mich jene des Weidmanns. Dies wäre nun recht schön gewesen, wäre mein ebenso gekleideter Geleitsmann auch wie ein weid- und hirschgerechter Jäger gewachsen gewesen. Dies war aber nicht der Fall. Ein kürzeres Bein zwang ihn, auffallend zu hinken, was ihn jedoch nicht hinderte, wacker und dauernd zu laufen. Stimmte auch das Hinken schlecht zum Weidmannskleide, so wußte er doch die Kunst — er war eben Maler — sich gerade dieses Hinken in gewisser koketter Weise zumutze zu machen. Ein spitzer schwarzer Knebelbart gab seinem schmalen, scharfgeschnittenen, bleichen Gesichte einen fast infernalischen Ausdruck, den nun der spitze Jagdhut mit der Hahnfeder, wie gesagt, in gewisser Absichtlichkeit noch erhöhte.

Tatsächlich hörten wir lächelnd den Vergleich mit „Samiel, dem wilden Jäger“ anstellen, was seiner Eitelkeit nicht wenig schmeichelte.

So zogen wir denn selbender von Loosdorf nach der alten Schalaburg hinaus.

Schon von weitem sichtbar, thront sie breit auf bewaldetem Hügel über dem weiten Tal, das in der Farbenpracht des Hochsommers erstrahlte. Wogende Felder breiteten sich aus und der eigentümliche Geruch des schnittreifen Korns lag über der Landschaft, aber auch fehlendorrende Hochsommerglut. Wir sehnten uns nach dem forstfühlen Schloßberg, dessen Schatten uns laben sollten, ehe wir unseren Besuch abstaten wollten.

Nach kaum einstündiger Wanderung über den gewundenen, holperigen Feldweg, der ziemlich hohlwegartig hinlief und an einem kleinen, unscheinbaren „Marterl“ vorbeiführte, erreichten wir den herrschaftlichen Meierhof. Dort bekam man schon den Baumwuchs zu ahnen, denn einige dickköpfige, zerzauste Erlenstrünke neigten sich über ein halbverwachsenes

 Die Schalaburg.

Bächlein, als guckten sie neugierig mit ihren struppigen Häuptionen in das hohe Gefräute, um auch etwas von den spärlichen Wassern zu erspähen, die dort mehr geahnt als geschaut werden mußten.

Wir lachten ob des erheiternden Aussehens der Bäume, die uns wie struppige Strolche erschienen, namentlich da unfern von ihnen sich eine vornehme Gesellschaft stattlicher Einden zeigte, hinter welchen wie Parvenüs zwei hochstämmige Pappeln aufstrebten. Standen die Erlen demütig geneigt wie verwahrloste Bettler neben den ruhig stolzen Einden, so störte die aufdringliche Beweglichkeit der emporgekommenen Pappeln das Bild, es schien, als plapperten diese fortwährend das unsinnigste Gewäsch. So zeigte sich das Bild eigentümlich belebt und über dessen augenblickliche Eindrücke scherzend, schritten wir dem dichten Laubwalde zu, der um den Burgberg seinen herrlichen Grünmantel gefaltet hatte.

Da blieben wir plötzlich stehen; ein einfaches, rotes Kreuzifix — wie man es auf dem Lande so häufig sieht — stand zwischen den beiden Pappeln. Die Szenerie hatte sich mit einem Male verändert; jetzt fiel mir erst die eigenartige Gestalt meines Begleiters recht deutlich in die Augen und halb im Scherze, halb im Ernste sagte ich zu ihm:

„Kerl, wer dich hier bei jagenden Wolken im Mondschein sehen könnte, während die Schloßuhr schläfrig ihre zwölf Schläge hinauschnarcht über das Land, der müßte dich für den leibhaftigen Gott-sei-bei-uns halten!“

Diese Waldstelle war aber auch danach. — Unwillkürlich fiel mir Schumanns reizende Idylle „An unheimlicher Stelle“ aus seinen „Waldszenen“ ein. Ich konnte mich des fröstelnden Eindruckes nicht erwehren, den eben jene Stelle auf mich ausübte, und schweigend verfolgten wir die breite Fahrstraße, die den Burgberg durch wohligen Forstgedunkel hinanführt. — Derlei Stimmungen teilt man nicht jedem mit, und wäre er gleich ein Freund und Fahrtgenosse; man scheut es, mißverstanden zu werden.

Die Schalaburg.

Schweigend hatten wir die gewaltige siebentorige Burg erreicht, schweigend das siebente Tor durchschritten und standen in der Wohnung unseres Freundes. Selbstverständlich galt als zweiter Grund unseres Besuches, die Sehenswürdigkeiten der Schalaburg zu besichtigen, welche ebenso groß wie fast unbekannt sind und welche erst durch Professor Haiblinger in Melf sozusagen entdeckt wurden.

Diese bestehen nicht aus den sieben Toren, den starken Türmen und mächtigen Bastionen, auch nicht aus den römischen Mauerresten oder der aus dem Jahre 1313 stammenden Burgkapelle, wohl aber aus den hochinteressanten Bogenmärgen des inneren Burghofes, die geradezu ein Unikum in Österreich, vielleicht in Europa bilden.

Diese den Hof über die Hälfte einschließende Bogen-galerie, im zierlichsten italienischen Renaissancestil, ist getragen von einem Bogengange aus zwölf einfachen Säulen. Die darauf ruhende offene Galerie bilden sechsunddreißig Bogen, deren Pfeiler nach außen mit Hermen und allegorischen Figuren und darüber mit kleinen jonischen Halbsäulen geschmückt sind. Die Seitenflächen jedoch zieren die prachtvollsten Ornamente edelster Renaissance. Die Bogenzwickel zwischen den Bogen und den jonischen Säulchen sind mit je einem Wappen geschmückt, und zwar so, daß dem Rosensteiner Wappen stets ein anderes gegenübersteht; unter diesen erkannten wir jene der Starhemberg, Montfort, Scharfenberg, Zelfing, Volkersdorf, Herberstein, Puchheim u. a. Die Stylobate der Arkadenpfeiler zeigen in zierlichen Nischen die Taten des Herakles in Basreliefs, während der Fries in Hautreliefs Porträtbüsten enthält. Im Innern der Arkaden schmücken die Wand Medaillons mit Bildnissen altrömischer Kaiser und auch im Relief eine mit einer Schale aus einer Quelle schöpfende Frau. Diese Frau und eine Büste mit einem Hundekopfe bilden die Wahrzeichen der Burg.

Das Beachtenswerteste in kunstgeschichtlicher Beziehung ist der Umstand, daß jene Galerie, welche man beim ersten

 Die Schalaburg.

Anblick aus rotem Marmor gemeißelt erachtet, in Terrakotta ausgeführt ist und ehemals bunt glasiert war. Das mußte einen prächtigen Anblick geboten haben, als die Arkaden noch im vollen Farbenglanze erstrahlten.

Schon vor fünfzig Jahren* schrieb J. Fayl über dieses Unikum, daß, wäre es in Schottland, die ganze Welt dies Wunder in Ölbildern und Stahlstichen kennen würde, daß es Walter Scott zu einem weiteren Meisterwerke begeistert haben müßte, nur aber weil es in Oesterreich sich befindet, ist es noch unbekannt! — Und heute, nach fünfzig Jahren ist es noch nicht viel bekannter geworden.

Wir waren also bei unserem Freunde, dem Verwalter, eingetreten, mit dem besten Vorsatze, dies unbekannte Kunstwerk zu genießen; doch wie es schon zuweilen zu geschehen pflegt, es blieb bei der Vornahme. Wir hatten die Galerie noch nicht gesehen, als die Dämmerung hereinbrach und der lichte Sommervollmond vom zitternden Sternenhimmel herunter, seine bleichen Strahlen mit denen der Petroleumlampe mischend, in unseren fleißig kreisenden Römern spielen ließ.

Solch ein Trinksymposion in einer alten Burg hat so seinen eigenen Reiz. Die getafelten Wände, die schwerfällig gewölbte Decke, die außer allen gewohnten modernen Verhältnissen befindlichen Türen und Fenster, denen man es unschwer absieht, wie schlecht sie sich mit den modernen Türflügeln und Fensterstöcken vertragen und wie spottend auf die antikisierenden modernen „altdeutschen“ Möbel herablicken, dies alles in seiner harmonisch sein sollenden Unharmonie wirkt so eigenartig anregend wie schwerer, be rauschender Malvasier. Und dann die ex officio - Gespräche erst!

* Im Jahre 1838. — Ich habe jene Zeitangaben — auch in den übrigen Kapiteln vorliegenden Buches — in dieser zweiten Auflage nicht geändert und ersuche, bei denselben stets das Datum der Erstauflage, 1891, sich zu vergegenwärtigen. Der Verfasser.

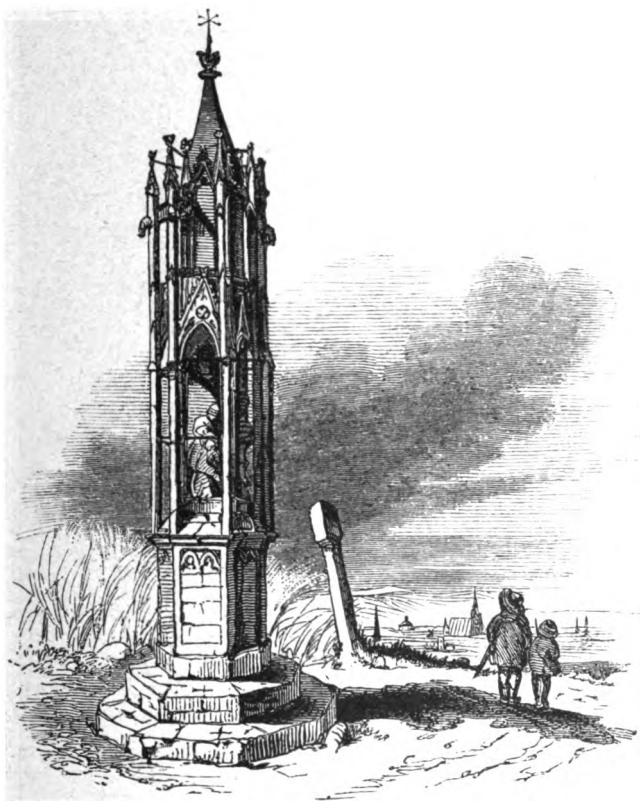


Abb. 42. Siehe Seite 394. „Die Spinnerin am Kreuz“,
gotische Säule am Wienerberg im X. Bezirke Wiens.



 Die Schalaburg.

Auch diese stimmten zum so eigenartigen Gemach; alte Dinge wurden besprochen im Lichte modernster Auffassung. Wie glich unser Gespräch den berühmtesten „altdeutschen“ Möbeln!

„Also das rote Kreuz ist Ihnen so gar unheimlich?“ fragte die alte Tante des Verwalters. Sie ließ den langen Strickstrumpf in den Schoß sinken, das Geflapper der Stricknadeln verstummen und blickte mich mit halb neugierigen, halb ängstlichen Mienen an.

„Also das rote Kreuz, und am hellen Tage!“ wiederholte sie und wurde nachdenklich. Das begann mich zu interessieren, obgleich mein Freund verdrießlich so etwas wie „dummes Zeug“ in den Bart brummte und die Gläser aufs neue füllte.

Dann sagte er halb ärgerlich, halb scherzend, indem er an meinen Römer anstieß: „Die du riefst, die Geister, die wirfst du nun nicht los! Jetzt heißt es schweigen, denn wenn Tante Mariens Stricknadeln nicht mehr klappern, ist's ein ungut Zeichen!“

Ein kleines Wortgefecht begann; da ich aber durchaus nicht abgeneigt war, „Geistergeschichten“ erzählen zu hören — denn solche waren jetzt sicher im Anzug — so nahm ich Partei für die würdige Tante, zur sichtlichen Verstimmung des Verwalters. Der hatte höchst wahrscheinlich das nun folgende schon etliche dutzend Male anhören müssen, was freilich bei mir noch nicht der Fall war.

„Also das rote Kreuz,“ begann die Dame aufs neue und schob sich feierlich in ihrem Lehnstuhl zurecht. „Das rote Kreuz! Und haben Sie nicht das Kugelloch an der Seite unseres blutigen Heilandes gesehen?“

„Das war mir entgangen, gnädige Frau,“ war meine Entgegnung, „aber —“

„Glaub's wohl, glaub's wohl,“ sagte sie eifrig und strich dabei die Brotkrumen auf dem Tafeltuch zusammen. „Wer sollte auch an solchen Frevel glauben! Der ward aber auch schrecklich bestraft. Noch spukt der Ritter Georg als-

 Die Schalaburg.

wilder Jäger hier herum und wenn es herbstelt, dann fährt das wilde G'jaid durch den Forst, daß die gelben Blätter wie Wetterwolken herumsaufen — und dann erst in den Zwölften! Und haben Sie draußen am Gange die Hundsfrau gesehen?

„Die Hundsfrau?!“ fragte ich erstaunt und verneinte.

„Dummes Zeug — mit deiner Hundsfrau, Tantchen“ — lachte der Verwalter; „das ist ja ein Mann und die abergläubischen Leute daherum erzählen, es wäre ein Ritter von Schalaburg gewesen, der mit dem Hundekopf und Hundepfoten zur Welt gekommen, einundzwanzig Jahre hier gelebt habe. Er wäre so wild gewesen, daß man ihn Zeit seines Lebens in seinem Gemache an silberner Kette angegeschlossen hielt. So sagen die Leute, aber wer's glaubt, wird selig und wer's nicht glaubt, auch!“ sprach's und trank seinen Römer leer.

Wieder entstand ein kleines Scharmüzel zwischen Tante und Nessen, aber die Sache begann mich lebhaft anzuregen. Der Schuß nach dem Kreuze, der Hundekopf, ob nun männlich oder weiblich, die silberne Kette und die einundzwanzig Jahre — das erregte gewaltig mein Interesse. Doch hatte ich nicht Zeit, meine Gedanken zu sammeln.

„Daß muß ich besser wissen!“ sagte sehr bestimmt die Tante. „Die Dame, die Hundsfrau ist's, hab' ich sie doch selber gesehen, im weißen Brokatkleid, mit dem altertümlichen Fächer, der großen Halskrause und mit der Spitzenhaube auf dem schwarzen Hundekopfe!“

„Die Hundsfrau also spukt hier im Schlosse!“ frug ich unwillkürlich erregt, denn ich dachte an den unheimlichen Eindruck, den mir die Waldstelle am roten Kreuz bereitet; meine Zigarre war verlöscht. „Und wie stimmt die zum roten Kreuz?“ Diese Frage war mir fast unbewußt entschlüpft und trug mir ein spöttisches Lächeln des Verwalters ein. Mir war's, als hörte ich sein „dummes Zeug“, aber

 Die Schalaburg.

seine Lippen blieben geschlossen; er wird sich's vermutlich nur gedacht haben. Für den Anflug des Spottes, den mir mein Freund zugebracht, entschädigte mich aber ein Blick der Anerkennung seitens der alten Dame und der war für mich von Wert, denn jetzt hatte sie Vertrauen zu mir gewonnen und erzählte rückhaltlos, weil sie mich für gläubig hielt. Und solches ist für den, der aus dem Volke selber seine Stoffe holen muß, von Wichtigkeit. Der Sagenmund ist scheu wie ein Reh; wie dieses in den Busch entschlüpft beim leisesten Geräusch, so schließt sich jener unerbittlich sofort, wenn der Hörer nicht als gläubig erkannt wird; nur Vertrauen vermag ihn zu erschließen, um seinen Sagenschatz zu verkünden. Spott aber unwiderruflich zu schließen.

„Ja, ja,“ fuhr Tante Marie fort, „die Hundsrau stimmt ganz gut zum roten Kreuz und zu noch anderem auch! Haben Sie im Heraufsteigen das alte, verfallene, runde Gemäuer rechts von der Straße gesehen? Die Leute meinen, es wär' ein Heidentempel, andere behaupten gar, daß es ein Templerschloß gewesen. Sie wissen's aber alle nicht! Das war die zweite Burg und in jeder wohnte ein „f e i n d l i c h e r B r u d e r“. Noch hört man sie zuweilen kämpfen. Der, dem die Schalaburg gehörte, der hatte den anderen erschlagen und darum muß er, wenn er aus der Schalaburg auszieht, in die Trümmer der anderen einziehen, zur ewigen Strafe, um dort immer und immer wieder den Brudermord zu begehen, bis zum jüngsten Tag!“

Da hielt die gute Frau inne.

„Ja, aber das rote Kreuz, die Hundsrau — wer ist denn die Hundsrau?“ frug ich schier drängend.

Da blickte die Erzählerin mit einem scheuen Blick zum Fenster hinaus über den mondbeglänzten Hof, als wollte sie sich vergewissern, daß das Gespenst draußen noch nicht wandle, dann erzählte sie weiter:

„Wer sie w a r, wollen Sie fragen! Sie war die Tochter von dem Hundsritter Georg.“

Und wieder blickte Tante Marie über den Hof; der lag ruhig im silbernen Mondenschein und tiefe Schatten warfen die zierlichen Galeriebogen auf die alten Kaisermedaillons. Aber nicht so ruhig war die alte Dame; man sah es ihr an, daß sie das Gruseln überkommen; denn dort, wo man sich im Bereiche des Geistes glaubt, dort spricht man nicht gerne von ihm. Und doch war gerade dieses Thema der Lieblingsgesprächsstoff Tante Mariens. Und wieder hub sie an:

„Also die Hundsfrau war die Tochter des Ritters Georg, desselben, der seinen leiblichen Bruder da drunten erschlagen. Dem hatten gute Leute das rote Kreuz an der Straße gesetzt, s'rad so, wie vor etwa dreißig Jahren da drüben man das „Marterl“ hinsetzte, wo ein reicher Mann erschlagen und ausgeraubt worden war. — Also — daß ich nicht vergeß' — der Vater der Hundsfrau, der Ritter Georg, war mit Leib und Seele Jäger, ja er war es mehr sogar als Christ. Ihm war nur wohl im dichtesten Wald, wenn er nichts anderes sah, als den Hirsch vor sich und die Hunde um sich, wenn er nichts anderes hörte, als Jägerschreie, Hundegebell und Hornruf. — Kann mir's wohl denken warum; wird wohl sein Gewissen zu laut an den Brudermord erinnert haben. Seine sieben großen Jagdhunde mußten stets aus silbernen Schüsseln an seinem Tische wie Hausgenossen essen. Ja, und wenn ihm seine gute Frau vorhielt, solches sei gottlos und sündhaft, dann gab ihr der Wüterich die Antwort mit der Hundepeitsche über den Rücken! —

Und da war er halt wieder einmal jagen gegangen, der Hundsritter. Das war aber ein Unglückstag für ihn, denn so viel Wild ihm auch vor die Büchse kam, er traf nichts — rein nichts. War ihm ein altes Weib beim Ausgang begegnet oder war's just Freitag, das weiß ich nicht; aber getroffen hat er nichts, das ist sicher. Es war, als wären seine Kugeln verheert gewesen! Wütend, wie ein scheu gewordener Stier, kehrte er am Abend nach Schalaburg zurück; es war

 Die Schalaburg.

ein abscheuliches Wetter wie zu Allerheiligen. Wie er nun so nach Hause rannte, nachsinnend, an wem er seine Wut auslassen könnte, da stand er plötzlich vor dem roten Kreuz. Da ward ihm natürlich nicht sanfter ums Herz, denn das Denkmal des Brudermordes rüttelte jetzt wieder an seinem Gewissen. Sinnlos vor Wut, riß er die Büchse von der Achsel, legte auf unsern Herrn Jesus an und vermaß sich zur greulichsten Gotteslästerung. Vom baren Wahnsinn erfaßt, schrie er wütend gegen den Herrgott, der so geduldig mit ausgestreckten Armen an das Kreuz genagelt hängt: „Weil ich heute gar nichts getroffen habe, so will ich zum wenigsten dich treffen an deinem Querholz!“ Dann drückte er los, der Schuß krachte; — da war's, als tönte aus dem Kreuze her ein fürchterlicher Schrei, der wiederholte sich im tausendstimmigen Echo, als wollte ihn sich jeder Waldbaum, jedes Blatt, jedes Insekt weiter zurufen, ob des ungeheuerlichsten Frevels. Die Hunde heulten jammervoll auf und zerstoßen in sinnloser Angst nach allen Richtungen, zorngrimmig aber ballten sich die Wolken wie Riesenfäuste zusammen und schlugen aneinander, daß die Blitze stoben und man meinen mußte, der Himmel müsse zerstürzen vom gräßlichsten Donnergepolter. Dazu wimmerte der Sturm im forste und stellte die Bäume auf die Kronen in maßlosem Jammer ob der nie erschauten greuelvollen Böstat. —

Vom schrecklichsten Entsetzen gefaßt, eilte der Ritter zur Burg.“

Tiefes Schweigen herrschte im Gemache, die Römer standen unberührt, die Zigarren waren verglommen. Da knackte es unmerklich im alten Wandgetäfel — wir alle erschrafen. Die Erzählerin warf abermals aus ihren nun erregt funkelnden Augen einen ängstlichen Blick über den Hof und die Galerie — dort aber war's ruhig und feierlich still. Es war eine Nacht wie geschaffen zum Schwärmen und zum — Küssen! Sie stimmte so gar nicht zu dem, was hier erzählt wurde und es schien als wollte der stille Mond selber

lächeln ob der Gespensterfurcht der armen Menschlein; und doch —

Fast beklommen drängte sich mir die Frage auf die Lippen: „Ja, aber die Hundsrau?!“

Da nickte Tante Marie bedeutsam mit ihrem Haupte, schüttelte leicht in sich zusammen und bedeckte mit der Hand ihre Augen, als scheute sie sich weiter zu erzählen, um nicht etwa wieder die Hundsrau zu erblicken. Nach einem tiefen Seufzer und nach längerem Schweigen fuhr sie fort:

„Also, der Ritter Georg war totenbleich und zitternd heimgekehrt; da sah er wie die Frauen in der Burg entsetzt durcheinanderrannten und ihn gar keines Blickes würdigten. So wandte er in seine Stube. Da vernahm er das Gräßliche. Seine Hausehre hatte zur selben Stunde ein Mädchen geboren, das statt eines menschlichen Hauptes einen schwarz-zettigen Hundekopf hatte. Und das ist wahr und wahrhaftig! Da stieß der Ritter Georg einen greulichen Fluch aus und rannte hinaus in das wildwütende Wettergewoge. — Niemand hat ihn fürder mehr lebend erschaut. Bald aber tönte die Schreckenskunde, daß man ihn, gefolgt von seinen sieben schwarzen Hunden, als Gespenst in wütender Jagdlust habe durch den Forst tolln gesehen. — Das Fräulein aber wuchs heran, doch den Hundekopf behielt sie Zeit ihres Lebens und ward davon das Hundsfräulein geheißten. Schon damals gehörten die drei Schlösser Schalaburg, Sichtenberg und Soos zusammen und damit die arme Hundsrau ungesehen von dem einen Schloß ins andere gehen konnte, wurden alle drei mit unterirdischen Gängen verbunden. In diesen Gängen nun hat sie sich meistens aufgehalten und ward selten von den Leuten gesehen. So kam es, daß man so recht eigentlich nicht wußte, wann sie gestorben, ja viele glauben, sie selber lebe noch heute, und das was man zuweilen sieht, sei sie selber, nicht aber ihr Gespenst. Gott sei ihr gnädig und barmherzig und verhüte mildiglich deren Erscheinen, denn wenn sie sich sehen läßt, so stirbt — ohne Gnad' und Barmherzigkeit —



Abb. 43. Alte Thingstätte in Zell bei Ruhpolding (Ruetpolding).
(Nach einer Photographie von Dr. Hermann Haafs in Traunstein
in Bayern.) Siehe S. 395.

Die Schalaburg.

innerhalb dreier Tage ein Bewohner der Burg. — So, jetzt hab ich sie erzählt, die Schauergeschichte von der armen Hundsfrau —“

Tante Marie schwieg. Sie lehnte sich mit geschlossenen Augen in den Lehnstuhl zurück, und es schien, als spräche sie leise ein Gebet. Aber das Gespräch wollte nicht mehr in Fluß geraten, auch mit der Trinklust wars vorbei.

Wir wollten uns verabschieden und erhoben uns. Dagegen ward heftige Einsprache erhoben; „jetzt dürfen Sie nicht am roten Kreuz vorbei, und auch nicht an dem verfallenen Rundbau!“ sagte bestimmt die gute Tante. Und so mußten wir es uns gefallen lassen, diese Nacht in einem Gastzimmer der alten Burg zu verträumen.

Bald wurden wir über die Galerie hin zu unserem Schlafzimmer geleitet. Der Mond stand hoch am Firmamente, umflimmert von dem unzählbaren Heer zitternder Sterne. Scharf geschnitten fielen die schweren Schatten der Bogen herein in die Galerie, und schier gespenstisch huben sich die schwarzen Türme vom samtenen Sternenhimmel ab. Kein Laut war vernehmlich; tieffte feierlichste Ruhe ringsum. Im flackernden Kerzenlichte schritten wir die Galerie entlang, unheimlich dröhnten unsere Schritte durch dieselbe, so sehr wir uns auch mühten, leise aufzutreten. Seltsam mischte sich das bleiche Mondlicht mit dem flärgelgelblichte der Kerzen auf den Reliefmedaillons der Cäsarenbilder. Die starren Züge derselben schienen sich beleben zu wollen und grinsten uns schier gespenstig aus ihren Rahmen an; die einen lächelnd, die andern grimmig. Da standen wir vor der Frau mit der Schale an der Quelle.

Die schien mir freundlich zuzunicken, und mir wars, als wäre sie eine gar alte vertraute Freundin — —

Bald hatte sich nach gewechseltem Händedruck die Türe unseres Gastzimmers geschlossen, nachdem man uns eine „geruhlsame, wohlschlafende Nacht“ gewünscht.

 Die Schalaburg.

Schon lagen wir in den Betten, und mein „wilder Jäger“ gab bald die untrüglichsten Merkmale des gesündesten Schlaftalentes zu erkennen.

Mich aber floh lange der Schlaf. Das Gehörte hatte mich mächtig ergriffen; es kam jenes unerklärliche Etwas über mich, das man gewöhnlich als Gespensterfurcht, und doch so unrichtig bezeichnet. Niemand wird mir zumuten, daß ich im Ernste wähnte, die Hundsrau möchte mich mit ihrem Erscheinen überraschen, und doch hatte die engere Umgebung der Burg einen so eigentümlichen Eindruck auf mich gemacht, daß ich es ahnend empfinden mußte, warum eben diese Stelle einst eine Heilstätte geworden. Mir wars, als stünde die Frau mit der Schale vor mir und lächle mich an, und dann sprach sie zu mir. — Ja, jetzt erkannte ich die Hehre! Habe ich doch selbst schon aus deren Schale getrunken! Fürder ist es mir kein undeutbar Rätselbild, jenes Relief mit der Schalenfrau auf Schalaburg. —

*

Viele Namensdeutungen wurden versucht. Die einen nahmen jene Schalenfrau als Namensgeberin der Schalaburg an; man verlachte sie, und doch haben sie instinktiv das Rechte geraten, aber doch denn Sinn nicht erfasst. Wieder andere meinten von „Schalce“ nämlich „Knecht“ als „Knechteburg“, sozusagen Kaserne, den Burgnamen zu deuten. Ich selbst leitete ehemals den Namen vom Worte „Sal“ ab, wie solches allerdings richtig, aber auch ich beging den Fehler dieses „Sal“ unrichtig, nämlich nach seiner späteren mittelhochdeutschen Anwendung zu deuten. Mit Bezug auf die Übernahme dieser alten Heilstatt in christlicher Zeit als „Allodialgut“ von Seite der Landesherren, deutete ich diesen Namen auf „Salland“, was so viel sagen will, als „eigentümliches Gut“ (Stammeigen, Stammgut, durch Vermächtnis erworben), welches viele Wortbildungen

Die Schalaburg.

wie „Salgut“, „Salbuch“, „Salhof“, „Salmann“ (-Testamentsvollstrecker) usw. zu bestätigen schienen. „Sal“ ist allerdings das Stammwort im Burgnamen der Schalaburg, aber man muß dessen Bedeutung in vorchristlicher Zeit zu ergründen suchen. „Sal“ ist auch das Stammwort des Namens der „Frau Sälde“, welche von den Minnesängern ebenso genannt wird wie die „Frau Venus“, und wie diese als allegorisches Wesen aufgefaßt wurde. Doch ebenso wie die „Venussin“ sich als eine deutsche Göttin entpuppte,* ebenso ist auch Frau „Sälde“ als eine deutsche Göttin zu erklären, und auf diese ist der Name der Schalaburg zurückzuführen.

„Sal“ als Stammwort hat den Sinn von „Heil“, „Glück“, „Reichtum“ und ist daher Frau Sälde im deutsch-mythologischen Sinne der römischen Fortuna gleichwertig an die Seite zu stellen.

Frau Sälde schöpft also aus dem Brunnen Urdas die Kunde der Zukunft, und dies kann nur jene hehre Göttin sein, welche „Kinder und Früchte erzeugt im Überflusse, der daher allein das Recht zusieht, das Leben zu geben, zu nehmen.“ Frau Sälde ist daher keine Geringere, als die Göttermutter Frouwa selber.

Merkwürdig! Säldeburg, Gnaden- oder Heilsburg bedeutet der Name der Schalaburg! Und drei Burgen verbindet die Sage mit unterirdischen Gängen, die wahrscheinlich wirklich vorhanden waren, es vielleicht noch sind. Wieder die „Drei“! Wie nun aber die eine „die Früchte und Kinder im Überflusse erzeugt“ aus den dreien Vertreterinnen des Werdens, Wirkens und Vergehens gebildet ist, nämlich aus Freya, Frouwa und Helia, welche letztere schwarz und in Begleitung eines schwarzen Hundes gedacht wird, so tritt das Gespenst der Schalaburg, die „Hundsfrau“ plötzlich vom mythologischen Lichte beleuchtet, deutlich genug als Helia, die fürchterliche Todesgöttin hervor.

* Siehe: „Der Venusberg bei Traismauer.“

 Die Schalaburg.

Schauersagen bewahrt das Volk stets treuer als freundliche Sagenbilder, darum hat es die Deutung des Bildes von der Frau mit der Schale vergessen. Auch Helia ist Heilsgöttin, wie die Totengöttin in einer Religion, welche an die Wiedergeburt glaubt, selbstverständlich Heils- ja Geburtsgöttin sein muß.

So schließt sich nämlich der Ring: Geburt, Leben, Sterben, Tod,* Wiedergeburt. Darum fällt die Tannhäuserfage in den November gleichzeitig mit dem christlichen Allerseelentage, weil wie Tannhäuser im Feneberge (Fenusberg) die Toten in Fenes (Freyas) Schloß Volkswang, dem Volksanger (Friedhof) der Auferstehung entgegenschlafen. Darum verläßt am 24. Dezember Tannhäuser den Feneberg, darum verläßt am 24. Dezember Widar sein waldiges Wohnland, darum wird am 24. Dezember Wali, der junge Sonnengott geboren, darum wird an diesem Tage die Weihnacht gefeiert, in welcher auch der christlichen Lehre gemäß der Besieger des Todes, der Erlöser geboren wird, denn — aus dem Tode blüht neues Leben.

Wenn nun dort, wo Helia, die „Hundsfrau“ im unterirdischen Schlosse herrscht, als Wahrzeichen der Burg die mit der Schale schöpfende Frau Sälde erscheint, so zeigt eben dieses Schöpfen die Wiedergeburt, oder überhaupt das Geborenwerden deutlich genug an: ist doch das Wasser das uralte Symbol der Ewigkeit. Als Regen fällt es befruchtend vom Himmel; es gibt den Pflanzen Leben, es versichert in die Erde wie der Tote in diese gesenkt wird; aber als Quelle wird es wiedergeboren, und darum waltet Frouwa als Frau Holle am Kindleins- oder Jungbrunnen.

Wie nun aber die weibliche Drei hier deutlich erkennbar ist, ebenso auch die männliche Drei. Der Kampf der feindlichen Brüder ist der Kampf des jungen Sonnengottes mit dem Wintergott. Balder wird von Hödur, dem blinden

* Siehe: „Der Venusberg bei Traismauer.“

 Die Schalaburg.

„Schützen“ erschossen, aber dieser dann wieder von Wali erschlagen. Dies vermengt sich in der Sage vom Ritter Georg, der als freischütze wie als wilder Jäger auftritt. Die silberne Kette, mit welcher der „Hundsritter“ ein und zwanzig Jahre, (nämlich 3×7 , das heißt dreifachen Winter) gefesselt gehalten wird, deutet auf den gefesselten Lofi, der ja, wie bekannt, als schwarzer Hund seine Tochter Helia begleitet. Das runde Gemäuer — der Tempel, oder das Templerschloß, auch die Burg des feindlichen Bruders — ist zweifellos ein Rest des alten Rundturmes, der sich ähnlich wie der Turm der Veleđa an der Lippe, auch hier erhob. Darum sind die ältesten Kirchen im weiten Deutschland, wie ganz besonders in Niederösterreich, Rotunden, und manche derselben mag nicht nur ideell, sondern wirklich eine jener alten Heidentkirchen sein, auf welche sich der Brief des Papstes Gregor des Großen an den Abt Mellitus von Canterbury bezog.

Naturgemäß ist der Priesterstand jeder Religion, und damit jeder Kultus, von allen gleichzeitigen Ständen am konservativsten, denn er fußt auf dem Worte Gottes, und dieses ist unabänderlich, felsenfest. Die ältesten Bauten der Germanen, wie solche auf der Antoniusssäule zu Rom dargestellt sind, waren kreisrund, mit einem Kuppeldache versehen, ganz ähnlich den noch gebräuchlichen Bienenkörben.

Schon lange, nachdem die Deutschen gelernt hatten, auf rechtwinkliger Grundlage Häuser mit Giebelldächern zu erbauen, blieben die gottesdienstlichen runden Turmbauten, welche die Eingänge zu den unterirdischen Wohnungen der Heilrätinnen verhehlten, noch lange aus heiliger Gewohnheit im Gebrauche, und gingen schließlich auf die altchristliche Baukunst formbestimmend über. Darum werden von der Volksage alle diese Rundkapellen als Tempelritterkapellen bezeichnet, verbunden mit schauerlichen Vorstellungen eines geheimen, grauelfhaften Gottesdienstes.

Über nicht Tempelstätten, sondern germanisch-wuotanistische Tempelstätten waren es gewesen, sogenannte Halga-

domen, deren armanische Priesterschaft eben jene Tempel sind, welche in der Grals Sage des „Parzival“ von Wolfram von Eschenbach so kunstvollendet „verfälscht“ geschildert wird.

Noch aber soll des „roten Kreuzes“ Erwähnung geschehen und dessen Deutung angestrebt werden. — Rote Kreuze gibt es unsagbar viele im Lande; warum aber gerade rote Kreuze? Was hat die rote Farbe mit dem Kreuz, namentlich mit so vielen zu schaffen?

Das Kreuz läßt hier die Sage als Wahrzeichen des Rechtes errichtet sein; Ritter Georg verletzte das Recht durch den Schuß in das Kreuz und hier an dieser Stelle traf ihn die Strafe der himmlischen Gerechtigkeit, es ward ihm das — göttliche Recht.

Nachdem sich die Schalaburg als „der Sälde Burg“ nämlich als Heilstatt erwiesen, war sie — oder überhaupt das Gebiet, auf dem sie jetzt steht — nicht nur berufen, den Gläubigen als Ort der Gottesverehrung Trost zu spenden, oder in Zeiten der Gefahr als „feste Burg Gottes“ zu dienen, sondern sie war auch die hehre Heilstätte des deutschen Rechtes. Dieses deutsche Recht, nachdem es vom römischen Rechte verdrängt wurde, war vom Femgericht heimlich in Acht genommen worden, und lebte im sogenannten Bauernrechte noch lange, lange bis in unsere Tage herein, hie und da als sogenanntes Gewohnheitsrecht sogar heute noch fort.*

Zum Zeichen alter Mal- oder Gerichtsstätten wurden Rolandssäulen errichtet, welche in christlicher Zeit sogar Kreuze trugen, wie solches auch die „Spinnerin am Kreuze“ sowohl bei Wien, wie die gleichnamige Säule bei „Wiener-Neustadt“ trägt.

Der Name Roland aber bedeutet „rout-land“ = Landrecht. Es ist die alte Bedeutung des Wortes vergessen und

* Siehe: „Das Helenental“ und „Die heilige Feme auf Rauhenstein“.

 Die Schalaburg.

mit den Namen des Paladins des Königs Karl verwechselt worden — absichtlich durch die „Kala“.

Ähnlich wird auch dieses „rote Kreuz“ wie seine unzähligen Namensvettern im Lande wohl ehemals „ruot-Kreuz“ also das Rechtskreuz geheißen, und damit wohl eine Dingsstätte des heimlichen oder doch wenigstens des „Bauern-Gerichtes“ bezeichnet haben. Es ist nicht zu übersehen, daß bis zum Jahre 1848 jede Herrschaft die Rechtspflege selber ausübte, also der Grundherr selber oberster Richter war. Es muß daher gerade nicht immer an das heimliche Gericht gedacht werden, wo sich solche Ruot-Säulen oder Ruot-Kreuze finden. Noch bis spät ins Mittelalter hinein wurden die Gerichte öffentlich unter freiem Himmel gehalten, und daß solches sicher an altgewohnten Dingsstätten geschah, dafür bürgt ohne Bedenken das stets konservative Brauchtum des Volkes.

Nur solche Ruot-Säulen oder -Kreuze, welche von solchen Sagen umrauscht sind wie jenes von Schalaburg oder die beiden „Spinnerinnensäulen“ bei Wien und Wiener-Neustadt, sind durch diese Sagen als alte heilige Mälstätten bezeichnet, und wird an diesen auch das deutsche Recht heimlich von der Feme als an alter heiliger Freistatt in Acht genommen worden sein, nachdem es landflüchtig vor dem römischen Rechte hatte werden müssen, ebenso landflüchtig wie die deutschen Götter vor der römischen Hierarchie der unversöhnlichsten Feindin des Deutschtums.

Noch bleibt uns nur übrig, diejenigen Ortsnamen zu deuten, welche rings um die Schalaburg herum vorkommen, und auf jene fernen Zeiten und deren Götterkult ein erklärendes Licht werfen.

Gleich neben der Burg der Sälde (Schalaburg) ist ein Scholach, also der Fluß der Sälde; dann sehr bezeichnend ein Merkendorf. Es bedarf nur der Erinnerung an das Landschaftsbild von „Merkenstein“, um dieses

Dorf als das Dorf der Heilrätinnen zu erkennen. Dann findet sich ein *Steinparz* und ein *Maria-Steinparz*; „parz“ ist Grundteil, Parzelle. Wenn hier nun Maria eine solche Grundparzelle hatte, so mag diese einst einer deutschen Göttin zu eigen gewesen sein, um so mehr als unweit davon ein „*St. Frein*“ erscheint. Eine heilige des Namens *Frein* kennt der christliche Kalender nicht, der deutsch-wuotanistische aber kannte eine Göttin *Freya*. Der Ortsname *Od*, der ebenfalls hier vorkommt, deutet meistens auf ein verödet gelegenes römisches Bauwerk. Nun kommt noch ein *Loizbach* und ein *Loizdorf* vor, das auf „liut“, licht, weiter zurückzuführen ist, und soviel wie Weizache als Gegensatz der *Schwarza*(che) bedeutet.

Ein *Lebersdorf* hat mit der Leber nichts gemein, wohl aber mit einem *Leeberg* Zusammenhang; ein *Leeberg* aber ist eine alt-wuotanistische Begräbnisstätte für Brandgräber, wie deren zahllose im Lande nachgewiesen wurden.*

Der große Markt *Loosdorf* jedoch ist durch seinen Namen berufen, uns an die Schicksalslose zu erinnern, welche Frau Sälde den Menschen, aus dem Schicksalsbrunnen der *Urda* schöpfte.

Wir haben von mittelalterlich-wuotanistischen Verwesentlichungen, soweit selbe weibliche sind, bereits zwei auf ihre mythologische Ursprünglichkeit zurückgeführt; und zwar die „Frau Venus“ (eigentlich *Fenus*) auf „*Fene*“ oder „*Freya*“, dann die „Frau Sälde“ auch die Göttermutter und Himmelskönigin „*Frouwa*“. Aber noch eine dritte Verwesentlichung bleibt zu nennen, um die „Drei“ vollzumachen, und diese ist die mit ihren schwarzen Schleiern das Glück verschleiernde „Frau Sorge“.

Wer erkennt in dieser nicht sofort die schauerliche *Helia*, die dritte böse, beratende Unheilsnorne, die dritte schwarze-

* Siehe Seite 34—37 und Abb. 3, 4, 5 und 17.

Die Schalaburg.

verschleierte Heilrätin Wala? Oder die *Sculd*, wie sie die *Edda* so bezeichnend nennt, denn die *Schuld* ist das, was den Menschen die Zukunft bestimmt. Die Schuld der Götter bedingt deren Untergang, die Schuld der Menschen deren künftiges Schicksal; und darum heißt die dritte, die böse beratende Norn die — Schuld. Darum ist diese aber auch die Kennerin der tiefsten Geheimnisse, und darum reitet selbst Wuotan zu ihr um Rat; sie ist die tote Wala, welche er um die Schickungen der Zukunft befragt, sie ist endlich diejenige, deren Namen das mystische Lied „*Völuspa*“ trägt, und sie ist es wiederum, welche die Zukunft in der geheimnisvollen *Tarnhari-spa* verkält. — Egge sola rohand Hofut! — Ewiger Kreislauf! Ewige Wiedergeburt!

•

Solcher Art waren die Gedanken, die mir den Schlaf raubten im Gastgemache von „Frau Sälde's Burg“. Immer tiefer und tiefer verstrickte ich mich in das Netz der Grübeleien, langsam wie der Zeiger der Uhr schritten die Mondlichter an der Wandfläche hin, endlich verblaßten sie, sich mengend mit der wolkengrauen Morgenfarbe. Die Tochter Narwes war mit ihrem silberbestickten Sammetmantel vorbeigezogen, und schon erglänzte der feurige Kamm des Goldhahnes über den Bergen.

Da litt es mich nicht länger im Bett; an Schlafen war ohnehin nicht mehr zu denken. Rasch hatte ich mich angekleidet und war, an meinem schlafenden „wilden Jäger“ geräuschlos vorbeihuschend, ins Freie geeilt.

Schon spielten die ersten rötlichen Sonnenlichter um die Spitzdächer der Türme, eine erquickliche Morgenfülle umfächelte mir wohlthuend die Schläfen, und mit dem fröhlichsten Behagen sog ich die kräftige Luft in meine Lunge. Das tat wohl. Ein klein wenig hatte ich doch das Gefühl des Katzenjammers; die schlaflose Nacht, der starke Wein —

Die Schalaburg.

So stand ich auf der Galerie und weiter schwirrten die Träume um mich, und bald hatte ich die Galerie und was drum und dran hängt vergessen, und jagte wieder den Gebilden meiner Forschungsträume nach.

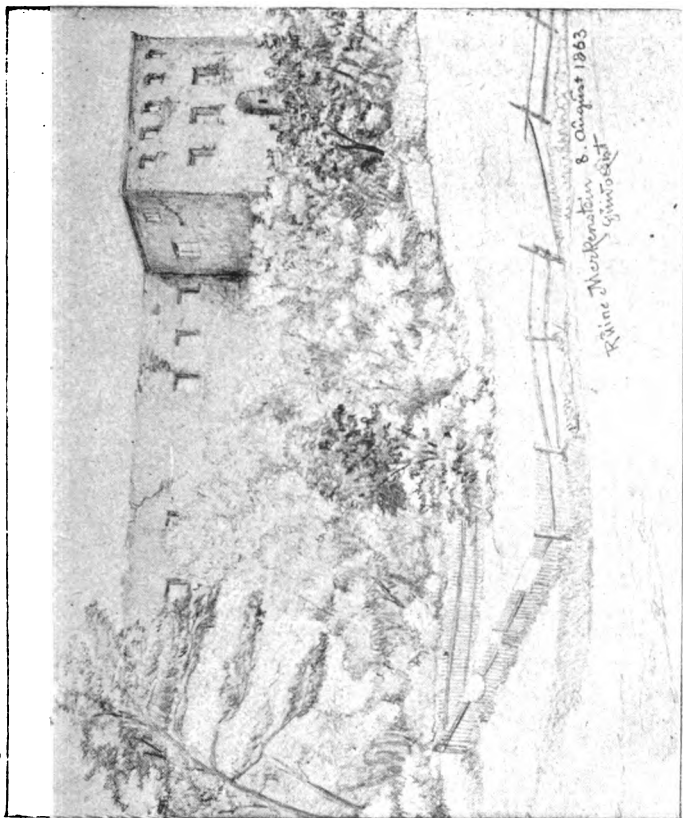
Es war mir gänzlich entgangen, daß eine alte Magd — die mußte ein uraltes Inventarstück des Schlosses sein — mich fortwährend beobachtete, und daß sich bald um diese ein sich stets mehrender Kreis Schloßbediensteter aller Rangstufen sammelte. Endlich fiel mir die Sache doch auf, da ich es deutlich merkte, daß ich der Gegenstand des lebhaften Interesses der kleinen Versammlung sein mußte. —

Neugierig, was dies zu bedeuten habe, stieg ich langsam die Treppe hinab, da waren sie alle plötzlich verschwunden, nur die alte Magd blieb scheu im Hofe stehen, blickte mich beinahe erschreckt an und folgte mir mit den Augen, bis ich aus dem Hofe geschritten war.

Draußen im anderen Hofe begegnete mir das Mädchen, das uns gestern aufgewartet hatte, auch das blieb erstaunt stehen und blickte mich beinahe entsetzt an. Kaum vermochte es den Morgengruß zu stottern und blickte mir dann kopfschüttelnd nach.

Das machte mich ärgerlich; ich kehrte um. Wieder stand ich im Hof vor der Galerie und suchte nach der Büste der Hundsfrau unterm Sims, und wieder stand die Alte hinter einer Säule, mich ängstlich musternd. Mir ward der ganze Morgen verdorben; mißmutig stieg ich die Treppe hinauf, um oben im Zimmer zu warten, bis man uns zum Frühstück rufen würde, um dann so bald als möglich der Burg den Rücken zu kehren. Jetzt erst quälte mich der Hagenjammer entsetzlich; fast neidisch blickte ich hinüber zu meinem „wildem Jäger“, der noch lange nicht am Ende seiner Morpheus-Sinfonie angelangt zu sein schien.

Ungekleidet warf ich mich aufs Bett, dann sprang ich wieder auf und blickte zum Fenster hinaus, da glockten schon wieder Neugierige herauf und verjagten mich von dort; —



215b. 44. Siehe Seite 420. Ruine Merkenstein in Niederösterreich. (Nach einer
Handzeichnung aus dem Skizzenbuche des Verfassers.)

 Die Schalaburg.

es war rein zum Teufelholen! Wenn man einmal sich in solche Stimmung verrannt hat, dann, glaube ich, könnte die liebliche Freya selber kommen und einen küssend umfassen, man wäre versucht, sie eher in die Nasenspitze zu beißen, als ihrem süßlichen Mäulchen das süße Roseniegel der Liebe aufzudrücken! — Es war, wie gesagt, rein zum Teufelholen. —

So vergingen etliche Viertelstunden oder mehr. Mein wilder Jäger schnarchte noch immer; er war nicht einmal noch beim Scherzo angelangt; — noch immer „fuga obstinata perfida“. Das ging nun doch über die Gemütlichkeit. Ich zündete mir eine Zigarre an und blies ihm so lange den Rauch in sein als Fagott gemißbrauchtes Riechorgan, bis er heftig niesend seine Schnarch-Sinfonie mit einem „Grande finale furioso maestoso“ schloß.

Wir hatten da plötzlich die Rollen getauscht; alle meine üble Laune war beim Teufel, denn ich fühlte mich sehr erlustigt; dafür aber war mein „wilder Jäger“ nur um so wilder.

Da wurde geklopft; ein Diener trat in das Zimmer, um uns zum Frühstück hinüber zu bitten. Auch der warf mir einen unheimlich forschenden Blick zu, als er aber gar meinen wilden „wilden Jäger“ erblickte, da ward ihm selber schier unheimlich, denn er beeilte sich augenscheinlich, so rasch als möglich seiner Botschaft quitt zu werden und uns wieder ungestört unserm Morgenvergnügen zu überlassen. —

Bald standen wir wieder in demselben Gemache, in dem uns Tante Marie gestern die Geschichte von der Hundsfrau erzählte.

Auch sie war zugegen und hantierte mit den Kaffeekannen und -tassen; sie war sehr aufgeregt und betrachtete mich und meinen Freund mit jener ängstlichen Scheu, die ich heute an den Dienstreuten beobachtet und welche mich um die gute Morgenlaune gebracht hatte. Der Verwalter war einsilbig, aber auch er hatte so eigentümliche Blicke, welche mir

 Die Schalaburg.

erst recht nicht erklärlich waren. Sollte auch der einen Vater sein eigen zu nennen so glücklich sein! Dies schien mir am erklärlichsten und so tröstete ich mich leidlich über mein Mißgeschick, denn — geteiltes Leid ist halbes Leid.

Als die gute Tante endlich mit ihren Tassen fertig war, nahete sie sich uns, um unsere Morgengrüße zu erwidern, was sie fast tonlos tat, sichtlich bemüht, ihre Verlegenheit zu bemänteln.

Endlich stellte sie die sonst so inhaltslose Frage, wie wir geschlafen, und fixierte dabei mich besonders scharf; endlich platzte sie mit der unerwarteten Frage heraus: „Ja, um des Himmels willen, lieber Freund, sind Sie denn unwohl? Sie sehen ja entsetzlich aus?“

Diese Frage verblüffte mich. Ich trat vor den Spiegel und bemerkte, daß die gute Dame recht hatte; die Augen waren gerötet und lagen tief in den Höhlen, dicke blaue Ringe aber zogen sich um diese, sonst war ich überdies noch sehr blaß. Ich erschrak nun beinahe selbst über mein Aussehen.

„Ist Ihnen unwohl?“ drängte die Dame.

„Dies eben nicht — Gnädigste!“

„Haben Sie denn schlecht geschlafen?“

„Das heißt —“ gab ich zögernd zur Antwort.

„Ja, Sie wollen es nur nicht gestehen, Sie haben etwas gesehen?“ hastete die gute Frau hervor und erbleichte nun selber.

„Nein, gewiß nicht — gnädige Frau —“

„Verschweigen Sie mir nichts — das ganze Schloß spricht schon davon, daß Ihnen heute nachts die Hunds-
frau erschienen ist. Man sah Sie verstört heute morgens und der Bediente sah Ihren Freund — o, es ist entsetzlich!“

Das Weinen stand der guten Frau näher als das Lachen und es bedurfte großer Überredungskunst, ihr auszureden, daß mir die Hunds-
frau erschienen. Erst mählich verschwand ihre Angstlichkeit und nur langsam gewann wieder ihr lebens-
würdiges Wesen die Oberhand. Die Sonne lachte so freund-

Die Schalaburg.

lich zum Fenster herein, daß es in der Stube keines Bleibens war, und so verabschiedeten wir uns denn so bald, als es nur immerhin die Schicklichkeit und die liebenswürdige Gastlichkeit der Familie des Verwalters gestattete.

Der gab uns noch das Geleite, und da theilte ich ihm erst die richtige Lösung mit, für die Ursache meiner schlaflosen Nacht. Der guten, alten Dame hätte ich diese Lösung nicht zu sagen vermocht. Sie hing mit der Fähigkeit des Alters an der Tatsächlichkeit vom Wandeln der Hundsfrau zu sehr, als daß ich dagegen Zweifel in ihr hätte wachzurufen den Mut gehabt. — Auch solch ein Glaube gehört mit zu den Gewohnheiten und daher zu den *Hauptlebensstücken* des Alters; — es ist Frevel, an solchen zu rütteln.

Der Verwalter gab mir recht, dann schüttelten wir uns die Hände und trennten uns.

Wir aber schritten hinüber zur *Ostereburg*, der alten Heilstatt der lieblichen Ostara, der Schutzgöttin unseres herrlichen Ostarlandes.





on Schalaburg kommend, schritten wir tapfer drein; ich und mein „wilder Jäger“, der endlich denn doch auch seine üble Laune herausgenießt hatte und wieder fröhlich geworden war. — Aber mit dem wolkenlosen Himmel, der uns gestern ergözte, war's vorbei. Bald badete sich die Landschaft in brennendes Sonnengold, bald hüllte sie sich in die Carnappe — das treueste Bild des launenhaften Schicksals. Das gab aber erst der Landschaft Reiz und Leben, wenn so plötzlich aus dem Dunkel sich im grellen Licht ein Kirchturm hob, wie ein unerwartet aufflammender Blitz, oder gar des Otschers verschneites Spitzhaupt hervorleuchtete aus dem ewigen Blau, um sofort wieder hinter den Wolken sich zu verbergen. Auch sauste der Wind, aber Frischungskühle brachte er nicht; — es war ja um die Zeit, in welcher die Zwerge der hehren Sibia das Goldhaar geraubt. Nach einem langen Marsche hatten wir die Talebene durchquert und waren wieder eingezogen in bewaldetes Hügelland. Nochmals grüßten die Grenzberge vom Südrande Niederösterreichs herüber, nochmals leuchtete des Otschers Schneehaupt auf — wie fernes Tuschschwenken, dann nahm uns ein freundliches Waldtal in seinen wohlthätigen Schattendomen auf. Vor uns aber stand die Osterburg; —

* Zuerst veröffentlicht als „Ruine Hohenegg“, Wien, Neue Deutsche Alpen-Zeitung, 1877.

 Osterburg, Hohenegg, Mauer und der große Heilige.

die Heilstatt der lieblichen „Ostara“, der freundlichen, immer lächelnden Frühlingsgöttin mit dem lieblichen Kranze von Schneeglöckchen im goldigen Blondhaar.

Wer anders wieder als Freya in ihrer Auffassung als Sonnenbraut ist Ostara! Die vergöttlichte Verwesentlichung der deutschen Jungfrau als Braut! Und sie trägt Schneeglöckchen als bräutliche Hauptzier, statt der Myrte! Nur die englischen Bräute schmücken sich noch mit dem bescheidenen Schneeglöckchen, das den Liebesfrühling einläutet; unsere deutsche Braut vermeint, es müsse die Myrte sein, die sie sinnbildlich ziert, wenn sie vor den Traualtar tritt.

Und wie gleicht das liebe Mädchen, das uns als Braut an unserem Liebesfrühling glückverheißend als Schutzgöttin unseres Lebens entgegenfliegt, so ganz der ersten Blume! —

Die erste Blume steigt aus der sich wieder grünenden Erde hervor, die erste Schwalbe zieht ihre Kreise um die Giebel der Häuser, da jubelt es durch des Menschen Brust, denn sie ahnt Frühlingsnäh!

Die erste Blume? — Ja, Märzveilchen, Himmelschlüssel und Schneeglöckchen! Wer kennt nicht das Veilchenfest, das noch die Wiener mit ihrem fröhlichen Herzog Otto am Leopoldsberge gefeiert? Am Leopoldsberg, der wie hier der Osterberg ehemals auch der bräutlichen „Ostara“ geweiht war; trug er doch den Namen ihres geliebten Brautmannes, den Namen „Zeizzos des Schönen!“ Wer aber dachte daran, daß dieses urwüchsige Volksfest ein wuotanistisches Frühlingsfest mit gottesdienstlichem Hintergrunde war? —

Das erste Veilchen, wem anders als der holdlieblichen Freya war es erblüht? Der aus der Gewalt der Winterriesen befreiten liebebeglückenden Lenzeskönigin? Wem anders als der in Gestalt der Schwalbe geretteten Iduna, wem anders, als der freundlichen Gerda, der Braut des Frö, wem anders als der aus den Eisfesseln gelösten Frau Isa, wem

* Siehe Hermansfogel. Seite 101 u. a. W

anders, als der wiederkehrenden Frühlingsgöttin Ostara, der Braut Zeizos des Schönen!

Wem anders blühten die ersten drei Blumen, Veilchen, Schneeglöckchen und Himmelschlüssel, als all den verschiedenartigen Vielholden der germanischen Minne-Mythologie, die doch nur immer eine einzige hehre Göttin bedeuten, und diese eine, einzige war und ist — die holde deutsche Jungfrau!

War das erste Veilchen gefunden, so durfte dieses nur das sittigste Mädchen der Umgebung im Beisein aller pflücken; es war der hohe Preis der Seelenschönheit. Wie grundverschieden von unseren modernen frivolen Schönheitskonkurrenzen! Und das Schneeglöckchen? Mit dem schmückte sich die deutsche Braut und der Himmelschlüssel erschloß dann die himmlischen Freuden des Frühlings!

Warum, warum sich doch unsere deutschen Bräute mit Myrte kränzen? Aus Fremdlandsucht oder Unverstand? Diese Frage ist schwer zu beantworten, aber es dürfte dennoch nicht ungut sein, zu erforschen, ob denn wirklich die Myrte ein bräutlich-jungfräuliches Sinnbild? —

Als bräutliche Pflanze galt die Myrte vorzugsweise deshalb, weil sie der Liebesgöttin Venus Martia geheiligt war. Dies aber darum, weil sie Heilkraft gegen weibliche Krankheiten besitzen und erotisch anregen soll. Schon daraus geht hervor, daß die Beziehung der Myrte auf die Keuschheit unstichhaltig und eine falsche Ausdeutung späterer Zeiten ist. Eben, weil die Myrte sich nicht auf Keuschheit bezieht, war sie der keuschen jungfräulichen Diana verhaßt. Bei dem nichts weniger als keuschen Feste der Myrta, welche in Blutschande mit ihrem eigenen Vater den Adonis gezeugt hatte, erschienen verheiratete Frauen mit Myrtenkränzen. In Paphos, wo die Liebesgöttin, die davon auch den Namen Paphia führte, ein ausschweifender erotischer Kultus feierte, hatte sie heilige Myrtenhaine, und die nach der Liebesgöttin benannte Stadt Aphrodisias war an einer Stelle erbaut worden, wo ein Hase in einen Myrtenbusch

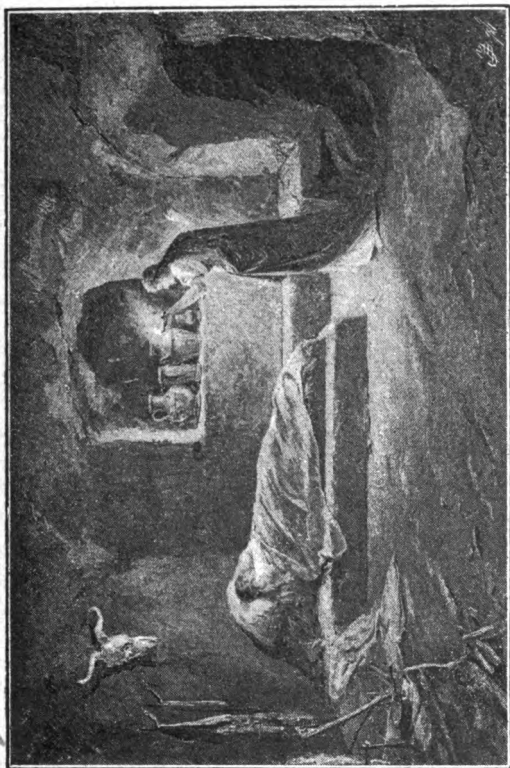


Abb. 45. Siehe Seite 39—42. Schlafkammerzene in einem Erdstall.

Osterburg, Hohenegg, Mauer und der große Heilige.

geschlüpft war. Der Hase aber ist das bekannte sinnbildliche Tier der Vermehrung, ähnlich wie der Sperling.

Auch dieser letzte mystische Zug erhöht gewiß nicht die angebliche Symbolik der Keuschheit des Myrtenkranzes. Schließlich war es wieder das Myrtenholz, welches das beliebteste Material bildete, um daraus Venusbilder zu schnitzen, was nach Vorgesagtem gewiß nicht ohne sinnbildlichen Bezug war.

Selbstverständlich war man zu öfteren Malen bemüht, die Ehre des so unglücklichen Keuschheitssymbols zu retten, indem man kühnlich behauptete, es wäre der Myrtenkranz eben deshalb ein Siegeszeichen für bewahrte Keuschheit der Braut. Andere Völker nehmen statt der Myrte Rosmarin, Ephedra und Immortellen, nur der Briten blieb seiner angelerbten Vätersitte treu, er schmückt seine Braut noch heute mit — Schneeglöckchen.

Deutsche Bräute, solltet euch Freyas Brautschmuck nicht holder schmücken als der mißgedeutete, fremdländische Myrtenkranz? — —

„Blütenhain ist, wie Beide wir wissen
Ein windstiller Ort;
Nach neun Nächten dem Nord-Sohn will Gerda
Zum Weibe dort werden!“

Ja, und es ist ein Blütenhain, aus dem der Osterberg emporsteigt. Ein ganz eigentümliches Land inmitten des anderen Niederösterreich ist jener Teil hinter dem Walle des Fezzogebirges. Dem sieht man es an, daß er geschützt war gegen den ersten Anprall der Völkerstöße aus dem Osten; viel freier entwickelte sich da das Leben, künstlerischer ist sein Schmuck an Gebäuden, als draußen es die Neustädter Ebene zu zeigen vermag. Genöß auch Niederösterreich die schwere Ehre, durch fast anderthalb Jahrtausende die Osthut Germaniens im schweren Schildesamte zu sein, so war dennoch der Teil hinter dem Gebirgswall lange nicht der Kriegs-

Osterburg, Hohenegg, Mauer und der große Heilige.

verwüstung so preisgegeben wie der Landesteil vor dem Gebirgszuge mit seinen wohlverschlossenen Talpforten. Darum sind aber auch hier die Sagen besser und reichlicher erhalten als draußen vor den Bergen an den Borden des einst so wilden Völkerheerstromes, an den Borden der eisernen Völkerheerstraße nach dem Süden.

Un den Ruinen und dem gewaltigen Rundturm der Osterburg vorbei, von dem aus unterirdische Gänge nach Hohenegg hinüberführen sollen, zogen wir über die Waldeshöhen hin und bald sahen wir auf fernem Waldesfegel das alte Hohenegg mit seinen kühnen Türmen und stattlichen Fronten gar lustig trüzig dreinschauend herüberblicken.

Auch hier zeigt sich wieder die Sonderart des Landes, das alte zähe Festhalten an wuotanistischer Vätersitte. Das oft zitierte Wort des Tacitus findet hier überraschende Bestätigung: „Im übrigen entspricht es nicht ihrer Anschauung von der Hoheit der Himmlischen, sie zwischen Mauern einzusperrn oder von ihnen Bilder mit menschlichen Zügen zu machen. Wälder und Haine sind ihre Tempel und unter dem Namen ihrer Götter rufen sie jene unerforschliche Macht an, welche einzig in der Anbetung sich ihnen offenbart.“

Aus dem Walde auf einen Hügel hinaustretend, der über eine Dorfschaft sich erhebt, weitete sich ein runder Platz, umgeben von Baum und Strauch. Wie staunten wir! Da erhob sich ein großes Kreuzifix, daneben an einer Säule eine Glocke, ganz so, wie wir sie auf Bildern finden, welche Eremiten vorstellen. Vor diesem Kreuze aber sind in zwei Reihen, wie in einer Kirche Betstühle aufgestellt. Und das ist der Platz für das Sonntagsgebet, obwohl die Kirche keineswegs zu weit entfernt ist, da gerade dort gar kein Mangel an Gotteshäusern ist. Und derlei Betplätze gibt es hier herum viele; alle gleichen sich. Bald ist ein Kreuz, bald eine Steinsäule mit einem heiligenbild an Stelle des Altars und daneben hängt die Glocke. — D o r t o b e n

Osterburg, Hohenegg, Mauer und der große Heilige.

aber waltet kein Priester. Wenn in der nahen Kirche die Messe gelesen wird, dann gibt die Glocke vom Kirchturm her das Zeichen vom Fortgang des Gottesdienstes; so beim Asperges (Beginn), beim Evangelium, beim Offertorium, der Wandlung, bei der Kommunion und schließlich am Ende beim „itemissa est“. Die kleine Glocke am Betplatz wiederholt das Zeichen der Turmglocke und so machen hier die Undächtigen die Messe mit, ohne in der Kirche gewesen zu sein; — das ist echte und rechte Waldandacht!

Aber auch die Dörfer selbst haben so einzig schöne, malerische Ansichten, Gruppierungen und Einzelbilder, wie solche die Dorfschaften der Ebene kaum bieten; schade, daß gerade diese Landesteile so — unbekannt sind! Vielleicht ist dies ihr Glück, denn dort, wo der Zug des Großstädtlers hingehet, dort verflacht sich die Eigenart entweder in nüchternste Platitude, wie in den Dörfern der Ebene, oder im modernen „neualten“ Stil der Modeorte, der schon am Punkt steht, in vollständige Karikatur auszuarten.

Wer kann es sagen, ob nicht vielleicht auch dem barocken indischen Styl in grauen Zeitenfernen edle Stilformen vorangegangen waren, aus welchen sich dieser erst entwickelte, wie unser modernes Altdeutsch als Zerrbild aus der edlen deutschen Renaissance erwuchs? Und dann die grauenhaften Neustile, wie das „Neuenglisch“, die „Sezession“ usw., in der scheußlichsten Ungrazie und verrücktesten Unnatur! Gerade hier, auf einer Gnadenstätte guter, alter, deutscher Kunst, mitten unter Prachtburgen und kirchlichen Prachtbauten, wo im Umkreis weniger Stunden zwöl f herrliche gotische Flügelaltäre stehen, wo Werke der Skulptur und Malerei wie der Kleinkünste reichlichst aufgestapelt liegen, wo selbst das Bürger- und Bauernhaus vom edlen Kunstgeiste angehaucht erscheint, gerade hier muß man es fühlen, auf welche Abwege unsere modernen Nachäffungsstile und gar erst die gewalttätig ausgeflügelten Neuerfindungsstile hinleiten müssen. Wir

Osterburg, Hohenegg, Mauer und der große Heilige.

sind nicht mehr allzuferne der Zeit, welche jene barocken überindischen Kiehkropfstile noch übertrumpfen wird! —

Da tritt Hohenegg nun in seiner stattlichen Würde hervor. Die riesige Größe der Burg, die Unzahl der runden, vier- und vieleckigen Türme mit ihren spitzen Kegeldächern, Erkern und Zinnen, die verschiedenartig gebrochenen Fronten, dies alles bietet im Gesamteindruck das stattlichste Bild einer Burg des 16. Jahrhunderts. Kaum wäre die Einbildungs- und Erfindungskraft eines Dekorationsmalers imstande, ein phantastischer, ornamentiertes Burgenbild zu entwerfen.

Der stolze Bauherr wußte aber auch, was für einen Bau er da hereingestellt in das schöne Osterland. Wie selbstbewußt klingen nicht diese Verse eines Inschriftsteines:

„Obwohl das Haus nicht nach der Zier
Jehiger Art ist gebaut herfür,
Oder jeden das nicht gefallen,
Das sag' ich zu denselben allen:
Weil darum ausgeben wird mein Geld
So bau ich's auch, wie's mir gefällt.
Wie nun die Köpfe sind gar viel,
Ich auch keine Ordnung geben will,
Doch sollen die alle mir lieb sein
Die in freundschaft kommen herein,
Das schreib' ich recht zum Anfang,
Gott bewahre den Ein- und Ausgang.“

Doch diese schöne Burg, trotzdem sie noch unter Dach ist, die Fenster noch zum guten Teil in den Rahmen hängen, ist — Ruine! Im Innern nur mehr Spuren alter Herrlichkeit und Pracht, aber alles verstümmelt und mutwillig zerstört, als habe der Türke hier gehaust, den doch die Burg zweimal abgewiesen!

Im ersten Geschosse überrascht ein Altan, aus einer einzigen riesigen Steinplatte bestehend, den Besucher der verödeten Burg und ladet ihn freundlich ein, die unvergleichlich schöne Fernsicht von dieser lustigen Stelle aus zu genießen. Doch niemand wagt sich da hinaus. Man hatte, als man

 Österburg, Hohenegg, Mauer und der große Heilige.

das metallene Geländer stahl, die mehr als zwanzig Meter über dem Grundfelsen schwebende Platte zertrümmert, so daß diese nun einsturzdrohend über dem Abgrunde schwebt. Auch wir wagten es nicht, sie durch unser Hinaustreten einer Belastungsprobe zu unterziehen.

Der Blick von hier ist aber auch zu reizend! An solchem Punkte soll jener stehen, der stets von der Gelehrtenstube aus die Vorzeit als „das rohe Mittelalter“ beschimpft! Menschen, welche Freude an den Schönheiten der Natur zeigen — und solche Naturfreudigkeit zeigte doch der Erbauer jenes Balkons — können nicht „roh“ sein; auch pflegen „rohe“ Menschen nicht die Kunst, wie sie hier gepflegt wurde. Dieser Balkon wurde nur gebaut zum Andachtspunkte, um von hier aus die Natur zu belauschen, da man eben auf diesem Balkon viel zu hoch über Felsen und Waldbäumen steht, um gesehen und bewundert werden zu können, was — wie gemeinlich angenommen wird — der Bauzweck unserer modernen Balkons sein soll, in unseren natürlich viel feineren „Zeitläufften“! —

Dort von der adlerhorstartigen Stelle, senkrecht über der Tiefe der felschlucht, schwingt sich der Blick frei von Ost über Süd nach West, die freundlichen Dörfer Wimpasing und Hafnerbach, das Schloß Mitrau heben sich zwischen malerischen Baumgruppen bezaubernd hervor, dann die breite Ebene mit dem saatenbunten Ernteteppich, dazwischen eingestreut Schlösser, Kirchen und einzelne Gehöfte; es ist ein Bild des Friedens und des Glückes, und mitten drinnen hebt sich der altheilige Sitz der huldverbreitenden Ostara empor. Dann bildet in horizontaler Abgrenzung die Pappelallee der Linzerstraße den Scheiderahmen zwischen diesem und einem anderen, ernsteren Bilde. Drüber der Pappelallee erhebt sich im kühngeformten Blaugewoge das österreichisch-steirische Grenzgebirge. Aus diesem ragt wieder im fernen Ost kaum kenntlich die Schneeberggruppe, die Kar- und die Schneéalpe mit Gippel und Gölle und so fort bis zur stolzen

 Osterburg, Hohenegg, Mauer und der große Heilige.

Spitze des schneeleuchtenden Otschers, der hier in stolzer Ehre empor taucht aus dem Felsenmeer, das sich gegen Westen verläuft in die Fackelmassen des Dachsteins und der über-gossenen Alm.

Kaum vermag man sich loszuzwingen von diesem über-wältigenden Bilde! —

Ein leises Frösteln erschüttert einen aber, wenn man von diesem Ausblick das Auge wendet und die unheilvolle Verwüstung des stolzen Burgbaues wieder voll und ganz überblickt; eine mutwillig gemachte Ruine, noch unter Dach!

Und nicht Feindeshand gab diesem stolzen Prachtbau den Todesstoß! Diese Burg, ein Herrnsitz, der nicht schöner gedacht werden kann, verfällt, noch unter Dach und Fach, dem Raube preisgegeben, geschändet durch Vernachlässigung seiner Besitzer! —

Die Baubeschreibung wie die eigentliche Geschichte dieser Burg, so interessant sie auch wären, passen nicht in den Rahmen dieser Schilderungen, und mag hier nur noch dessen Erwähnung geschehen, daß sie mit in jenes Gebiet gehört, was wir unter „Salland“ gelegentlich der Schalaburg er-örtern. Auch Hohenegg gehörte mit Schalaburg und der übrigen Umgebung zum ältesten Allodialbesitz der Landes-herren, und zwar der noch weit vor-babenbergischen.

Herumfriechend in den zerstörenden Gemächern mit den schwingenden Fußböden, den halbzerrfallenen Treppen und den schon zusammengebrochenen Mauertrümmern, stieß ich ganz unversehens auf einen „Eingeborenen“, dessen „Dörperheit“ mir das gefiel!

„Das ist auch einer von deinen Kunden!“ dachte ich bei mir, und begann ihn in ein Gespräch zu verwickeln. Mit großer Geduld, vieler Mühe und der üblichen Kleinmünze der Zungenlösung, nämlich mit Zigarren, Wein und kaltem Aufschnitt, welche aus unseren Rucksäcken hervorgeholt wurden, brachte ich aus diesem Hause nur wenig Zusammen-



Abb. 46. Siehe Seite 149. Das Riesenei bei Blansko.
(Handzeichnung aus dem Skizzenbuche des Verfassers.)

Osterburg, Hohenegg, Mauer und der große Heilige.

hängendes heraus, doch was ich erfuhr, so scheinbar geringfügig es auch sein mochte, so war es doch wertvoll für mich.

Anton Seithhuber, so sein Name, hat eine pietätvolle Liebe zum „alten G'schloß“, wo sein Mutter selig lang lebte, welche hier noch täglich die Turmglocke zog und die Burg ansonsten betreute. Er selber war da geboren und besucht so oft er kann den Schauplatz seiner Jugenderinnerungen; er wandelt durch die verfallenden Säle, allein, träumend, als wäre er der Burggeist selber. Er mag wohl recht tief, viel Schönes und Liebes fühlen, doch ist seiner Sprache nicht die Gewalt gegeben, sein Fühlen in Worte zu kleiden. Die Orientalen nennen solche Menschen Lieblinge der Götter, bei uns nennt man sie Blödsinnige und verspottet sie sogar zuweilen.

Und doch war Seithhuber nicht blödsinnig, er war höchstens „langsam am Geiste“. Geschichtliche Daten darf man bei solchen Menschen freilich nicht suchen, denn sogar Selbsterlebtes berichten sie mangelhaft und ungenau. Aber als Sagen- und Märchenerzähler sind gerade solch traumlebende Naturen oft die prächtigsten Kerle, und auch mein ehrlicher Seithhuber erwies sich als solcher ganz ausgezeichnet. Zuerst fragte ich nach den landesüblichen Vorstellungen und Schauer geschichten vom Burgverließ, Gefangenen, Geföpften und dergleichen, um die Tiefe seines Wunderglaubens zu proben. Bald war er im Zuge; die Zunge war ihm wunderbar gelöst. —

So wußte er viel von dem unterirdischen Gang zu erzählen, der von der Küche, u n t e r d e m g r o ß e n H e r d auslief und nach Osterburg hinüberführte. Er bekräftigte diese Aussage mit der ganz genau bestimmten örtlichen Angabe, wo Pferde und Pflüge eingesunken seien und solcher gestalt den Gang bloßgelegt und eingedrückt hatten. Auch von verwunschenen Schätzen wußte er viel zu erzählen, welche im alten r u n d e n Turme verzaubert sein sollen. — „Ja, wenn man nur das rechte Wort wüßte, und dabei sich durch

 Osterburg, Hohenegg, Mauer und der große Heilige.

feinen Spuk beirren ließe, dann würde man reich — sehr reich! Ja!”

„Ja, ich“ — so erzählte er weiter — „ich war auch einmal — ja auch einmal drinn, dort in 'm dicken, runden Turm, ja. — Es war kohlpfechrappelschwarze Nacht, und der Wind hat blasen, daß 's rein aus war — ja! — und in Wald hat's g'rauscht und g'saust, das Ein'm schier der Schiach angangen ist — ja! — Da hat's drunt' in Hafnerbach Zwölfi g'schlag'n. — Jetzt ist's dann losgegangen mit Heulen und Schreien, Poltern und Ketterscheppern — ja. — Aber wer den Schatz heben will, darf sich nicht fürchten — ei bei Leibe nicht — ja. — Darf sich durch nichts irre machen lassen, und ja sicher nichts reden — ja; — sonst hat der Schwarze Nacht über ihn; — ja! — Na — und wie halt das Rumoren immer näher und näher kommen is — ja — wie's endlich gekracht hat, als ob der Turm einstürzen wollt' — ja na, da ist mir halt der Schiach angangen, mir ist ganz gewaltig entrisch worden — ja — und ich bin davongrennt, was ich hab rennen können! — Ja! —“

Ich erfuhr, daß er „Tost“ und „Wermut“ bei sich gehabt zum Schutz gegen böse Geister und auch noch was „Ge-weihthes“, und daß dort im runden Turme der Teufel selber den Schatz hüte. Welche Bedingungen zu seiner Hebung die Sage stellte, das wußte er nicht, oder wollte es nicht sagen, was das wahrscheinlichere sein dürfte. Von weißen Frauen oder anderem Spuk wußte er nichts zu erzählen. Dafür aber war ihm von einer weißen Frau auf der Osterburg etwas Unklares, Unbestimmtes in Erinnerung. —

So waren wir allmählich fast unbemerkt aus dem Schlosse gekommen; vorbei an dem zierlichen Brunnentempel aus rotem Marmor, der selbst einem Stadtplatze zur Zier gereichen würde, hier aber erbarmungslos zugrunde geht. — Bald standen wir auf dem Wege der nach „Mauer“ hinüberführt.

Osterburg, Hohenegg, Mauer und der große Heilige.

Da erzählte mir noch der verunglückte Teufelsbanner in seiner breiten, formlosen Weise von einem „großen Heiligen“, der hier in der Nähe sich befände. Ich konnte nicht recht flug aus dem Erzählten werden und ließ mich zu dem „großen Heiligen“ führen.

Der ist eine gut zwei Männer hohe Bischofsstatue im Zopfstile ohne allen Kunstwert. Sie ist schlecht bemalt und stellt den heiligen Zeno, Bischof von Verona vor.

Jetzt begriff ich erst die Beschreibung Seithubers.

Am Ufer eines kleinen Baches steht die Kolossalstatue des Heiligen auf einem Felsblock, in dem Fußspuren eingedrückt sind, in welchen Fußspuren sich das Regenwasser sammelt, das für „böse Augen“ gut sein soll. Der Heilige habe hier bei Lebzeiten geweilt, und die Fußspuren hätte er im Gebete durch sein anhaltendes Knien in den Stein gedrückt. Auch leide der „große Heilige“ kein Dach und kein Fach über sich, so oft auch der Herr Pfarrer von Mauer ein Dach über die Statue aufrichten ließ, so oft riß es Wind und Wetter in der nächsten Nacht wieder weg.

Drüben am Berg aber steht die uralte Kirche von Mauer. Die ungewöhnliche Form dieser Kirche, an der das Dach des Schiffes bedeutend niedriger, als das des Presbyteriums ist, der massive Quaderturm, das altersgraue Aussehen des ganzen Baues, dies alles stimmt gar wundersam in solches Mythenland. Nur nebstbei sei bemerkt, daß auch diese Kirche bedeutende Kunstschätze birgt.

Aber auch diese Kirche „leidet keinen Anwurf von Augen“, so oft sie verputzt wird, wirft ihn Wind und Wetter herab, auch duldet sie vorne kein hohes Dach; das stürzt immer ein, und erst das niedere Dach bleibt dauerbar.

Das ist reines, unverfälschtes Wuotanstum.

Vorerst der unterirdische Gang, dessen Bestehen ich nicht leugnen möchte; sein Ausgangspunkt unter dem Herde ist bezeichnend.

 Osterburg, Hohenegg, Mauer und der große Heilige.

Der Herd dürfte nur die unsichere Erinnerung an den alten Opferaltar der alten Heilstatt Hoheneggs sein, das diese sicher wie Schalaburg war. Die Verbindung mit der Osterburg ist ebenfalls, mindestens mythologisch wichtig. Der Teufel als Schatzhüter begegnete uns schon wiederholt und bedarf hier nur der Erinnerung an St. Christophorus und die Schatzsage von Rauhenegg (Helenental), wo noch die Bedingung der Schatzhebung unvergessen ist. Dieses alles aber tritt vor dem großen Heiligen in den Hintergrund.

Der steht auf einem „wotanistischen Opferaltar“; die Fußspuren sind die Mulden für die Opfergaben und das Opferblut. Darum duldet er nicht Dach, nicht Fach, denn schon Tacitus bezeugt, daß die germanischen Götter ebenfalls sich nicht in Tempelmauern einschließen ließen. Auch die Kirche von Mauer, welche einsam auf dem Hügel steht, weist sich als vorchristliche Heilstatt. Dort zog vermutlich das wilde Gjaigd und riß das Dach weg, weil es im Geisterwege stand. Gleichwertige Beispiele gibt es viele.

Also auch hier wieder die „Drei“; Osterburg, Hohenegg, Mauer, und mitten zwischen den Dreien der Opferstein!

Welchen Asen nun der große Heilige ersetzte? Wuotan gab sein eines Auge für den Trunk aus Mimirs Brunnen, und das in den Fußspuren sich sammelnde Regenwasser ist gut für — „böse Augen“. „Helblindr“, der Halbblinde, Einäugige, ist der Beiname Wuotans als Wintergott, ja in seiner Sondergestalt als der Baldersmörder Hader (Hödur), ist er sogar ganz blind, denn Loki muß ihm den Arm leiten zum Nistelschuß. Auch in Märchen und Sagen kommen seine Abschwächungen als halb- oder gänzlich erblindet vor; so in den vielen einäugigen Riesen, im einäugigen Siegfriedstöter Hagen von Tronje, selbst im alten blinden Eber.

Eben darum wird auch Wuotan als Heilgott für Augenleiden angerufen, und darum weisen alle „Augenbrünnln“

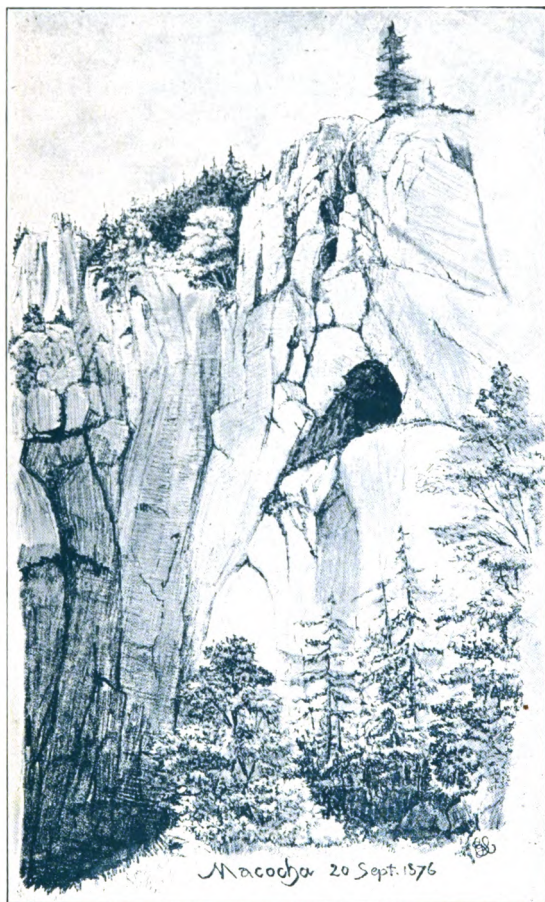


Abb. 47. Die „Macocha“ bei Brünn. (Handzeichnung aus dem Skizzenbuche des Verfassers.) Siehe S. 148.

Osterburg, Hohenegg, Mauer und der große Heilige.

(s. B. bei Edlitz hinter Reichenau u. a.) auch auf altgeheiligte „Phols-“ oder Wuotansbrunnen“. — Die Pholsbrunnen hatte eben des Gottes Röß (Phohlen, füllen) aus der Erde gestampft. —

In dieser hochbedeutsamen Heilstatt haben wir daher folgende Dreiteilung zu erkennen:

„Osterburg“, als Stätte des Werdens, der Geburt;

„Hohenegg“, als Heilstätte des Waltens oder des Lebens; wo in wuotanistischer Zeit die Dingstätte, im Mittelalter jedoch der Herren- und Gerichtssitz war; und endlich

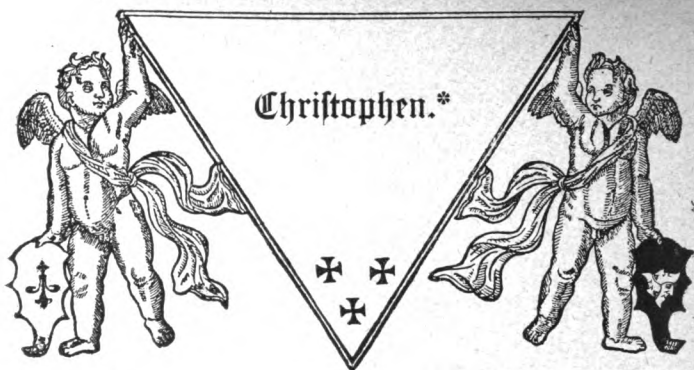
„Mauer“ als die Heilstätte des Vergehens oder des Todes.

Mauer, welches unzweifelhaft die alte Begräbnisstätte für Brandbestattungen war, blieb auch in christlicher Zeit dem Totenkulte geweiht, was der ungewöhnlich reiche Bestand von Grabstätten und kostbaren Grabsteinen aus den ältesten Zeiten bis in das spätere Mittelalter herein, wie anderer Motivbesitz dieser Kirche deutlich erweist.

Ungeahntes hat dieser kurze, genußreiche Wandertag durch örtlichen Augenschein und des ehrlichen Seithhubers schlichte Erzählungen erschlossen, und einen neuen Baustein geliefert zum Ausbau einer längst vergessenen Zeiteinschichte aus dem Jünglingsalter unseres Volkes.

Doch es begann Abend zu werden; überdies war ein Gewitter im Heranzug, das den ganzen Tag gedroht. Darum eilten wir gen Loosdorf, um womöglich unberegnet die Heimfahrt nach unserem alten Dianiomina anzutreten.





Ave magne Christophore!
 Qui portasti Jesum Christe
 Per mare rubrum,
 Nec tamen franxisti crurum.
 Sed hoc non est mirum,
 Quid tu eras magnum virum.
 Altes Lied fahrender Scholaren.

So tüchtig seine Füße braucht, um durch aller Herren Länder per pedes apostolorum zu laufen, wie die fahrenden Schüler des Mittelalters ehrlichen und unehrlichen Ungedenkens getan, dem mag auch solch barbarisches Latein nicht als Sünde angerechnet werden, wie jenes Scholarenlied davon ein Pröbchen bietet, so am Anfange dieser Zeilen zu lesen. Ist doch kein Volk der Erde so in der Welt herumgelaufen, wie das deutsche, woher der Reichtum seiner Wanderlieder in allen Mundarten, selbst in lateinischen Versen stammt. Hat auch die Eisenbahn vieles in Sitte und Brauchtum des Volkes geändert, hat sie das Institut der „reisenden Handwerksburschen“ in das Museum zu dem übrigen kulturgeschichtlichen Gerümpel verbannt, so blüht und grünt doch noch ein einsam Reislein des fahrenden Scholastentums, das seine Lieder erschallen läßt, wenn die Vakanzzeit ihre goldenen Schwengeltage über das Land

* Zuerst veröffentlicht: Wien, Deutsche Zeitung, 30. u. 31. Jänner 1890, am Begräbnistage meiner ersten Frau, meiner armen Helene, † 29. Jänner 1890, beerdigt am 31. Jänner 1890.

 Christophen.

breitet. Regnen darf's da freilich nicht, denn dann verstummen die Lieder und in den regenumplätscherten Straßenwirthshäusern ist es still; nur das Geklapper der Steinfrüge gibt davon Kunde, mit was Tun die unlustigen Scholaren sich den Ärger über des Wetters Ungemach versüßen.

Also saßen auch wir mißmutig zu Christophen im Wirthshaus und blickten hinaus ins triefende Laub, das mit den Wolkenfransen heute Hochzeit zu halten schien.

„Wir müssen es mit St. Christophoros verdorben haben“ — meinte einer. — „Der große Wassergeist, der im „Christopheles-Gebet“ angerufen und gebannt wird, auf daß er nicht in allzu schrecklicher Gestalt erscheine, ist los und schier auf lange nicht zu bannen!“

So war es auch, denn es regnete fort, wie solches jeder der Unglücklichen seufzend bestätigen kann, der im Herbst des regenfeuchten eintausendachtthundertneunundachtzigsten Jahres sich auf der Wanderschaft befand.

Die scherzweise Zusammenstellung des berüchtigten „Christopheles-Gebetes“, das die Kirche selbst als Zauber verfolgt, mit dem Orte Christophen, in dem wir eingeregnet saßen, führte zu anregenden Erörterungen und schließlich zu diesem mythologischen Landschaftsbild:

Christophen ist ein uralter Ort, der zwar erst im dreizehnten Jahrhundert urkundlich als Pfarre genannt wird (Marquardus plebanus de sancto Christophore, 1239), aber doch von den sonst sehr skeptischen Altertumsforschern für älter gehalten wird. Ausnahmsweise schenken sie einer Überlieferung Glauben, welche, einer späteren Inschrift am Pfarrhause zufolge, angibt, daß der Passauer Bischof Berengar im Jahre 1040 die Pfarre dem Stifte St. Pölten zugewiesen, was fünf Jahre später auch Bischof Engelbert unter gleichzeitiger Vermehrung der Dotation bestätigt habe. Nun aber ist trotz der Annahme dieses gewiß hohen Alters dasselbe immer noch zu gering geschätzt, denn zweifellos reicht die Gründung des Ortes in vorchristliche Tage, die der Kirche

 Christophen.

jedoch in die Zeit der Einführung des Christentums selbst zurück. Die Christophoruskirchen sind wie jene der Heiligen Leonhard, Ruprecht, Stephan oder des Erzengels Michael und anderer Heiliger aus altberühmten Muotanskirchen erwachsen, wie wir schon des öfteren gezeigt, und bleibt auch hier nur die Frage zu beantworten, welchem der Äsen hier einst geopfert wurde.

Auch in Legende und Verehrung St. Christophorus' (des Christusträgers) sind unverlöschliche Spuren der germanischen Wihinei erhalten, nur mit dem Unterschiede, daß diese nicht, wie z. B. beim St. Leonhards-Kultus, von der Kirche geduldet, sondern direkt verfolgt und verboten wurden. Die Legende ist bald, und zwar nach einem 1517 in Straßburg gedruckten Legendenbuche im Auszuge erzählt.

Der Heilige war vor seiner Bekehrung ein Heide und geboren zu Canaan; er war ein Riese und zwölf Ellen lang. Er wanderte, um den größten und mächtigsten Herrn zu finden, dem er dienen wollte. So kam er an den Hof eines Königs. Als Offero* — so war vor der Taufe sein Name — sah, daß der König, so oft des Teufels in der Rede gedacht wurde, sich bekreuzte, frug er, was dies bedeute. Nach der erhaltenen Aufklärung sprach Offero zum König: „Fürchtest du dich vor dem Teufel, so habe ich dir lange genug gedient.“ Er ging nun, den Teufel zu suchen, fand und diente ihm. Einst konnte der Teufel bei einem Kreuze nicht vorbei, da sah Offero, daß der Teufel nicht der Mächtigste sei, und verließ ihn wie vorher den König. Nach langem Wandern fand er einen Klausner, der ihn im Glauben unterwies, doch der vorsichtige Offero ließ sich noch nicht taufen, da er noch immer zweifelte, ob er jetzt an den Mächtigsten geraten sei. Der Klausner befahl ihm, zu fasten, zu wachen, zu beten. Da sprach Offero: „Weiß' mir ein ander Mittel an, ihm zu dienen.“ Sagte der Einsiedel: „In jener

* Der sich Anbietende, Offerierende.

 Christophen.

felschlucht strömt ein Wasser, über das führt nicht Brück', nicht Steg. Willst du die Menschen da herübertragen um Gottes willen, so erzeigst du Christo einen Dienst, denn du bist lang und stark."

Offero tat wie ihm geheißen. Dort baute er sich eine Wohnung und trug die Wallfahrer über das Wasser um Gottes willen, d. h. ohne Dank und Lohn. Da hörte er einmal des Nachts ein Kind also rufen: „Mein lieber, mein langer, mein starker Offero, hol über!“ Er ging ans Ufer, sah aber das Kind nicht und kehrte in seine Hütte zurück. Das Kind rief ein zweites Mal und auch da fand er es nicht, erst nach dem dritten Rufe ward er es gewahr. Er ergriff seinen Stab aus Birnenholz,* nahm das Kind auf die Achsel und schritt mit ihm in den Strom. Aber das Wasser schwoll zum Meere an und das Kind wuchs und wuchs und ward schwerer denn Blei. Er fürchtete zu ertrinken. Wie er nun mitten im Strome stand, sagte er zu dem Kinde: „Wie bist du, Kind, doch so schwer; mir ist, als ob ich die ganze Welt trüge!“ Da sagte das Kind: „Du trägst nicht die Welt, sondern den, der sie geschaffen.“ Damit drückte das Kind den Offero unter das Wasser und sprach: „Ich bin Jesus, dein König und dein Gott, und taufe dich in dem Namen meines Vaters, in meinem Namen und dem des heiligen Geistes. Vorher hießest du Offero (ich biete mich an), und nun sollst du Christophorus (Christusträger) heißen. Stecke deinen dürren Stab in den Boden; trägt er morgen Früchte, so kennst du meine Macht!“ Damit verschwand das Kind. Christophorus tat wie ihm geheißen und der dürre Stab schoß in derselben Nacht zum Baume auf und trug Blüten

* Das ist echt ario-germanisch-wuotanistische Kala! — Birnenholz: Birne = bir, ber, bar == I. Erstehen (gebären), II. Leben, Walten, Wirken (gebären), III. leer, Vergehen, Tod (bar alles Wissens, barfuß, Bahre, usw.). Um dürren Birnbaum des Walsersfeldes wird nach der letzten Schlacht Wuotan Schild und Schwert hängen, worauf der Baum wieder grünen und Früchte tragen wird!

 Christophen.

und Früchte. Darob freute sich Christophorus sehr und hing mit Liebe und Treue an seinem Herrn. Die weiteren Schicksale und das Martyrium des Heiligen haben für diese Studie weiter keinen Bezug, weshalb sie hier übergangen werden können.

Diese Legende erhält in Tirol eine merkwürdige Erweiterung und Ergänzung.

An der Landstraße von Mittenwald nach Innsbruck, zwischen Seefeld und Zirl liegt ein Bauernhaus,* das sogenannte Riesenhaus. Es ist von außen mit Wandmalereien geschmückt und auf der Wand gegen die Straße sieht man zwei jugendliche Riesen miteinander kämpfen; Heymo, das Schwert mit beiden Händen haltend, stößt es dem Thyrsis ins Haupt. Auf der entgegengesetzten Wand ist der heilige Christoph dargestellt, wie er das Christkind durch die Wellen trägt, in der linken Hand einen ausgerissenen Baum mit Wipfel und Wurzel haltend und als Stab nützend. Ein nacktes, zur Hälfte aus dem Wasser ragendes Meerweib, mit einer Krone auf dem Haupte, berührt mit der linken Hand die Wurzel des Baumes. Auf der anderen Seite Christophs steht die Mutter Anna mit dem Kinde Maria. Daneben ist die Jahreszahl 1507 lesbar. Neben der Mutter Anna steht ein Engel und etwas abseits ein Eremit, der aus seiner Zelle zu treten scheint, mit einem brennenden Licht in der Laterne. Im Hintergrunde ist eine Burg sichtbar.

Nabe diesem Riesenhaus, in einem schmalen, steilen Tale fließt der Türschenbach dem Inn entgegen. Der kleine Weiler, der in diesem Tale liegt, heißt gleichfalls

* Ich ersuchte meinen Freund, Herrn Artur Ritter von Wallpach zu Schwanenfeld, den bekannten Tirolerdichter, mir ein Bild dieses Riesenhauses zu verschaffen und erhielt von ihm folgende Mitteilung: Das Haus in Leithen bei Reith auf dem Wege nach Seefeld, welches ein spätgotisches Fresko in grüner Farbe, den Kampf der Riesen Thyrsis und Heymo trug, wurde vor einigen Jahren neu getüncht und hiebei das etwas vom Regen angegriffene Fresko vollständig vernichtet.

 Christophen.

T ü r s c h e n b a c h. In der Nähe wird Asphalt bergmännisch gewonnen, den die Leute der Umgebung als tüchtiges Wundermittel gegen allerlei Krankheiten und Viehseuchen gebrauchen, ebenso das Steinöl (Naphtha), das sie T ü r s c h e n ö l nennen. Eine nicht weit entfernte Grundparzelle wird „beim wilden Mann“ genannt (bei'n wil'n Ma').

Weiter gegen Innsbruck kommend, findet man die überlebensgroße Statue H e y m o s, geharnischt, die Drachenzunge in der linken Hand, an der Totenkapelle des Friedhofes von Wilten.

Davon geht die Sage:

Das Muttergottesbild von Wilten war unter vier Säulen verborgen, weshalb es noch jetzt „Unsere liebe Frau von den vier Säulen“ genannt wird.* Das ward durch Offenbarung dem H e y m o kund, der alsbald das Bild ans Tageslicht brachte und Kloster Wilten** an der Fundstelle zu erbauen beschloß. Aber was er am Tage erbaute, war des nachts eingerissen. H e y m o, welcher mit dem T ü r s c h in Streit lebte, warf auf diesen Verdacht, suchte ihn auf, fand ihn auf einer Wiese schlafend und versetzte ihm mit dem Schwerte einen tödlichen Streich. Der Riese T ü r s c h raffte sich auf, riß einen Baum samt den Wurzeln aus der Erde und schlug um sich. Aber die Berge schreitend, strömte das Blut aus seiner Wunde, und „wohin es floß, d a h a t ' s d a s T ü r s c h e n ö l“.

Ehe er starb, rief er:

„Geh hin, unschuldig Blut,
Und sei für Vieh und Menschen gut!“

* Kala: Vier Säulen = fyr sal = Gottes Heil. — fyr, d. h. Urfyr ist Gottesfeuer (vergl.: brennender Dornbusch) und in diesem Urfyr geborgen ruhte die Mutter Erde, wie Brunhilt im Wafurlohi.

** Kala: Wilten = uilten = ul-ten; d. i.: „ul“ = Geist, Wissen; „ten“ = halten, erhalten. — Heimö, — die Heimat! — hatte dort in geheiligter Geheimstätte, das Urwissen des Armanismus, die wuotanistische Wihiwei „verfakt“ erhalten, um es auf künftige Zeiten zu vererben.

 Christophen.

Aber auch noch jetzt stürzte allnächtlich der Klosterbau wieder zusammen. Da paßte Heymo auf und sah, wie von Sillbach ein Drache herkam. Mit Muttergotteshilfe verfolgte Heymo den Drachen bis an den Wasserfall, wo er dem feuer-speienden Ungetüm den Kopf abhieb und ihm die Zunge ausriß.

Als der Klosterbau vollendet war, erfaßte Heymo einen großen Stein und warf diesen mit solcher Gewalt über das Kloster, daß er weit hinfiel, wo er noch heute liegt. So weit sollte das Kloster vom Jähent befreit sein.

Der Zusammenhang zwischen der Riesensage des Heymo und des Thyrsis mit der Christophorus-Legende ist hier zwar vergessen, doch wird es sich finden lassen, zumal Thyrsis und Türsch direkte Riesennamen sind und mit Thurso, Durso übereinstimmen, mit welchem Namen die Riesen in der Edda wie in vielen Sagen auftreten.

Gewiß ist es nicht zufällig, daß bei Apollonius I. 502 ein Titanenkönig Ophion Gemahl der Eurynome genannt wird, der, von Saturn besiegt, in das Meer geworfen wurde, wohin ihm Rhea die Eurynome nachwarf, welche beide ertranken. Auch unter den Giganten, welche Zeus erschlug, wird gleichfalls ein Ophion genannt. Ophion und Offero aber klingen sehr verwandt, und scheint letzterer Name aus ersterem entstanden zu sein.

In der Legende nun fällt zuerst das Wandern des Offero auf wie seine Länge, welche mit zwölf Ellen angegeben wird. Ferner sein Dienst, die Wallfahrer über das Wasser zu tragen, und endlich der Stab aus Birnenholz, der, in die Erde gepflanzt, grünt und blüht und Früchte trägt. Das sind echt ariogermanische Merkmale, welche, mit der Heymo-Türsch-Sage in Verbindung gebracht, zu interessanten Lösungen leiten.

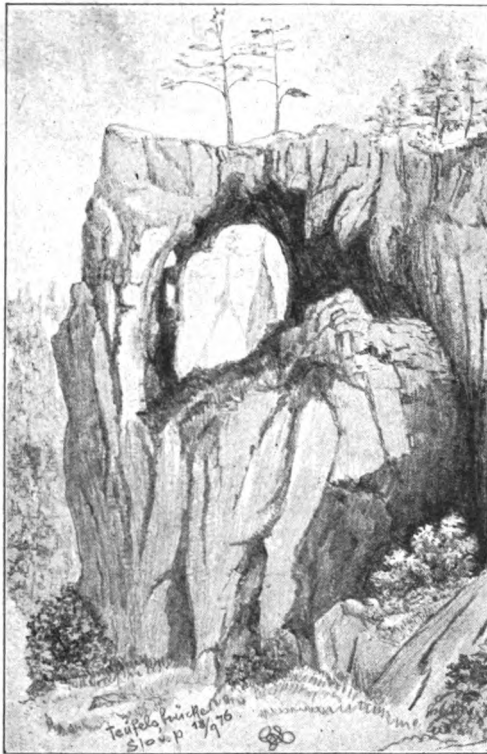


Abb. 48. Siehe Seite 148. „Die Teufelsbrücke“
bei Sloup. (Handzeichnung aus dem Skizzenbuche
des Verfassers.)

 Christophen.

Wate hieß ein Riese, der mit dem Meerweibe Wachilde seinen Sohn Wieland zeugte.* Als der erwachsen war, trug er ihn übers Meer, damit er ein Schwert schmieden lerne. Dieser Sohn aber, den der Vater trug, war das Volk, das der Gott über Meere und Länder trug, das heißt das er auf den Wanderzügen geleitete.

Schimmert hier nun auch hinter der mythischen Gestalt Wates Wuotan als Wanderer hindurch, so darf solches nicht Wunder nehmen, denn Wuotan ist eben alles und die einzelnen anderen Göttergestalten sind eben nur Personifikationen einzelner Eigenschaften des obersten Gottes.

Auch Christophorus ward in dem Sinne gedeutet; er beschützt die Wanderer und an dem Tage, an dem ein solcher irgendwo ein Christophorusbild erschaut, ist er vor jähem Tode beschützt. Darum finden sich die meist riesigen Bilder des Heiligen größtenteils an den Außenwänden der Kirchen, an Felswänden, wie z. B. am Hollerfels nächst Vellach ein elf Meter hohes Christophorusbild an den Fels gemalt erscheint, ebenso an der Kirche von Meran (Abb. 55) und naturgemäß auch als Wirtshauschilder, auf welche letztere er von den alten Hospizen übergegangen war, welche in den Zeiten der Kreuzzüge entstanden sind. St. Christophorus trug eben sein Volk wie der alte Wate über das Meer zum gelobten Land.

Nun findet sich hier ein Drachen- und ein Riesenkampf. Der Drachenkampf stimmt zu Valder oder zu dem Siegfrieds, wie namentlich der Zug verrät, daß das Blut „für Vieh und Menschen gut“ sei. Das Drachenblut machte Siegfried „hörn“, das heißt unverwundbar, und ließ ihn die Sprache der Vögel verstehen. Wenngleich hier das Blut des Riesen Türsch ausdrücklich genannt ist, so tut dies der Bezeichnung keinen Eintrag, denn Drachen sind Riesentiere und Fafner ist, wie bekannt, Drache und Riese in einer Person.

* „Deutsch-Mythologische Landschaftsbilder.“ Uggstein.

Der Riesenkampf hingegen weist auf die Riesenkämpfe des anderen Wuotansohnes Donar hin, während das Bauen sowohl auf den bauenden Wuotan wie auf die bauenden Riesen bezogen werden kann.

Da wären also nicht weniger als drei Usen, nämlich Wuotan, Balder und Donar, und ein Riese, Wate, welche darauf Anspruch erheben, an den Stätten der heutigen Christophorus-Verehrung ehemals ihre Opferstätten gehabt zu haben.

Da ist es aber eben wieder das Riesenhaus zwischen Seefeld und Zierl, das hier ein gewichtiges Beweisstück in die Wagschale wirft, welches Beweisstück das gekrönte Meerweib ist; Wielands Mutter war die Nixe Wachilde. Wie nun aber der Wunderglaube deswegen, weil Offero vom Christuskinde unter das Wasser getaucht wurde, glaubt, er habe Gewalt über alle Schätze, welche im Wasser liegen, so wird auch Wielands Gold als aus dem Wasser stammend in den Sagen geschildert, indem es von seiner Mutter, dem Meerweib Wachilde, stammend gedacht wurde. Das war insofern allerdings richtig, als das erste Gold aus dem Flußsande gewaschen wurde.

Dadurch scheint es also entschieden, daß die Christophorus-Verehrung jene Wates ersetzte, wozu noch ein anderes beachtenswertes Moment hinzutritt, das allerdings in einen anderen Mythenkreis fällt. Es ist dies der „wandernde Jote“, der sich im Laufe der Zeiten zum „ewigen Juden“ herausgestaltete, aber niemand anders ist, als Wuotan, der Wanderer. Gerade in Tirol geht die Sage, Judas habe sich an einem Mittwoch erhängt; dieser Judas ist aber eben jener „wandernde Jote“. Das Erhängen ist Wuotans Selbstopfer* und der Mittwoch ist der dem Wuotan geheiligte Wochentag. Beachtenswert ist ferner, daß gerade im Donau-

* Im Runenliede singt Wuotan von sich selbst: „Ich weiß, wie ich hing am windkalten Baum neun ewige Nächte, ich, Wuotan, mir selber geweiht“ 2c.“

 Christophen.

tale der „Wachau“, welche wir schon bei „Aggstein“ als die Aue Wachildens erkannten, dem am linken Donauufer liegenden „Matstein“ der am rechten Ufer liegende „Aggstein“ sozusagen entgegengestellt ist. Ugez (Uegir), der winterliche Meerriesen, beleuchtet seine Halle mit dem Goldlichte der in der Unterwelt (der Finsternis, dem Winter) gefangen gehaltenen Sonne. Wir erkannten dieses mythische Schatzgold aber auch als das in der Wintererde schlummernde goldene Saatkorn, aus welchem mythischem Goldschatz der sagenhafte Hort der Nibelungen, der Amelungen u. a. sich entwickelte. Wie also hier dem „Wate“ der Wasserriesen „Ugez“ entgegensteht, so findet sich im „Christopheles-Gebet“ dem Heiligen „Christophorus“, der „große Wassergeist“ als Schätzebewahrer gegenübergestellt, wodurch eben dieser sich als Ugez erweist. Da nun dem St. Christophorus auch diesen Wassergeist zwingende Gewalt zugeschrieben wird, wie solches eben das Christopheles-Gebet erweist, so muß die hinter diese Heiligen verborgene wuotanistische Verwesentlichung eine mächtigere als Ugez selber gewesen sein.

Wate ist, wie schon bemerkt, eine abgeschwächte Nebengestalt eines mächtigen Usen, noch aber schwankt die Frage, ob jener Use „Wuotan“ oder „Donar“ gewesen; ersterer ist der Gott der Edelleute, letzterer der Bauerngott gewesen. Beide sind Wanderer; aber ein eddisches Lied: „Harbards-hliöðh“ führt uns Donar als den durch das Wasser Waten den vor.

In diesem Liede ist ein Janz der Sonne (Wuotan) mit dem Sommergewitter (Donar) mythisch geschildert. Die Sonne siegte; nachdem das Gewitter ausgetobt, scheint sie wieder ruhig am Himmel. Die Sonne (Wuotan) ist hier als Fährmann über den Scheidestrom zwischen Riesen und Usen gedacht, der sonst Elbing (Ifing) heißt. Im Gewittermythos bedeutet die Darstellung des Sonnengottes als Fährmann über den Scheidestrom Elbing die von Gewitterwolken ver-

schleierte Sonne, welche von einem zum anderen Stromufer hin und wider fahren. Das heißt, die Gewitterwolken ziehen eigentlich einmal hin, dann wieder zurück. Aber die Sonne verweigert die Überfuhr doch und bleibt Siegerin, dann endlich verziehen die Gewitter und gehen längst des Stromes, um im „Wesfen“ eine Furt zum Durchwaten zu suchen.

Im „Harbardshlöðh“ nun ist dieser Mythos schon sehr undeutlich geworden, denn das Lied ist ein spätes, aus der Zeit des Niederganges der Skaldenkunst. Aber es kennzeichnet sehr gut den Charakter des ritterlichen wie den des bäuerlichen Gottes. Beide zankten sich, der kriegerische Wuotan und der „Geber der Garben“ Donar, und beide haben recht.

Wuotan prahlt mit Liebesabenteuern und Kriegstaten, Donar rühmt sich seiner den Menschen erwiesenen Wohlthaten und Spenden als Behüter des Landbaues.

Sehen wir nun hier den Scheidestrom zwischen Äsen und Riesen, den Donar durchwätet, vergleichen wir diesen Scheidestrom mit der Donau (siehe Uggstein), wo am nördlichen, linken Ufer der Watzstein steht, am südlichen, rechten Ufer der Riesenstein-Uggstein sich erhebt, so ist der Schluß, daß Wate, der sein Volk über den Strom trägt, kein anderer als der „watende Donar“ in sagenhaft abgeschwächter Gestalt sein kann.

Ist nun aber in der Christophorus-Sage der „große Meer- oder Wassergeist“ als Uge3 erkannt, so muß der diesem überlegene und ihn bezwingende Äse der Riesenbezwin-ger Donar sein, der, trotzdem ihm die Überfuhr von eigentlich befreundeter Seite verweigert wird, kräftig genug ist, durch Selbsthilfe den Wasserriesen zu bezwingen und watend den Stromübergang zu ertrocken.

Somit wären in der Schatzsage des Christophorus eigentlich zwei Schatzespender verborgen, wie solches auch deutlich hervortritt, denn es handelt sich nicht nur um das Schatzgold, das der große Wassergeist im Wasser verbirgt, sondern auch

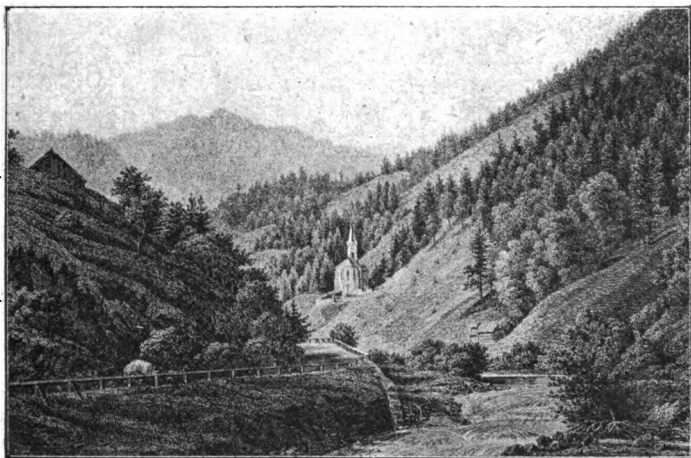


Abb. 49. Siehe Seite 508. St. Leonhard in Kärnten.



Christophen.

um die in der Erde vergrabenen Schätze. Also Wasser und Erde vereinigen sich hier, um das Schatzgold zu verhehlen. Schon in der Nibelungensage findet sich, daß der Zwerg „Antwari“ seinen Goldhort in der unter den Wassern befindlichen Höhle verbirgt.

Nun kennt der deutsche Wunderglaube aber auch noch andere Schatzsagen, welche wie die des Christophorus auf Erde und Wasser, auf Erde und Luft wie auf Erde und Feuer hindeuten, wodurch auch hier wieder die gewaltige Drei plötzlich zum Durchbruche gelangt.

Wenn auch die Alchymie vier Elemente, und zwar:

Erde ▽

Wasser ▽

Feuer ▲

Luft ▲ setzt und daraus das

Universum ✕ bildet, so kennt doch die deutsche Mythe nur drei Elemente in ihrer Einwirkung auf die Erde, nämlich: Luft, Wasser und Feuer. Dieser Trilogie entsprechen: Wuotan (Luft), Donar (Wasser) und Loki (Feuer).*

Da nun die Schätze, die in der Luft, wie jene, die im Feuer liegen, nur geistig (psychisch), körperlich (physisch, materiell) aber nur wenigen Wissenden begreiflich sind, so erklärt sich leicht, warum gerade die Schatzsage, welche auf Donar als Herrn der vergrabenen und versunkenen Schätze beruht, als Christophorus-Sage die beiden anderen in den Hintergrund drängte, denn den Schatzgräbern war es einleuchtender, sich mit vergrabenen oder versunkenen Schätzen zu befassen, als mit solchen, die im Feuer oder gar in — der Luft liegen.

Immerhin werden wir auch die beiden anderen Gebiete auf unseren deutschmythologischen Wanderungen durchstreifen.

* Näheres darüber: G.-L.-B. Nr. 5, „Bilderschrift der Urio-Germanen“, besonders Tafel I jenes Buches.

Nun bedarf es weiter nicht mehr des besonderen Hinweises, daß der Schatzgräberaberglaube, durch zufällige Schätze funde bestärkt, sich immer tiefer in das Gebiet der Zauberei und des Zauberglaubens verrannte und im „Christopheles-Gebete“ wie im „gewaltigen Meergeiste“ von Dr. Fausts dreifachem Höllenzwang im frassesten Aberglauben erstarrte.

Der Kirche war es nicht gelungen, den alten Wuotanskult auszurotten, obgleich sie dem Volke die weitestgehenden Zugeständnisse machte. So blieb dem christlichen Bekenntnisse noch ein gut Teil des wuotanistischen Wihinei in ihrer Eroterik lebendig, das bald zum Teufelsglauben und somit zum Nebenglauben wurde, der sich jedoch bald zum Gegen- und endlich zum Aberglauben entwickelte.

Um sich jedoch vor Verfolgung zu schützen, fleidete man diesen Teufels- oder Gegenglauben in Formen, welche den christlichen glichen, man verquidte Beschwörungen mit Gebeten und so war das berühmte Christopheles-Gebet entstanden, welches trotz aller weltlichen und kirchlichen Verbote noch heute gedruckt, gekauft und mit all dem vorgeschriebenen Zauberapparat auch noch heute — in der Christnacht — gebetet wird.

Es ist haarsträubend, welcher Unsinn auf den achtunddreißig enggedruckten Seiten des Büchleins vereinigt zu lesen ist, das den vielversprechenden Titel führt:

„Die Rufung des heiligen Christoph

oder:

das sogenannte Christopheles-Gebet.“

Vorerst bringt dies Büchlein die Anordnungen zur Vorbereitung unter der Aufschrift: „Wissenschaft der Zuhörungen und Erforderung zur Erlangung dieser Bitten.“ Es ist da viel von christlichen Abungen die Rede, namentlich von „Fasten bei Wasser und Brot“ und dergleichen mehr. Dann

Christophen.

folgt eine Unzahl echter und rechter Zauberbedingungen, wie sie nur immer in die Hegerfücke passen, wenngleich scheinbar im christlichen Sinne. So müssen ihrer drei oder nur einer allein die Beschwörung führen; es muß ein Christophbild und ein Marienbild nebst einem Kruzifix aufgestellt sein, vor dem eine geweihte Lichtmeßkerze brennt. In einer verschlossenen Laterne aber brennt eine verdeckte Kerze. Diese verdeckte Kerze brennt natürlich für den Teufel, „dem man auch zuweilen ein Licht anstecken muß“; das zeigt so recht deutlich, wie hier Christentum und Wuotanstum nebeneinander stehen. Es ist nicht Unglauben, nein! Das ist voller, wahrer Glaube nach beiden Seiten, aber irregeleitet in den Wahnvorstellungen einer überreizten, überhitzten Einbildungskraft.

So geht es fort im wüsten Unsinn, dem Christentum und Wuotanstum gleich zuwider!

Das nächste Kapitel nennt sich: „Weiß und Manier den Creiß zu machen.“ Dies ist der berühmte Zauberkreis, der bei allen Beschwörungen üblich ist; doch da es vielleicht nicht bekannt ist, wie solch ein Kreis aussieht, sei versucht, ihn hier zu beschreiben. Zuerst wird von Ost nach West eine Gerade gezogen, welche eine andere von Nord nach Süd, wie auf der Windrose durchkreuzt. Um den Mittelpunkt dieses Kreuzes werden nun drei konzentrische Kreise gezogen. Das Bild sieht fast einer Scheibe für Schießübungen gleich; es besteht aus vier Quadranten und acht Ringvierteln, von welchen vier immer gleich groß sind.

In dem Quadranten zwischen Nord und Ost steht das Kreuz mit dem Marienbild, in dem nächsten zwischen Ost und Süd das Christophorusbild, im Quadranten zwischen Nord und West steht das Weihwasserbecken, während der Quadrant zwischen West und Süd den Eingang bildet und die Stelle bezeichnet, wo der Beschwörer zu knien hat. Der Ring, der durch den ersten und zweiten Kreis, vom Mittelpunkte aus gezählt, gebildet wird, enthält die Namen der vier Evangelisten, und zwar: Ost: Matthäus; Süd: Markus; West:

Christophen.

Eufas; Nord: Johannes. Der Ring zwischen dem zweiten und dritten Kreis enthält in jeder Himmelsgegend, von Ost nach Süd fortschreitend, je eines der vier Worte: Jesus, Nazarenus, Rex, Judaeorum, zwischen welchen vier Worten, durch Kreuze geschieden, folgende vier Erzengelnamen eingeschrieben sind: Gabriel, Raphael, Uriel und Michael. Ist die durch viele Gebete und Formeln sehr komplizierte Zeremonie des Kreiseziehens vollendet, so kommen erschreckende Mengen langer Gebete, welche immer zudringlicher und unverschämter werden, denn sie haben den Zweck, den heiligen Christophorus als den Verleiher verborgener Schätze zu zwingen, solche in der bescheidenen Ziffer von 999.999 Dukaten in vollwichtiger, landesüblicher Münze zu bringen, und nicht etwa die vielen Mühen der Beschwörung durch trüglisches Scheingold, das sich in mistige Kohlen oder dergleichen verwandeln könne, übel zu lohnen. Das ist das „wahre Gebet des h. Christophori, das bete sehr mit Andacht und ganz rein“. Diesem mehrseitenlangen furchtbaren Unsinn folgt ein ebenso krasses „Gebet zu Gott dem Allmächtigen“, dem jetzt endlich die „Beschwörung zu dem heiligen Christoph“ folgt. Jetzt kommt erst das eigentliche Hexenwerk, nämlich „Die Beschwörung und Citierung auff den Geist und Schatzhütter“. Ein angehängtes „Notandum“ sieht den nicht unmöglichen Fall voraus, daß der Geist noch immer nicht geneigt wäre, die 999.999 Dukaten zu bringen, weswegen es anrät: „Sprich folgende Beschwörung und scharpfen Zwang 3 mahl.“ Natürlich wird jetzt schon schier Unglaubliches geleistet und wenn der Geist nur einiges Ehrgefühl im Leibe hat, so muß er kommen, er mag wollen oder nicht.

Das hat auch der Verfasser des „Zwanges“ fürgesehen und bringt nun Regeln, wie dem Geiste zu begegnen ist, in folgender Ordnung: „Hier wann Du was hörest, so sprich gleich also.“ „Antwort auf die frag des Geists; wann er Dich fraget, was Dein Begehrt, antworte ihm gleich

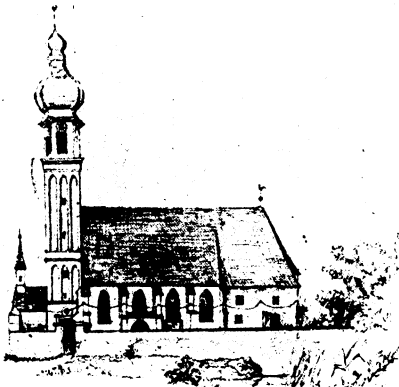


Abb. 50. Siehe Seite 512. Leonhardikirche zu
Ganacker. Außen sieht man rings um die
Kirche das Kettengehänge. (Handzeichnung
aus dem Skizzenbuche des Verfassers.)

 Christophen.

also.“ „Wann der Geist sagt, er habe kein Geld (sic) oder solche Münz, so sprich also.“ Selbstverständlich läßt der Beschwörer nicht handeln; er benimmt sich übrigens genau so brutal, wie allenfalls ein Wucherer seinem Schuldner gegenüber, wenn dieser das bewußte längliche Papier nicht honorieren will. Aber der Geist hat ein Einsehen, denn das nächste Kapitel ist überschrieben: „Wenn der Geist dir was gebracht hat, spreche gleich nach seiner Gutthat“. Da wird der Mann höflich, aber er traut doch dem Geist nicht recht, denn jetzt folgt die „Beschwerung des Schaaßes“ und darauf sofort die „Abdankung des Geistes“, damit sie „in fryden von einander kommen“.

Darauf folgen nur mehr folgende vier Abschnitte: „Urlaub des Geistes“, „Auslöschung des Creiß“, „Bevor man aus dem Creiß gehet“ und „Austretung des Creißes“.

Dem folgen noch viele Gebete, um — wie gesagt, auch sein christliches Gewissen zu beruhigen und sich vor dem Teufel, den man glücklich losgeworden, zu schirmen.

Dieses sogenannte Christopheles-Gebet enthält vom Christentum wie vom Wuotanstum gleich viel, nämlich von keinem von beiden auch den Staub eines Mehltauens, denn es ist harer Wahnsinn, die Ausgeburd des Gehirns vieler fahrender Scholaren unehrlichen Ungedenkens, deren Nachkommen wir noch hie und da als Marktschreier und Theriakfrämer auf dem Lande begegnen. Es wuchs und wuchs, jeder verschärfte da und dort, um es recht schauerlich zu machen und dadurch den armen Bäuerlein die letzten Groschen herauszupressen. So wuchs dieses „Gebet“ und ward endlich gedruckt und wieder gedruckt und erlebte vielleicht eine Auflage, die jene von Scheffels „Ekkehard“ übertrifft!

Und dies, je mehr die Kirche, je mehr der Staat dagegen eiferte, denn — verbotene Früchte munden am besten.

 Christophen.

Wohl hatte der Regen aufgehört, aber der große Wassergeist hatte sich so breit und weich in das nasse Gesträute und in die schlüpfrigen Wege gelagert, daß wir beharrlich hinter unseren Krügen zu Christophen liegen blieben, um uns den edlen Tun trinkbarer Männer hinzugeben.

Es liegt auch so eine eigene Poesie in dem Eingeregnetsein auf dem Lande.

Vale magne Christophore!



This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

STALL-STUDY
CHARGED
CANCELLED
JUN 1 1989



